Lese-, Lehr- und Uebungsbuch

für

sämmtliche Klassen

der

Volksschule.

Bearbeitet

von

Joseph Schätz.

Oberklasse.

Fünftes Schuljahr.

Regensburg.

Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

1862.

Erste Abtheilung.

Lesestücke religiösen und moralischen Inhalts
in
Poesie und Prosa.

1. Alles mit Gott!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
Darfst auf eig'ne Kraft nicht bauen;
Demuth schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen,
Sie nur geh'n auf sich'rer Bahn.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

Mit dem Herrn fang' Alles an!
Muth wird dir dein Helfer senden,
Froh wirst du dein Werk vollenden,
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang' Alles an!

2. Es ist ein Gott.

Es ist ein Gott! — In Berg und Thal erkenn' ich seines Daseins Spuren. Der Morgensonne erster Strahl auf thaubenetzten Frühlingsfluren, der Blumen königliche Pracht, der Sterne Glanz in stiller Nacht, die Frucht, die sich am Baume röthet, der Vogel, der im Strauche flötet, der Wurm, der sich des Daseins freut, verkündet seine Herrlichkeit.

Heil mir! Er ist von mir nicht fern, er sieht auf alle meine Wege: in reinen Herzen wohnt er gern, sie sind sein Bild und sein Gepräge. O, möcht' ich fleckenlos und rein, ihm ähnlich und vollkommen sein! Wie heiter flößen meine Tage, selbst bei des Lebens Leid und Plage dahin. O, welche Seligkeit wär' meinem Geiste dann bereit!

3. Wo wohnt der liebe Gott?

Wo wohnt der liebe Gott? Sieh' dort den blauen Himmel an, wie fest er steht so lange Zeit, sich wölbt, so hoch, sich streckt so breit, daß ihn kein Mensch erfassen kann. Und sieh' der Sterne gold'nen Schein, gleich als viel tausend Fensterlein: das ist des lieben Gottes Haus; da wohnt er drin und schaut hinaus, und schaut mit Vateraugen nieder auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott? Hinaus tritt in den dunklen Wald; die Berge sieh' zum Himmel geh'n, die Felsen, die wie Säulen steh'n, der Bäume ragende Gestalt; horch, wie es in den Wipfeln rauscht, horch', wie's im stillen Thale lauscht! Dir schlägt das Herz, du merkst es bald, der liebe Gott wohnt in dem Wald; dein Auge zwar kann ihn nicht sehen, doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott? — Hörst du der Glocken hellen Klang? Zur Kirche rufen sie dich hin! Wie ernst, wie freundlich ist's darin! wie lieb und traut, und doch wie bang! Wie singen sie mit frommer Lust! Wie beten sie aus tiefer Brust! Das macht, der Herr Gott wohnet da; drum kommen sie von fern und nah', hier vor sein Angesicht zu treten, zu fleh'n, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott? Die ganze Schöpfung ist sein Haus! doch wenn es ihm so wohl gefällt, so wählet in der weiten Welt er sich die engste Kammer aus. Wie ist des Menschen Herz so klein! Und doch auch da zieht er hinein. O halt' das deine fromm und rein, so wählt er's auch zur Wohnung sein, und kommt mit seinen Himmelsfreuden, und wird nie wieder von dir scheiden.

4. Gott ist der Herr und Schöpfer aller Dinge.

In der ersten Woche des Maimonats sprach ein Vater Abends zu seinen beiden Kindern: „Rüstet euch Morgen in der Frühe, denn wir wollen von dem Hügel die Sonne aufgehen sehen.“ Also verließen die Kinder am frühen Morgen die Schlafstätte und wurden von den Eltern gegen den Hügel geführt. Sie wandelten durch die Wiese, wo auf dunklem Grün hellfarbige Blumen prangten, nnd an jedem Grashalm eine Thauperle glänzte. Ueber ihren Häuptern hingen die Zweige der Bäume voll Blüthen, und von Wohlgerüchen war die Luft erfüllt. Dann zogen sie durch die Blumenwäldchen, und von den frischbelaubten

Zweigen ertönte der Morgengesang der Vögel. Als sie aber den Hügel erreicht hatten, da war die Seite des Himmels, nach welcher die Aeltern den Blick richteten, von einem glänzenden Raum umgeben, und wie das reinste Gold glühten die lichten Wölkchen. Wie aber die Kinder staunend hinschauten, sieh, da hob sich am Berge ein goldener Bogen, und es schwebte die Sonne herauf in unbeschreiblicher Pracht. Der Vater und die Mutter aber hoben die gefalteten Hände empor, wandten die Blicke zum Himmel und sprachen: „O Gott, wie herrlich ist deine Schöpfung!“ Und still legten die Kinder die Hände zusammen und schauten zum blauen Himmelsgewölbe. Die Aeltern zogen die Kinder zu sich, und der Vater sprach: „Dort oben im Himmel ist Gott, der Sonne, Mond und Sterne geschaffen, und sie führt am blauen Himmel. Er hat die Berge, die Flüsse, das Feld und die See gebildet. Himmel und Erde sind sein Werk. Gott ist der Schöpfer der Welt.

5. Der Natur Zeugniß von Gott.

„Ich gedenke,“ erzählt ein berühmter Naturforscher, „noch gerne einer Reise, die ich in früher Jugend, in Gesellschaft weiser, guter Männer machte. Einst, als wir die ganze Nacht gewandert waren, verweilten wir gegen Morgen am Rande eines Waldes. Der beginnende Tag weckte den schlafenden Duft der Frühlingsblumen, den Gesang der Nachtigallen, das fröhliche Blöcken des Wildes. Da entfernte sich Einer aus unserer Gesellschaft, und wir hörten aus der Ferne die Stimme des Betenden, laut und freudig. Bei seiner Zurückkunft fragte ich ihn, weßhalb er laut gerufen? Er antwortete: „Mein junger Freund! siehe um dich jenen Morgenschimmer, der sein erwachend Auge dankbar gegen Gott aufschlägt; jene feurigen Wolken, die wie das Angesicht eines Betenden glänzen; jene Blumen und Frühlingsrosen, die ihre Zweige und Blätter dankend gegen Gott ausbreiten; höre den Gesang der Nachtigall, das fröhliche Blöcken des Wildes, das Summen der Bienen und merke auf, wie sie alle nur Gott nennen, nur Gott preisen! Siehe, auch ich habe mit jenen zusammen meine dankbare Stimme erhoben, mit ihnen Gott gelobt und geliebt!“

„Und ich merkte auf die Worte des weisen, guten Mannes. Seitdem verstand ich die Flammenschrift der Morgenröthe, das liebende Wehen des Windes, den erquickenden Duft der Blumen und die Stimme des fröhlichen Thieres. Meine Seele erhob sich oft lobend, liebend mit der Stimme der Kreaturen und

der Geschöpfe. Schöpfer, erfülle, reinige, heilige mein junges Herz!“

Geh' auch du hin, mein Kind, lerne die Natur betrachten, in dem Buche der Natur lesen, ihre Sprache verstehen; sie leitet dich zum Vater! Die Natur ist ein Buch voll Zeugnisse, indem jedes Wort von Gott spricht; die einzelnen Worte sind die Gestirne am Himmel, die Berge und Gewässer, die Thiere, die Pflanzen und Gesteine auf Erden und Alles, was in der Natur ist. Sie zeugen von Gottes Macht und Erbarmen, lehren uns die Vergänglichkeit unsers Lebens; sieh' den alten, unveränderlichen Sternenhimmel, sieh' die alten Gebirge mit ihren urgrauen Felsenhöhen an; sie schauen, wie vor Jahrtausenden, so noch jetzt, auf die Ebenen herunter, auf denen ein Volk das andere schon verdrängte, Städte sich erhoben, blühten, sanken, in Trümmern jetzt liegen. — Und ehe die Berge waren, und die Gestirne glänzten, war Er, durch den sie wurden, Gott, der Herr, der da war und ist von Ewigkeit zu Ewigkeit.

6. Die Werke Gottes.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewund'rung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr, mein Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke;
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, o Gott der Stärke.
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Wolken regnen?
Wer schließt den Schooß der Erde auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
Du bist es, Gott der Herrlichkeit,
Und deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Bringt unserm Schöpfer Ehre.

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist,
Und alle Welt sag: Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn
Und hoff' auf ihn, und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

7. Gott, die ewige Schönheit und der Urquell aller Kraft.

Komm, ich will dir zeigen, was schön ist. Sieh' die Rose in voller Blüthe, wie sie auf dem bemosten Stengel thront, die Königin aller Blumen! Ihre Blätter glühen wie Feuer, die Luft wird von ihrem süßen Duft erfüllt. Sie ist die Lust aller Augen. — Sie ist schön; aber reicher an Schönheit ist er, von dem Alles kommt, was schön ist auf unserer weiten Erde. Er hat auch die Rose gemacht. Sie erfreuet uns durch ihren köstlichen Geruch; er aber wird nicht müde, uns durch seine ewige Güte zu erfreuen. Er ist die Lust aller Herzen.

Ich will dir zeigen, was stark ist. Der Löwe ist stark. Wenn er sich von seinem Lager erhebt, und seine Mähne schüttelt und seine brüllende Stimme erschallen läßt, so flieht das Vieh von dem Felde, und die Thiere der Wüste verbergen sich; denn er ist sehr furchtbar. — Der Löwe ist stark, aber stärker ist er, der den Löwen gemacht hat. Sein Zorn ist furchtbar;

in einem Augenblicke könnte er uns vernichten, und Niemand vermöchte uns aus seiner Hand zu retten.

Ich will dir zeigen, was herrlich ist. Die Sonne ist herrlich. Wenn sie am klaren Himmel strahlet; wenn sie vom glänzenden Himmelsthrone hinabschaut auf die weite Erde, so ist sie von allem Geschaffenen das Herrlichste, das das Auge nur sehen mag. — Die Sonne ist herrlich; aber herrlicher ist er, der die Sonne gemacht hat. Das Auge sieht ihn nicht; denn sein Glanz ist heller, als wir ertragen können. Er durchschaut die verborgensten Orte, bei Nacht, wie bei Tage, und das Licht seines Angesichtes scheint auf alle seine Werke.

Wer ist dieses große Wesen, und was ist sein Name, daß meine Lippen ihn preisen können? — Dieses große Wesen ist unser Gott. Er hat alle Dinge erschaffen; aber er selbst ist herrlicher, als alles Erschaffene. Seine Werke sind schön; die Fülle der Schönheit aber kommt von ihm; sie sind stark, er aber ist die Stärke; sie sind vollkommen in ihrer Art, er aber ist die ewige Vollkommenheit.

8. Gut ist Alles, was Gott gemacht hat.

Ein junger Prinz sagte öfters: „Wozu hat doch wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen Etwas! Wenn ich nur könnte, ich vertilgte alle von der Erde.“ — Einst mußte der Prinz sich im Kriege vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich Abends im Walde unter einem Baume nieder, und schlief ein. Ein feindlicher Soldat schlich sich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein plötzlich kam eine Fliege, setzte sich auf die Wange des Prinzen und stach ihn so heftig, daß er erwachte. Er sprang auf, zog sein Schwert, und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte in der Nacht ihr Netz vor dem Eingange der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei feindliche Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh,“ rief der Eine, „da hinein wird er sich wohl versteckt haben!“ — „Nein,“ sagte der Andere, „da drinnen kann er nicht sein, denn im Hineingehen hätte er ja das Spinnengewebe zerreißen müssen.“ — Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie danke ich dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege, und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist Alles, was du gemacht hast!“

9. Der Allmächtige.

Ich bin der allmächtige Gott,
Der dieser Erd' gebot,
Sich mit Blumen und Blüthen zu schmücken,
Um dich, o Mensch, zu beglücken.
Auf mein gewaltig: „Es werde!"
Entstanden Himmel und Erde;
Begann die Sonne ihren Gang
Dem Himmelsdome entlang,
Und in unendlicher Ferne
Erglänzten die zahllosen Sterne;
Ging der Mond unter und auf,
Brauste der Sturmwind herauf!
Belebte sich Wasser und Land,
Der Chimborasso entstand;
Spei'ten die Berge ihr Feuer,
Scherzten die Meerungeheuer,
Begannen Insekten den Tanz,
Erblüheten Blumen zum Kranz,
Erquickten durch süßen Duft.
Reifte zur Labung die Frucht,
Und in Edens friedlicher Stille
Schuf dich mein göttlicher Wille.
Mein Hauch belebte dich Staub,
Der du verwelkest wie Laub,
Wie des Feldes Blume verblüht,
Wenn die prächtige Sonne erglüht!
Wie das Gras auf der Wiese vergeht,
Wenn der Wind darüber hinweht!
Doch traue mir, im Wachen und im Träumen,
Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!
Stets ruft mein Herz dir zu: „Sohn, komm!"
Wandle vor mir und sei fromm. —

10. Gott erhält und regiert Alles.

Ein reicher und mächtiger König feierte einst seinen Geburtstag. Da liess er in der Stadt, in welcher er wohnte, einige Tausend Menschen auf seine Kosten speisen. Es wurden auf einigen grossen Plätzen viele lange Tafeln und Bänke aufgerichtet und in mehreren grossen Küchen Speisen bereitet, die dann auf die Tafeln gestellt wurden. An diese setzten

sich nun die Leute, welche der König speisen liess, und eine grosse Menge Menschen gingen umher, dieses mit anzusehen. Auch Herr Fröhlich führte seine Kinder dahin, und sie erstaunten über die vielen Menschen, die da sassen, und sich's wohl schmecken liessen. Als Herr Fröhlich endlich wieder nach Hause ging, sagten die Kinder: „Ach, wie reich und mächtig muss doch unser König sein, dass er so viele Menschen satt machen kann!" „Ja wohl," erwiederte der Vater, „die Mahlzeit mag den König wohl viele tausend Gulden kosten, und gewiss kann es ihm so leicht kein Anderer nachthun. Aber ich kenne einen Herrn, der alle Tage nicht blos alle Menschen, die in der Stadt wohnen, auch uns, und selbst den König, sondern alle Menschen, die auf der ganzen Erde wohnen, sättiget und tränkt, ja auch kleidet und mit Allem versorgt, was sie zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Gesundheit bedürfen. — Das ist Gott, der da macht, dass die ganze Welt, die er erschaffen hat, fortdauert, und der auch den zahllosen grossen und kleinen Thieren, die auf der Erde leben, ihr Futter gibt. Wie reich und mächtig, wie gütig ist dieser Gott!"

11. Alles zum Guten.

Ein frommer Weiser kam einst vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren, und Niemand wollte sie ihm öffnen. Hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: "Was Gott schickt, ist gut! und legte sich nieder. Neben ihm stand sein Maulthier, zu seiner Seite, in dieser Gegend um der Sicherheit willen, eine brennende Laterne. Aber ein Sturm entstand, und löschte das Licht in der Laterne aus. Ein Löwe kam in der Finsterniß und zerriß sein Maulthier. Der Weise erwachte, fand sich allein und sprach: "Was Gott schickt, ist gut!" Er erwartete ruhig die Morgenröthe. Als er an die Stadt kam, fand er die Thore offen, und die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine große Schaar Feinde war in der Nacht von der andern Seite in die Stadt eingefallen und hatte die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er blieb verschont, weil er am Abend zuvor nicht hatte in die Stadt kommen können. "Sagte ich nicht," sprach er zu sich selbst, "daß Alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas am Abend versagte."

12. Gott ist allwissend.

Umsonst, umsonst verhüllst du dich,
Mein Herz, in Finsternisse;
Was kann ich Gott verbergen? Ich?
Daß er nicht Alles wisse?
Sei, kannst du, dunkler als das Grab,
Das Auge Gottes sieht hinab,
Und kennet deine Tiefen.

Wo ist die Nacht der Einsamkeit,
Die mich vor ihm verhehle?
Er sieht euch schon, eh' ihr noch seid,
Gedanken meiner Seele!
Eh' ich euch selbst empfinden kann,
Von eu'rer ersten Bildung an,
Bis ihr euch ganz entfaltet.

Seid heilig, seid von Gott nur voll,
Gedanken meiner Seele,
Daß, wenn gerichtet werden soll,
Kein einziger mich quäle!
Seid heilig, und dann fürchtet nichts,
Gott wird am Tage des Gericht's,
Gleich Thaten euch belohnen.

13. Gott ist heilig und gerecht.

Die drei Räuber.

Drei Räuber ermordeten und plünderten einen Kaufmann. Sie brachten das geraubte Geld in ihre Höhle und der Jüngste von ihnen mußte dann in die Stadt gehen und Lebensmittel einkaufen. Als er fort war, sprachen die zwei zu einander: „Was sollen wir diesen Reichthum mit dem Burschen theilen? Wenn er zurückkommt, so erstechen wir ihn, und sein Antheil fällt uns zu.“

Der junge Räuber aber dachte unterwegs: „Wie glücklich wäre ich, wenn alle diese Schätze mein wären. Ich will meine zwei Kameraden vergiften, so bleibt der Reichthum mir allein.“ Er kaufte in der Stadt Lebensmittel und Wein ein, that Gift in den Wein und kehrte in die Höhle zurück.

Als er da hineintrat, sprangen die Andern auf ihn zu, stießen ihm die Dolche in das Herz, daß er todt zu Boden fiel.

Hierauf setzten sie sich hin, aßen — tranken den vergifteten Wein und starben unter den schrecklichsten Schmerzen. Rings vor den aufgehäuften Schätzen fand man alle drei todt.

Gott läßt die Bösen hier auf Erden
Oft ihre eig'nen Henker werden.

14. Das Lied vom Vater.

Der Vater, der im Himmel wohnt, hat diese weite Welt für uns gebaut und Sonn' und Mond gar herrlich aufgestellt.

Hat grüne Felder angelegt und weislich hingesät, was Obst und Koru und Blumen trägt und was die Sense mäht.

Er sieht herunter Nacht und Tag auf seine Kinder all'; er warnt und lockt im Donnerschlag und in der Nachtigall.

Er schuf nach seinem Liebeshauch, nach seinem Ebenbild, auf Erden gute Väter auch mit Herzen, fromm und mild.

Die bau'n im großen Gotteshaus sich ihre Hütten an, und schmücken sie den Kindern aus, so gut ein jeder kann.

Die ziehen Bäum' und Blumen auf, umzäunen grünes Feld und tragen mancherlei zu Hauf' in ihre kleine Welt.

Denn nimmer ist der Väter Brust von treuen Sorgen leer: das Sorgen wird zu lauter Lust und kommt von oben her.

Gott, dessen Licht auf Meer und Land uns Allen fröhlich scheint, der hat durch solch ein Herzensband uns allzumal vereint;

Der gab den Vaternamen sich, daß uns von seiner Treu' der Name schönster ewiglich ein heilig Zeugniß sei.

15. Gott ist die Liebe.

Du bist die Liebe, guter Gott,
Das sagt mir, was ich schau':
Der Morgenstern, das Abendroth,
Das holde Himmelsblau.

Durch Gras und Blumen fließt der Quell
Mit sanfter Silberflut
Und zeigt, ein Spiegel, klar und hell,
Wie lieb du bist und gut.

Der Vogel singt, von dir genährt,
Voll Lust auf grünem Ast;
Sein frohes Lied uns Menschen lehrt,
Wie du so lieb uns hast.

Die Wolke, die das weite Land
Mit reichem Segen tränkt,
Auch sie verkündet jene Hand,
Die alles Gute schenkt.

Der Blumen hundertfarb'ne Pracht
Im Thale weit und breit,
Die du, du lieber Gott gemacht,
Zeigt deine Freundlichkeit.

Der Regenbogen, der so bunt,
So mild und lieblich strahlt,
Er machet uns die Liebe kund,
Die ihn so schön gemalt.

Du bist es, der die gold'ne Saat,
Dies Meer, von Aehren reich,
So wunderbar gesegnet hat;
Wer ist an Huld dir gleich?

Auch in der Sonne hellem Glanz
Strahlt deine Liebe mir;
Sie ist in ihrem Strahlenglanz
Ein Fünklein nur von ihr.

In Mitte dieser schönen Welt,
Die deine Liebe schuf,
Hast du den Menschen hingestellt;
Was ist nun sein Beruf?

Er soll an all der Herrlichkeit
Nicht kalt vorübergeh'n;
Soll deine Liebe hocherfreut
In deinen Werken seh'n.

Er soll sein Herz, o Gott, nur dir
Voll frommen Dankes weih'n;
Soll Zeuge auch auf Erden hier
Von deiner Liebe sein.

Er sei zu helfen stets bemüht,
Sei gütig, freundlich, mild
Und, ganz von deiner Lieb' durchglüh't,
Von dir das schönste Bild.

16. Gott, der rechte Führer.

Mit Gott! Ein Stab auf allen Wegen,
An dem wir fest und sicher geh'n;
Ein Führer aber, dessen Segen
Wir leider oft zu spät versteh'n.

Mit Gott! Was wir hier Freude nennen,
Sie ist es nur, ist Gott dabei.
Versuch' es, Gott und Freude trennen,
Ein Trugbild wird's, sei's was es sei.

Mit Gott! Des schwächsten Herzens Leben
Gewinnet durch ihn Muth und Kraft.
Er ist's, bei redlichem Bestreben,
Der Wollen und Vollbringen schafft.

Mit Gott! Im Großen wie im Kleinen,
Ihn zeigt uns seines Wortes Licht.
Der Weg mag noch so dunkel scheinen,
Mit solchem Führer irrt man nicht.

17. Jesus, der Liebenswürdigste.

Schon deines Namens Süßigkeit ist Honig, der das Herz erfreut; noch süßer bist du, Jesus Christ, der Seele, die dich selbst genießt. So lieblich tönet kein Gesang, so süß kein Har-

fensaitenklang, und Alles, was man herrlich nennt, ist nichts für den, der Jesum kennt.

Ein thränend Auge suchet dich, ein liebend Auge findet dich, du lohnst dem Sucher seine Pein. Was mußt du erst dem Finder sein? Du sendest Licht in uns're Brust, du schaffst dem Herzen Gotteslust: Erfreuender als alle Freud' ist deiner Liebe Lieblichkeit.

Nein, keine Zunge spricht's genug, noch schildert es ein Federzug; nur der's erfahren, weiß allein, wie gut es sei, Eins mit dir sein. Doch will ich suchen fort und fort, jetzt in des Herzens stillstem Ort. Jetzt, unter vieler Menschenschaar, jetzt, wo kein Mensch noch sichtbar war.

Wann kommt mir denn dein göttlich Reich, und machet mich den Engeln gleich. So hell und mild und rein wie du, und voll von Gott in Himmelsruh'! Sie kommt, sie kommt die Himmelsruh', und strömt mit Gotteskraft mir zu. Sie kommt, sie kommt in Jesu Christ, der unser Aller Heiland ist.

18. Der gute Hirt.

Gott ist mein Hirt!
Im Schatten seiner Güte
Singt mein lautjauchzendes Gemüthe,
Und dankt, weil mir nichts mangeln wird.

Er führet mich
Auf ewig grüne Weiden.
Hier blühen mir die reinsten Freuden,
Und meine Seele sättigt sich.

Er tränket sie,
Wenn Hitz' und Durst sie schwächen,
Aus frischen, angenehmen Bächen,
Und meine Seel' erschöpft sie nie.

Wenn er gebeut,
Muß aller Sturm sich legen.
Er führt mich, seines Namens wegen,
Den Fußsteig der Gerechtigkeit.

Mit dir will ich
In finstern Thälern wallen!
Ich fürchte nichts; ich kann nicht fallen!
Du bist mein Stab, deß tröst' ich mich.

Du rufest mich,
Damit ich mich erfrische,
Zu deinem wundervollen Tische;
Und meine Feinde quälen sich.

Herr, du bist mein,
Und dein ist meine Seele!
Du salbst mein Haupt mit deinem Oele;
Du schenkst, du schenkest mir voll ein!

Mir folgt dein Heil;
So lang' ich auf der Erde
Herr, deinen Namen preisen werde;
Sei deine Vaterhuld mein Theil!

Hier ruh' ich gern
In Gottes Heiligthume,
Der Ruhestätt' von seinem Ruhme;
Einst wohn' ich ewig bei dem Herrn.

19. Jesus, unser Lehrer.

Kein Lehrer ist dir, Jesu, gleich!
An Weisheit und an Liebe reich
Kamst du herab, von Gott gesandt,
Und machtest uns den Weg bekannt
Zur Seligkeit, die du erwarbst,
Als du für uns're Sünden starbst.

Die grossen Wunder deiner Hand
Sind uns ein göttlich Unterpfand,
Was man aus deinem Mund gehört,
Ist Wahrheit, die uns Gott gelehrt.
Nie schwäche mir der Frevler Spott
Den Glauben an diess Wort von Gott.

Du lehrtest uns durch Wort und That
Man trifft den reinsten Tugendpfad
In deinem heil'gen Wandel an.
Gib, Herr, dass ich auf dieser Bahn,
Gestärkt von dir, mit steter Treu
Dir nachzufolgen eifrig sei!

Du bist es, Herr, von dem das Amt,
Das die Versöhnung predigt, stammt.
Du machst durch treuer Lehrer Mund
Noch jetzt dein Heil den Menschen kund.
Begleite stets mit deiner Kraft
Ihr Amt, damit es Nutzen schafft.

20. Leiden Jesu.

Wie, liebster Heiland, danken wir
Genugsam für dein Leiden dir!
Ach! würde deiner Liebe Macht
Von uns mit vollem Ernst bedacht!

Unendlich war des Leidens Last,
Die du für uns getragen hast:
Du litt'st am Leibe nicht allein,
Noch größer war der Seele Pein.

Entgegen gingst du mit Geduld
Dem Tode, rein von jeder Schuld:
Und doch befiel der bangste Schmerz
Am Oelberg dein beklemmtes Herz.

Vor deinen Vater sankst du hin
Und sprachst: Du, dessen Sohn ich bin,
Schau' meiner Seele Jammer an,
Den sie, ach! kaum ertragen kann.

Ich weiß, wie viel dir möglich ist,
Ich weiß, daß du allmächtig bist:
Laß, Vater, kann es je gescheh'n,
Den bittern Kelch vorüber geh'n!

So sprachst du, traurig bis zum Tod,
(Und Trost vom Himmel war dir noth;)
Vergossest Schweiß, wie Blut, so roth,
Und rangest zitternd mit dem Tod.

Wen noch das Laster locken kann,
Der seh' dies große Leiden an,
Seh', was dich uns're Missethat
Für Angst und Schmerz gekostet hat.

Du, der so viel für uns gethan,
Wie beten wir dich würdig an?
Ach, nimm die Sünde von uns hin,
Und schenk' uns, Jesu, deinen Sinn!

21. Das wahre Vaterland.

Der Himmel ist mein Vaterland!
Von ihm ja bin ich ausgesandt;
Und tausend Bande zart und weich,
Erzieh'n mich für sein großes Reich.

Der Himmel ist mein Vaterland!
Ihm ist mein Antlitz zugewandt,
Und seine Sterne spiegeln sich
In meinem Auge königlich.

Der Himmel ist mein Vaterland!
D'rum hebt in Leid sich Herz und Hand
So gern zu seinem blauen Zelt,
Und ahnet eine bess're Welt.

Der Himmel ist mein Vaterland!
Denn Alle sind wir ihm verwandt.
Wer weint nicht schon um einen Freund,
Den er zu seinem Staat vereint? —

Der Himmel ist mein Vaterland!
Nach ihm mein Pfad nur ausgespannt;
Als treuer Pilger wall' ich aus
Nach jenem großen Vaterhaus.

Der Himmel ist mein Vaterland!
Mein Jesus gibt das sich're Pfand.
D'rum hebe dich, mein Aug', empor!
Dort sammelt sich der Brüder Chor. —

22. Vertrauen.

Des Menschen Schicksal steht in Gottes Hand.
Sie wird die Braven überall erhalten,
Wenn Menschen diese Hand nur lassen walten! —
Es ist ja Gottes Hand.

Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand.
Wenn Menschenherzen sich vereinen,
Wenn treu und brav und bieder sie es meinen;
Dann schützt sie Gottes Hand.

Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand.
Wer Treue bricht und ohne Güte handelt,
Mit bösem Herzen böse Wege wandelt;
Den strafet Gottes Hand.

Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand.
Wer des Gewissens Stimme überhöret,
Muthwillig braver Menschen Glück zerstöret;
Der fällt durch Gottes Hand.

Der Menschen Schicksal steht in Gottes Hand.
Wen er zur Prüfung hat ein Leid beschieden,
Der sei auch damit kindlich still zufrieden;
Ihn stärket Gottes Hand.

Der Menschen Schicksal steht in Gottes Hand.
Sind durch den Tod die Herzen einst geschieden,
In's ferne Land entrückt zum ew'gen Frieden;
Sie einet Gottes Hand.

23. Der Sieg steht in Gottes Hand.

Kaiser Otto I., der Große genannt, bedachte immer, wenn er in den Krieg ziehen mußte, daß der Sieg nicht in der Menschen, sondern in Gottes Hand ruhe. Und wenn er seinen Kaiserschmuck zu Hause oder im Felde tragen mußte, bat er zuvor Gott um ein demüthiges Herz, damit er durch den Glanz der irdischen Pracht nicht verblendet und übermüthig gemacht würde. Als bei der Belagerung von Breisach einige seiner Bundesgenossen ihn verließen, und nun auch seinem übrigen Volke der Muth entfiel, so redete er sie also an: „Warum seid Ihr so verzagt? Vertrauet Gott, der kann und wird helfen. Der Sieg steht in seiner Hand. Thut Ihr nur das Euere, so wird Gott auch das Seine bei uns thun." — So machte er den Soldaten wieder Muth, und erhielt den Sieg.

24. Liebe Gott über Alles.

„Wer meine Gebote hat, und sie hält, der ist's, der mich liebt. Wer mich aber liebt, der wird von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren." Joh. 14, 21. „Ihr möget essen oder trinken, oder irgend etwas Anderes thun, so thut Alles zur Ehre Gottes." 1. Cor. 10, 31.

Der heilige Karl von Borromäo hatte fromme Aeltern, welche Gott liebten, und die Liebe Gottes in seinem Herzen frühe anzuflammen, und Alles von ihm zu entfernen suchten, was sein Herz verstimmen oder mit dem Gifte einer Sünde hätte anstecken können. Der aufblühende heilige Karl kam in keine Gesellschaften, wo böse Eindrücke auf ihn gemacht werden konnten. Er blieb immer unter den Augen seiner Aeltern, wo er nichts als Gutes hörte, und nichts als gute Beispiele nachzuahmen bekam.

„Liebe Gott aus ganzem Herzen und über Alles, denke gern und oft an Gott, vollbringe freudig den Willen Gottes,

und vertraue auf Gottes mächtige und weise Güte in allen Angelegenheiten deines Lebens.“ — Dies waren die nützlichen Lehren, welche die frommen Aeltern ihm unaufhörlich mit Wort und That einprägten. Diese Lehren fruchteten, und der heilige Karl nahm alle Eindrücke von der Liebe Gottes leicht in sein Herz auf und behielt sie treu, und die Liebe Gottes bemeisterte sich so seines ganzen Herzens, daß er in einem Alter, worin die flatterhafte Jugend nur an Spiel und Tändeleien denkt, an nichts lieber dachte, als an Gott.

Morgens beim Erwachen war sogleich sein erster Gedanke: „Gott hat mich diese Nacht gnädig behütet, und ich will ihm heute meinen Sinn und Wandel heiligen.“ — Beim Genuß des Frühstückes war sein Gedanke: „Gott gibt mir das tägliche Brod, und ich will ihm mein Herz geben.“ — Vor dem Lernen in der Schule war sein Gedanke: „Gott will, daß ich thätig und wirksam sein soll; ich will also fleißig lernen, damit ich einstens ein vernünftiger, guter und nützlicher Mann werde.“ — Beim Mittagsmahl dachte er: „Jede gute Gabe kommt vom Himmel herab, von Gott, dem Vater der Menschen; ich will also die Gaben Gottes nur mit Dank und Mäßigkeit genießen, und auch die Armen gerne mitessen lassen; denn wir sind ja alle Kinder Gottes.“ — Wenn er die Sonne am blauen Himmel mit majestätischer Pracht glänzen sah, so dachte er: „Gott gibt mir durch die Sonne Licht, die sichtbaren Dinge zu sehen; aber er gibt mir auch durch seinen Sohn Jesus Christus Licht, ihn selbst und die himmlischen Güter zu erkennen. Ich will also mit meinem Geiste zu ihm aufblicken, und bemüht sein, ihn besser erkennen zu lernen und seinen Willen pünktlicher zu thun, damit ich ihn in dem himmlischen Vaterlande von Angesicht zu Angesicht anschauen möge.“

Wenn der heilige Karl seine Mitschüler Böses thun sah, so dachte er: „Wenn mich Gott nicht vor dem Bösen bewahrt und zum Guten gestärkt hätte, so wäre ich vielleicht noch tiefer gefallen, als dieses oder jenes unglückliche Kind.“ Wenn er aber bemerkte, daß andere Kinder fromm und tugendhaft waren, so dachte er: „Gott hat noch bessere Kinder auf Erden, als ich bin; ich will mich also bemühen, immer besser zu werden.“

Wenn er dem öffentlichen Gottesdienste beiwohnte, so bewegten sich nicht nur seine Lippen, sondern sein Herz bewegte sich auch, und es bewegte sich aus reiner Liebe zu Gott. Und wenn er zum Tische des Herrn ging, und die Speise der Engel genoß, so war er nicht nur bewegt, sondern glühend vor Liebe zu Gott, und legte sein ganzes Herz in die Hand des Herrn.

Wenn der Tag sich zum Ende neigte, so dachte er: „So neiget sich auch mein sterbliches Leben zum Ende, und Gott will mich nach diesem Leben in das bessere ewige Leben einführen. Ich will also für den Abend meines irdischen Hierseins durch Wohlwollen und Wohlthun mir ein bequemes, sanftes Sterbekissen zurechtlegen.“ Wenn er sich Abends schlafen legte, so dachte er: „Gott hat die Nacht zur Ruhe bestimmt; in seine Hände empfehle ich meine Seele.“

So vereinigte er im Einschlummern sich mit seinem Gott, und fand ihn, wenn er erwachte, wieder bei sich.

Da er seinen ältern Bruder in der schönsten Lebensblüthe dahinwelken, und von seiner Seite wegsterben sah, sprach er: „Alles ist vergänglich; nur wenn man Gott liebt und seinen Willen thut, das dauert ewig.

Der heilige Karl bewies also durch das Alles, daß er Gott innig und herzlich liebte; denn wen man liebt, an den denkt man oft und gern, und weil der heilige Karl bei jeder Gelegenheit an Gott dachte, so bemühte er sich auch eifrig, den Willen Gottes zu thun. Er ging sparsam mit der Zeit um, und theilte recht haushälterisch alle seine Arbeiten so ein, daß er jede Stunde des Tages gewissenhaft benützte. Er lernte anhaltend und fleißig, und wenn sein Auge auf das Buch gerichtet war, so hatte er stets Gott im Augenmerk. — Als ihm schon in seinem zwölften Jahre eine Stelle, die reiche Einkünfte brachte, ertheilt wurde, sprach er: „Was soll ich mit so reichen Einkünften machen? Für meinen Unterhalt bedarf ich derselben nicht, denn ich habe Obdach, Kleider und Brod. Ich will sie also für Dürftige bestimmen; denn diese sind meine Brüder, und Gott will, daß ich sie werkthätig liebe und ihnen Gutes erzeige, so viel ich kann.“ Und so war denn der ernstliche Wunsch des zwölfjährigen Knaben, daß man alle entbehrlichen Einkünfte unter vater- und mutterlose Waisen austheilen sollte.

Als man ihm nachher verschiedene Fallstricke legte und freche Leute ihn zu bösen Dingen lockten, sprach er: „Ich würde sündigen gegen den allmächtigen Gott, wenn ich ein so großes Uebel beginge.“ — Und er kämpfte gegen die gefährlichen Reize des Lasters, und behielt das Andenken an Gott immer in seiner Seele, und trug den Sieg davon.

Seine Liebe zu Gott kannte keinen Ruhepunkt. Sie wollte immer lebendiger und thätiger werden, und der heilige Karl wurde in seinem männlichen Alter ein treuer Seelenhirt, ein Vater der Armen, ein großmüthiger Dulder der größten Unbilden, und ein weiser, väterlicher Kirchenvorsteher, der im

Jahre 1576, als die Pest in der Stadt Mailand wüthete und bei 17,000 Menschen dahinraffte, nicht zu bereden war, Mailand zu verlassen, sondern mit Aufopferung seines Vermögens, seiner Kräfte, unter immerwährender Lebensgefahr für das zeitliche und ewige Wohl der ihm anvertrauten Heerde unablässig sorgte.

25. Ermunterung.

O Sorge, die mich niederdrückt,
O Sorge, weiche fern!
Mein Vater, der die Blümlein schmückt,
Der kleidet mich auch gern.

Bin ich auch traurig und verwaist
Ist Tisch und Kammer leer:
Mein Vater, der die Vöglein speist,
Der läßt mich nimmermehr.

Was ist denn noch, was mich betrübt,
Diesseits der stillen Gruft?
Ich weiß, daß mich mein Vater liebt,
Mich einst hinüber ruft.

Dort werd' ich meinen Heiland seh'n
Am Thron der Gnade knie'n,
Dort werd' ich mehr als hier versteh'n,
Dort werd' ich schöner blüh'n.

Wohlauf mein Herz! so sei vergnügt
Und schwing' dich himmelan!
Wie Gott der Herr dein Leben fügt,
So ist es wohlgethan.

Ein Stündlein noch, dann ist er aus,
Der Traum, der Leben heißt,
Dann schwingt sich in sein ewig Haus
Der gottversöhnte Geist.

26. Sei dankbar gegen Gott!

Gottes Hilfe in der Noth.

In der Schweiz sind viele hohe Gebirge, welche die Alpen heißen. Die höchsten sind oben mit Schnee und Eis bedeckt.

In der größten Sonnenhitze fängt der Schnee auf den Gipfeln der Berge an zu schmelzen, das Wasser schießt stromweise herunter, reißt Felsenblöcke mit sich fort und wühlt tiefe Gruben in die Erde. Diese Gruben sind oft oben mit Schnee und Eis bedeckt; wer der Gegend nicht kundig ist und darüber hinweggeht, kann leicht ausgleiten oder einbrechen und in dem reißenden Strom seinen Tod finden.

Einst machten einige Reisenden den Weg über die Alpen nach Italien, und nahmen sich einen Schweizer aus der Gegend zum Wegweiser mit, der sie sicher über die hohen Schnee- und Eisberge hinführte. Als er einmal stille stand, wie um auszuruhen, sahen sie unvermuthet Thränen in seinen Augen. Sie fragten ihn nach der Ursache, und da zeigte es sich, daß es Thränen eines gerührten und dankbaren Herzens waren.

„Gottvergessen wäre ich," — sprach der Schweizer, „wenn ich jemals vor dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar an seine, mir hier erwiesene mächtige Hilfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Berge, seht ihr dort in der Ferne jenen grauen Strich auf dem Eise? Es ist ein Graben, einige Klafter tief, worin das Wasser stromweise unter der Schneedecke hinschießt. Ihr denkt wohl, derjenige möchte ohne Rettung verloren sein, dem dieser betrügliche Schnee unter den Füßen bricht und ihn in den fürchterlichen Schlund stürzt.

Nun, hier auf diesem Berge und in diesem Graben sollte ich vor einigen Jahren mein Grab finden, wenn mich nicht Gottes mächtiger Arm beinahe durch ein Wuuder wieder aus demselben hervorgezogen hätte.

Zwei Gefährten und ich jagten auf diesem Berge den Gemsen nach. Der Berg war mit frischem Schnee überdeckt. Wir spürten eine Gemse. Als wir aber der Spur zu hitzig nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füssen ein. Schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, die Arme und die Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausbreitete und mich dadurch an den beiden Eiswänden festhielt, so daß ich noch über dem Wasser schwebte. Meine Gefährten hatten mich kaum aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll zuriefen; und da sie hörten, daß ich noch lebte, versprachen sie mir, Alles zu meiner Rettung zu thun, was ihnen möglich wäre. Voll Verlangen, mir zu helfen, liefen nun die Lieben fast so schnell als die Gemse, eine Meile weit bis zur nächsten Hütte, während ich, zwischen Furcht und Hoffnung, auf meine ausgebreiteten Arme und Schenkel an den Eiswänden gestützt, über dem Wasser schwebte.

Ich sank aber mit der Zeit immer tiefer; schon kam der Strom mir bis an die Knie; ich war vor Kälte fast erstarrt und erwartete nichts anderes, als den Tod.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte ich meine treuen Gefährten mich anrufen. Sie hatten in der nächsten Hütte einen Strick gesucht, und da sie keinen gefunden, hatten sie eine Bettdecke in Riemen geschnitten, diese zusammengeknüpft und so ein Seil verfertigt. Dieses ließen sie hinunter, und ich band mir dasselbe mit vieler Mühe um den Leib.

Nun zogen sie mich mit vereinten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen ergreifen konnten. Aber plötzlich zerriß der Strick und ich mit einem Theil desselben um den Leib glitschte unaufhaltbar wieder hinunter, eben so tief, als vorher. Jetzt war die Noth aber noch größer, nicht nur darum, weil der Strick kürzer geworden war, sondern auch, weil ich bei diesem zweiten Falle einen Arm gebrochen hatte, und also um so weniger Kraft behielt, selbst etwas zu meiner Rettung beizutragen. Dennoch entfiel ihnen der Muth nicht. Sie schnitten die Riemen noch einmal von einander, um den Strick wieder zu verlängern. Dann warfen sie ihn zum zweiten Male hinunter. Von Gott gestärkt, war ich behende genug, ihn mit einem Arm um den Leib zu knüpfen. Und mit diesem noch schwächern Stricke waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus dem bereits offenen Grabe heraus an das helle Tageslicht zu ziehen.

Sollte ich denn wohl, meine Herren, jemals in meinem Leben diese göttliche Hilfe vergessen? Sollte ich nicht, so oft ich an dieser Stelle vorbeigehe, dem Herrn, meinem Erretter, Gebete und Thränen des Dankes zum Opfer bringen?" — Gerührt dankten die Reisenden ihrem frommen Wegweiser für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß die Vorsehung frommen Muth und dienstfertige Entschlossenheit nie verläßt.

27. Ergebe dich in Gottes Willen!

Epiktet, ein griechischer Philosoph, sagt in irgend einer Stelle, wo er von der göttlichen Vorsehung spricht: „Erhebe dein Auge mit Zuversicht zu Gott, und sage: Von nun an, o Herr! mache es mit mir, wie du willst! Was du willst, will auch ich; ich weigere mich keines Dinges, das dir gut scheint. Lege mir Lasten auf, welche du willst; kleide mich, wie du willst; stelle mich in ein öffentliches Amt, oder lass mich wie ein Privatmann leben;

lass mich in meinem Vaterlande wohnen, oder aus demselben verbannt werden; gib mir Reichthum, oder lass mich mit Armuth kämpfen — für alles dieses will ich dich vor den Menschen rechtfertigen. Tadeln sie, was du über mich verhängst, und nennen es ein grausames Schicksal, so will ich die Schutzrede für dich machen und deine Wege rechtfertigen, dass Alles, was du thust, das Beste für uns sei.“ —

28. Dein bin ich.

Ich nehme, was du mir bestimmst,
Ich lasse fahren, was du nimmst;
Wohin du führst, will ich auch ziehen,
Was du verbeutst, das will ich fliehen.
Mach's, wie du willst, ich bin's zufrieden,
Nur daß wir bleiben ungeschieden.

Ich will nicht, was mein Wille will,
Nur deinen Willen fromm und still
Mir stets zur Richtschnur auserſehen,
Niemals auf eig'nen Wegen gehen;
Ich will, geführt von deinen Händen,
Beginnen, fortgeh'n und vollenden.

Ich wär' ein Thor, wenn ich auf mich
Vertrauen wollte, nicht auf dich.
Ich hab' mich hundertfach belogen,
Verführt, verrathen und betrogen,
Ich hab' auf selbsterwählten Wegen
Noch nie gefunden Heil und Segen.

Doch du, Herr! hast mich wohlbedacht,
Hast Alles recht und gut gemacht.
Wie oft bist du mir ungebeten
In den verkehrten Weg getreten!
Hätt'st du dich mein nicht angenommen,
Ich wäre nicht zu dir gekommen.

29. Bekenne standhaft deinen Glauben.

Sankt Polykarpus.

„Geh' Lictor, führ' den Bischof vor, eh' sich das Volk zerstreut! Verläugnen muß er öffentlich sein Christenthum noch heut!

Und zögert er, und schwört sich nicht von seinem Jesus los, so schützet ihn sein Alter nicht, so ist der Tod sein Loos."

Der Prätor rief's, der Lictor ging, und Polykarp erschien, und wankt auf seinen Stab gestützt, getrost zum Richtstuhle hin. —

Sein Silberhaar, sein milder Blick, sein Himmel im Gesicht rührt bis zu Thränen Greis und Kind, rührt nur den Prätor nicht.

Der Heide sprach: „Entsage laut dem Christenglauben hier!" — „Hoff' Alles sonst," versetzt der Greis, „nur dieß hoff' nicht von mir!"

„Und schwörst du dich zur Stelle nicht von deinem Jesus los, so schützet dich dein Alter nicht, so ist der Tod dein Loos!"

„Dein Drohen, Richter, trennt mich nicht von Jesus, meinem Herrn; und wenn ich für ihn sterben muß, so sterb ich für ihn gern."

„Verblendeter, erblickst du dort den Scheiterhaufen nicht? — „Kein Scheiterhaufen schreckt mein Herz, wenn Gott gebeut und Pflicht.

„So büsse denn für deinen Trotz, im Feuertode dort! Geh', Lictor, schlepp ihn ungesäumt zum Scheiterhaufen fort!"

Der Lictor riß ihn ungesäumt zum Scheiterhaufen hin, und band ihn an den Marterpfahl und schlug mit Fäusten ihn.

Noch ein Mal schallt's vom Prätorstuhl: „Schwör' dich von Jesus los!" — „Eh' — rief der fromme Heros laut — eh' sei der Tod mein Loos!"

Der Prätor winkt, der Lictor legt die Fackel hastig an, und aus dem Holzstoß lodern schnell die Flammen hoch hinan.

Still duldend steht der Greis am Pfahl, umsprüht von Flammengluth; still duldend blickt er himmelwärts und stirbt voll Heldenmuth.

30. Usthazan.

Um das Jahr 540 nach Christo lebte am persischen Hofe ein vornehmer, stattlicher Greis, Usthazan. Er war einst ein Christ gewesen, und hatte sich nach seinem Abfall bis zu einem Erzieher des persischen Fürsten Sapor, zu einer der ersten Stellen des Reiches, emporgeschwungen. Da schlug einst eine grausame Christenverfolgung den Erzbischof von Seleucia, Simon, in Fesseln. Als der Gefangene an Usthazan vorüber in den Kerker geführt wurde, stand dieser ehrerbietig auf, und grüßte den Oberhirten der persischen Christengemeinden. Aber

Simon wandte sein Gesicht von ihm weg. „Vater," rief Usthazan, „warum siehst du mich nicht an?" — „Christ," erwiederte Simon, „warum hast du die Sonne angebetet, warum deinen Gott und Erlöser verläugnet?" — Diese Worte schlugen Usthazan nieder. Unter vielen Thränen riß er das prächtige Kleid, welches ihn zierte, von sich, zog ein schlechtes, schwarzes Gewand an, und setzte sich vor das Thor des Palastes, laut seinen unseligen Abfall bejammernd. Sapor hörte von seinen Klagen, ließ ihn rufen und sprach: „Was für ein Unglück hat dich in meinem Hause betroffen, daß du draußen sitzest und jammerst?" — Usthazan bekannte die Ursache seines Grames und schwur bei dem Schöpfer Himmels und der Erde, von nun an ihm, dem dreieinigen Gott, dienen zu wollen. Sapor unterdrückte voll Mitleid seinen Zorn über diese Rede, und suchte seinen greisen Lehrer mit allen möglichen Ueberredungskünsten von seinem Entschlusse abzubringen. Aber alle seine Mühe war vergeblich. Da befahl er, ihn zu enthaupten. Mit Freuden vernahm Usthazan dieses Urtheil und sprach: „Du weißt, mit welcher Treue ich deinem Vater und dir gedient habe. Mein einziger Lohn dafür sei, daß diejenigen, die mich hinrichten sehen, nicht etwa meinen, das sei die Strafe einer Untreue gegen dein Reich oder sonst eines Verbrechens. Gebiete also, daß ein Herold öffentlich ausrufe: „Usthazan wird enthauptet, nicht wegen eines Verrathes, sondern weil er bekannte, daß er ein Christ sei!" — Gerne bewilligte der Tyrann diese Bitte, denn er hoffte, durch dieses strenge Urtheil die übrigen Christen einzuschüchtern; allein er bewirkte damit nur das Gegentheil. Usthazan's heldenmüthiges Beispiel entflammte sie zu gleicher Standhaftigkeit.

31. Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib tödten.

Als die griechische Kaiserin Eudoxia dem Bischof Chrysostomus, um seines Glaubens willen, nach dem Leben trachtete, bezeugte dieser seine Standhaftigkeit, in der Liebe zu Gott zu beharren, mit den Worten: „Will mich die Kaiserin sägen lassen, so säge sie mich, dasselbe ist dem Propheten Isaias widerfahren. Will sie mich in das Meer werfen, so denke ich an Jonas. Will sie mich in den Feuerofen stürzen, so leide ich mit den drei Männern Gottes. Will sie mich den wilden Thieren vorwerfen, so werde ich an Daniel in der Löwengrube denken. Will sie mir den Kopf nehmen, so habe ich doch Johannes zu meinem Genossen. Will sie mich steinigen lassen,

so mag sie es thun, ist es ja dem Stephanus auch nicht besser ergangen. Will sie mir Hab und Gut nehmen, so nehme sie es hin. Arm bin ich in diese Welt gekommen, arm werde ich wieder aus derselben hinausgehen!"

32. Alles lobe den Herrn.

Lobet, ihr Himmel, ihr Wolken und Sterne,
Rühme du englisches, himmlisches Heer;
Jauchzet ihr Kinder der Lüfte von ferne!
Jauchzet ihr Quellen, ihr Wasser, du Meer,
Jauchzet ihr Thiere der Erde, ihr Fische,
Jauchzet ihr Haine, ihr Wälder, ihr Büsche,
Alles, was jauchzen kann, jauchze dem Herrn!

Jauchzet und lobet und rühmet und preiset,
Preiset den Höchsten im himmlischen Zelt,
Lobet den Herrn, der Wunder beweiset,
Rühmet den Herrn, den Herrscher der Welt,
Preiset ihn alle Bewohner der Erden,
Jauchzet ihm alle mit frohen Geberden,
Alles, was loben kann, lobe den Herrn!

33. Heilige den Tag des Herrn.

Der Mann aus der alten Welt.

Kein Gebot des Allerhöchsten ist umsonst gesprochen, und keinem wird bei der Erfüllung der Segen ausbleiben, sowie jedem bei Unterlassung der Fluch folgt. Wie oft läßt der liebe Gott das den Menschen schon hier durch die Erfahrung sagen, wenn sie nur darauf merken wollten. Möchte doch das folgende Beispiel eine warnende Gottesstimme werden.

Ein junger Rheinschiffer hatte sein Schiff befrachtet, und war am Samstag fertig geworden mit allen Geschäften, die vor der Abfahrt versehen werden mußten. — „Vetter, wann wird gefahren?" fragte ihn ein Oheim, der in der Stadt wohnte, vor welcher er geladen hatte. „Morgen früh lichte ich die Anker", sagte der Schiffer. — „Morgen früh?" fragte erstaunt der Oheim. „Morgen ist's ja Sonntag." — „Ja wohl," erwiederte der Schiffer, „aber darnach können wir uns nicht richten, wir haben mehr auf den Wind als auf den Sonntag zu sehen. Der Wind ist uns günstig, wir können morgen schon eine weite Strecke zurücklegen, die wir übermorgen nicht mehr zu machen

nöthig haben." — „Lieber Vetter," sprach der Oheim, „das hör' ich ungern von euch. So hätte euer Großvater nicht gesprochen. Der legte Sonntags an, wenn er auf der Fahrt war, und lag er irgendwo vor Anker, so machte er Sonntags kein Tau los." — Der Schiffer: „Ach, das war noch ein Mann aus der alten Welt, lieber Oheim, und da ging Alles ganz anders. Heut zu Tag muß man machen, daß man was verdient. Der Eine eilt vor den Andern zu kommen." — Der Oheim: „Und doch hilft zum Laufen nicht schnell sein, und am Ende ist an Gottes Segen doch Alles gelegen. Bleibt liegen, lieber Vetter, und feiert, wohnt der heiligen Messe bei und höret Gottes Wort und fahrt übermorgen in Gottes Namen." — Der Schiffer: „Nein, das geht nicht! Morgen muß und will ich fahren. Meſſ' und Predigt kann ich ein ander Mal hören, wenn ich liegen bleiben muß." — Der Oheim: „Vetter, ich mein's gut, darum nehmt's nicht übel, wenn ich euch noch Eins sage. Ich fuhr wohl manchmal mit dem seligen Großvater den Rhein hinunter in's Holländische. Sobald die Anker gelichtet waren, rief er vom Steuer: „Stille, und das Schiffsvolk entblößte das Haupt, faltete die Hände und Alles betete leise. Man hörte nur das Sausen des Windes in den Segeln und das Plätschern des Wassers von dem Bug, wie Stimmen Gottes, des Herrn der Elemente, als Antwort: Ja und Amen! War das Gebet verrichtet, so hieß es: „In Gottes Namen! Man war froh und vergnügt, und der Großvater hat mir oft versichert, er hätte wohl schon einen Unfall auf seinen Reisen gehabt, aber noch nie ein Unglück, und der Mann war doch 92 Jahre alt und hatte lang genug gelebt, um Erfahrung zu machen, wie es am Besten geht. Ich bin ein Mal mit euch gefahren, da habe ich den ehrwürdigen Gebrauch vermißt. Das hat mir schon gleich nicht gefallen, und ich muß es euch gestehen, euer Großvater stand im Geiste mit einer wehmüthig ernsten Miene vor mir."

„Ach lieber Oheim, ihr meint das wohl so arg nicht," sprach der junge Schiffer. „Ich sag' euch vom Herzen Lebewohl und fahre morgen." Hiemit reichte er dem Oheim lächelnd die Hand und ging. Der Oheim schüttelte den Kopf und blickte ihm mit Bedauern nach.

Des andern Morgens sah der Oheim nach dem Rheine, aber das Schiff seines Vetters war nicht mehr zu sehen. Von diesseits und jenseits tönten die Glocken zusammen, zur Sonntagsfeier im Hause des Herrn einzuladen. Es war hiebei dem braven Manne wohl, und in dem Gedanken an seinen Vetter —

auch unwohl zu Muthe. „Du wirst," dachte er, „heute an mancher Kirche vorüberschiffen; o erweckten die Glockentöne doch eine stille Feier in deinem und der deinigen Herzen bei euerer Sorge für die Dinge dieser Welt!"

Nach beendigtem Gottesdienste staunte aber der Oheim nicht wenig, als er einen Knecht vom Schiffe seines Vetters zu Hause fand. „Was gibt's denn?" fragte er mit banger Ungeduld. „Ach," sagte der Knecht, „wir sind 4 Stunden von hier festgefahren und sitzen schlimm auf dem Sande. Sie möchten doch mit noch andern Schiffen hinkommen und helfen." Der Oheim traf auch Anstalten. Man fuhr mit Frachtschiffen hin, lud die Güter um, und nach vier Tagen erst war das Schiff wieder flott und konnte, auf's Neue beladen, weiter schiffen. Der Oheim hatte dem Vetter keinen Vorwurf gemacht, denn er las beim ersten Tritte auf sein Schiff die Reue und Scham in seinen Augen. Als sich Alles wieder in Ordnung befand, und der Vetter eine nicht unbedeutende Summe den Schiffern, die ihm geholfen, gezahlt hatte, und nun der Oheim Abschied von ihm nahm, sprach er: „Lieber Vetter, habt ihr nun Gottes Wort gehört: „Du sollst den Sabbath heiligen." — „Danke, danke!" sprach der Vetter in tiefem Ernste und geleitete den Oheim händedrückend an's Ufer.

34. Erhebe deine Seele zu Gott!

Die Lerche und die Maus.

Die funkelnden Sterne der Nacht erbleichten, und da, wo die Sonne aufgehen sollte, färbte sich der Himmel mit Gold und Purpur. Ein Mäuschen lief über die Felder an dem Nest ihrer Freundin, der Lerche, vorüber. Die Lerche war wach und munter, putzte ihr Gefieder, schaute mit hellen Aeuglein die Maus an und wünschte ihr guten Morgen.

„Ei, wie so früh bist du erwacht, liebe Nachbarin!" sprach die Maus. „Warum suchst du nicht länger den erquickenden Schlummer? Du versäumst ja Nichts; dein Tisch ist schon gedeckt. Der liebe Gott läßt die Aehren des Feldes gedeihen und reifen auch während deines Schlafes. Schlüpfe wieder in dein Nest, drücke deine Aeuglein zu und schlafe aus!"

„Wohl läßt der Vater im Himmel die Früchte wachsen, für alle Geschöpfe," erwiederte die Lerche. „Sollen wir aber seine Gaben genießen, ohne zu danken? Ich steige in die Luft und singe dem Herrn mein Morgenlied."

„Du bist wunderlich, liebe Freundin!“ sprach die Maus. „Bete in deinem Neste und schone deine Kraft! Der liebe Gott hört dich so gut auf der Erde, wie in den Wolken. Thue wie meine Freundinen Stieglitz und Finke; sie fliegen von Zweig zu Zweig in den Räumen des Waldes und zwitschern im Laube ihr Liedchen, ohne ihre Schwingen zu ermüden.“

„Ein Jeder thue nach seiner Art!“ erwiderte die Lerche. „Mich treibt es hinauf in die blaue Himmelsluft. Dort in den ziehenden Wolken fühle ich mich dem lieben Gott so nahe, und überschaue weithin seine Werke. Je höher ich steige, desto freudiger und jubelnder erklingen meine Lieder. Berg und Thal, Ströme und Bäche, die wallenden Kornfelder und die duftenden Räume des Waldes breiten sich aus vor meinen Augen, und an jedem Morgen empfinde ich von Neuem die Größe und Allmacht unsers Vaters im Himmel, der seine Erde prächtig geschmückt und wunderbar schön erschaffen hat. Die Sonne naht, es treibt mich hinauf, meine Brust zu laben im Morgenlichte. Lebe wohl! lebe wohl!“

Die fromme Lerche entfaltete ihre Flügel und schwang sich aufwärts. Ihre Lieder erklangen durch die schweigende Flur und erfüllten die Luft mit immer süsserem Schalle, je höher sie aufstieg in die Räume des Himmels. Das Mäuschen schaute in Gedanken ihr nach, bis sie in den Wolken verschwand, und verkroch sich dann wieder in sein dunkles Loch.

35. Sei andächtig und ehrerbietig im Tempel des Herrn!

An dem heiligen Johann von Nepomuk stellen sich in seiner Kindheit und Jugend vorzüglich zwei schöne Tugenden unsern Augen dar, nämlich sein Fleiß in der Ausbildung seiner Seelenkräfte, und seine besondere Andacht und Ehrerbietung bei dem öffentlichen Gottesdienste. Jenen äußerte der heilige Johannes dadurch, daß er schon als Knabe die Klosterschule, wohin ihn seine Eltern schickten, nicht nur unterbrochen besuchte, sondern sich auch da so fleißig und aufmerksam betrug, daß er allen seinen Schülern hierin zum Muster der Nachahmung wurde. Das Nämliche that er auch späterhin als Jüngling, während er die lateinischen Schulen in Saaz, und nachher die höhere in Prag, besuchte. Seine erbauliche Andacht und Ehrerbietung bei dem Gottesdienste gab er aber dadurch zu erkennen, daß er gleichfalls schon als Knabe täglich der Kirche zueilte, und sein einziges Vergnügen darin fand, dem Priester am Altare bei dem

heiligen Meßopfer zu dienen. In diesen beiden Fällen betrug sich der heilige Johannes so schön, daß man an ihm das vollkommenste Bild eines guten Schülers und wahrhaft frommen Christen wahrnahm. Daher sah man ihn nie müssig, oder in Verrichtung seiner Schulgeschäfte saumselig, sondern er kam hierin vielmehr den Wünschen seiner Lehrer zuvor, und verrichtete gewöhnlich mehr, als ihm seine Schulpflicht auflegte. Daher erlernte er auch alle zum geistlichen Stande nöthigen Wissenschaften so vollkommen, daß er das Predigtamt am königlichen Hofe und noch andere geistliche Würden und Ehrenstellen erlangte, welche er mit vielem Nutzen seiner Nebenmenschen bekleidete. Wie erbaulich übrigens seine Andacht in den Gotteshäusern war, zeigt sich daraus, daß man ihn nicht nur allein sehr gerne zum Gottesdienste zuließ, sondern ihn auch hierin vielen andern, nicht so sittsamen oder ehrerbietigen Knaben vorzog. Durch diese frühzeitige Gewöhnung an Andacht brachte er es dahin, daß, als er späterhin zum Priester geweiht werden sollte, er sich zu der heilgen Weihe einen ganzen Monat voraus durch anhaltendes Gebet und verschiedene Bußübungen vorbereitete.

„Herr, ich liebe das Haus, wo du wohnest, und den Ort, wo deine Majestät thronet.“ (Ps. 25. 8.) „Kommt, lasset uns anbeten und niederfallen, und knieen vor dem Herrn, der uns gemacht hat; denn er ist unser Gott, und wir das Volk seiner Weide, eine Heerde, die er selbst leitet.“ (Ps. 94, 6.)

36. Bete anhaltend und vertrauensvoll zu Gott!

Das Gebet, das beste Erholungsmittel.

Der ausgezeichnete Tonkünstler Joseph Haydn war der Sohn eines armen Wagners zu Rohran in Niederösterreich. Sein Vater spielte die Harfe, und seine Mutter begleitete gewöhnlich dessen Harfenspiel mit ihrem lieblichen Gesange. Dieß weckte zuerst in dem jungen Haydn seine großen musikalischen Anlagen. Als er späterhin einst in einer Gesellschaft war, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere andere namhafte Tonkünstler befanden, warf einer von ihnen die Frage auf: was wohl die innere Kraft am schnellsten und besten wieder stärken könne, wenn sie durch anhaltende Arbeit ermattet sei? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich am besten mit einer Bouteille Champagner Wein. Ein Anderer äußerte: er suche sich, wenn er sich durch's Arbeiten abgespannt fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Nun

fragte man Haydn, was für eines Stärkungsmittels denn er sich bediene bei seinen vielen Arbeiten? Da antwortete er bescheiden: „Ich habe in meiner Wohnung eine kleine Hauskapelle; dahin gehe ich und bete, wenn ich mich ermattet fühle. Und dieses Mittel hat seine stärkende Wirkung bei mir noch niemals verfehlt."

37. Ein väterlicher Rath.

Als Alphons V., König von Arragonien und Sicilien (gest. 1481), seinen Sohn mit einer großen Armee gegen die Florentiner ausschickte, sagte er ihm unter Anderm auch Folgendes: „Der vornehmste Rath, den ich dir geben kann, ist der, daß du immer weniger auf deinen eigenen Muth und die Unerschrockenheit deiner Soldaten, als auf den Beistand des allmächtigen Gottes zählest. Glaube mir, mein Sohn, nicht die Geschicklichkeit des Generals, noch die Gelehrigkeit und Folgsamkeit der Truppen, sondern der Wille Gottes bringt uns den Sieg. Wenn seine Hand dich nicht begleitet, so werden alle deine Einsichten im Kriegswesen fruchtlos sein, und nur durch eine feste Frömmigkeit, nur durch ein schuldloses und vorwurfsfreies Leben erwirbt man sich seine Gnade. Bete also den Ewigen an, mein Sohn, nur auf ihn setze dein Vertrauen, denn ihm allein hast du den glücklichen Ausgang und alles Gute, was du jemals thun kannst, zu danken." Dieser große Fürst wußte seinen Ermahnungen durch eigenes Beispiel Nachdruck zu geben, und nie war wohl ein König eifriger und gewissenhafter, Gott die Ehre zu erzeigen, die ihm Alles, was lebt und webt, schuldig ist. Sein gewöhnliches Gebet war dieses: „Ich danke dir im Gefühle meiner Niedrigkeit, o mein Gott! daß du, anstatt mich unter die Zahl der vernunftlosen Thiere zu setzen, mich nicht nur zu einem Menschen, sondern auch zu einem Christen, und überdies zum Beherrscher eines Königreiches gemacht hast, worin ich das Werkzeug deiner Wohlthätigkeit sein kann."

38. Gebet des Herrn.

Du, unser lieber Vater, wohnst
Im hohen Sternenhimmel, thronst
Auf deiner Engels Flügeln;
Herr, deines Namens Ruhm erschall' —
Im Hain, im Feld, am Wasserfall,
In Thälern und auf Hügeln.

Laß uns, nach dieser Prüfungszeit
Die Wohnung deiner Herrlichkeit
In deinem Reiche sehen!
Wie in dem Himmel Sabaoth!
So soll auf Erden dein Gebot,
Mit Blitzeseil' geschehen.

Rinnt uns der Mühe Schweiß herab,
So gib uns jene gute Gab',
Die Frucht des Halmes heute;
Ach, deck' auch unsere Blösse zu,
Und gib, du guter Geber du,
Auch unsern Herzen Freude!

Vergib uns unsere Schulden, richt'
Nach unsern Missethaten nicht,
Voll Strenge, unser Leben.
Vergib, wie wir, des Bruders That,
Der unser Herz zerfleischet hat,
Aus Herzensgrund vergeben.

Gib, daß wir uns mit Heldenmuth
Entreißen des Versuchers Wuth,
Und jedem Reiz' zum Bösen;
Du wollest, ach! wir bitten dich,
Herr und Erbarmer! inniglich,
Vom Uebel uns erlösen.
Amen.

39. Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt; denn am vierten hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gegen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: "Siehe, mein Vater, hier ist wohl Feuer und Holz, wo ist aber das Lamm zum Brandopfer?" — "Mein Sohn," sprach Abraham, "Gott hat sich selbst ersehen ein Opferlamm!" So gingen die beiden schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte, und Alles bereitet war, ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und faßte das Messer in die Rechte und sah gen Himmel hinauf Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei: „Abraham!“ rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, „Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts! Es ist genug!“

Freudig nahm der Vater seinen wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schrecklich frohe Stätte: Jehova schaut! Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden, er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott, und kräftiger ist eins als das andere.

Ein Gebet mit stiller Thräne gefällt ihm wohl, er hört's tief im Herzen und nimmt's auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken, und häuft glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über Alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprengt Pforten und Riegel, dringet zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

40. Mein Engel, weiche nicht.

Mein Engel,, weiche nicht, wenn ich mich schlafen lege, breit' deine Flügel aus, daß sich kein Unfall rege; wehr' auch das Böse ab, so mich im Traum anficht, daß rein die Seele bleib'! Mein Engel weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich vom Schlaf aufstehe, und nach des Herrn Befehl an meine Geschäfte gehe; halt' mich zu jeder Stund' ihm treu in meiner Pflicht, ich folge deinem Wink, mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich soll Kummer tragen: Ob schwer, ob lang er sei, laß mich doch nicht verzagen, wisch' ab mit Liebeshand den Schweiß vom Angesicht! Und stärk' die müde Seel'. Mein Engel, weiche nicht!

Mein Engel, weiche nicht, wenn ich einmal soll scheiden von Welt und Freud' und Lieb'; o hilf mir's thun mit Freuden, kehr' zu den Lieben dich, zu ihnen schwebe hin, wenn ich zur Ruh' gebracht, zu Gott geführet bin.

41. Das Läuten bei der heil. Wandlung.

„Horch! da hört von Weitem man die Glocke läuten: Vater, sag', was mag's bedeuten?" — „„Kniee, Sohn, zu beten! Uns zu retten von des Feindes Ketten, ist einst Christus von hienieden an des Kreuzes Stamm geschieden!"" — Da steht der Zug an Egge, Pflug und Wägen; Heuer und Schnitter legen Rechen und Sichel bei Seite und die ganze Weite ruhet das irdische Mühen. Alle knieen, den Hut in der Hand, zur Kirche gewandt; über Thal und Hügel weht der Andacht Flügel; ernst vom Tod des Menschensohn spricht der Glocke dumpfer Ton.

42. Die Feierstunde.

Die liebe Feierstunde schlägt;
Wie sehnt' ich mich nach ihr!
Und nun im Schatten hingelegt:
Wie schmeckt die Ruhe mir!

Es war doch heute gar so heiß
Und immer floß so hell
Von meiner Stirn ein Strom von Schweiß,
Als wär' im Kopf ein Quell.

Was doch der Arme leiden muß
Für Leute, die nichts thun;
Und oft aus lauter Ueberfluß
Wohl gar sich müde ruh'n!

Da sinn' ich, ich gesteh' es euch,
So manchmal her und hin:
Warum ich doch nicht auch so reich,
Wie diese Leute bin?

Da fällt's mir ein: der liebe Gott
Macht Alles recht und gut:
Und dem nur schmeckt sein Stückchen Brod,
Der nach der Arbeit ruht.

Währt doch nur Alles kurze Zeit
Auf dieser Welt, und dann
Fängt sich zur langen Ewigkeit
Der Feierabend an.

Dann sind wir alle gleich;
Das Tagewerk ist aus:
Und jeder geht dann arm und reich,
Um seinen Lohn nach Haus.

43. Das Fest der Auferstehung.

Die Kirch' ist dunkel, schwarz sind die Altäre;
In Trauer kniet die betende Gemeine;
Er ruht im Grab' bei düst'rer Lampen Scheine,
Er, ohne den sie nicht erlöset wäre.

Und plötzlich heben sich des Grabes Steine,
Der dann, als ob ihn Himmelslicht verkläre,
Wird leuchten, es ertönen frohe Chöre,
Es tritt der Gott aus dem verschloss'nen Schreine.

Und durch des Domes volkerfüllte Bogen
Kommt der Erstand'ne selber nun gezogen,
Und keiner wagt es, zu ihm aufzuseh'n. —

Wer hier nicht jubelnd niedersinkt im Staube,
Wen Hoffnung nicht durchglüht und Lieb' und Glaube,
In dem wird Christus nie mehr aufersteh'n! —

44. Am Neujahrsmorgen.

Morgensonne strahlt hernieder,
Grüßet hold das neue Jahr,
Und verkündet Segen wieder
Und so mild und freudenklar,
Daß mit innigem Entzücken
Wir auf ihre Gluthen blicken.

Wie sie lachet, lache Freude
Uns in dieser Jahreszeit,
Daß wir, wie auf grüner Weide,
Es durchwandern hoch erfreut,
Und in reicher Freud' und Wonne
Grüßen seine letzte Sonne.

O du Urquell alles Lebens,
Führe uns an deiner Hand!
Laß' uns suchen nicht vergebens
Unser rechtes Vaterland,
Wo beim ew'gen Neujahrsprangen
Wir vor deinen Thron gelangen.

45. Die Quelle des Frohsinns.

Hab' ich still und ohne Prahlen
Eine gute That gethan,
O, wie lacht mich Alles an
Mit des Himmels schönsten Strahlen!
O, wie find' ich wohlgemuth,
Diese Welt so schön und gut!

Milder leuchtet mir die Sonne,
Lieblicher des Aethers Blau;
Bächlein, Waldgesang und Au'
Füllen mich mit süss'rer Wonne;
Unschuld, Frohsinn, Friede spricht
Mir aus jedem Angesicht.

Weck', o Funk' aus Gottes Fülle,
Mir den Keim oft im Gemüth,
Der zu edler That erblüht,
Ohne Zeugen in der Stille!
O dann hellt des Himmels Strahl
Mir der Erde dunkles Thal!

46. Das Farbenspiel.

Ein gottesfürchtiger Vater hatte vier gute, liebenswürdige Kinder, die da waren der Trost und die Freude seines Alters. Wenn er Abends von der Last und Hitze des Tages ermüdet, nach Hause kam, sprangen sie ihm freudig entgegen, wischten ihm den Schweiß von der Stirne und erzählten ihm dann mit wetteifernder Liebe, was sie den Tag hindurch Nützliches gelernt, oder Unterhaltendes getrieben hatten, und der zärtliche Vater ergötzte sich herzlich an den Erzählungen ihrer unschuldigen Spiele und sinnreichen Einfälle. „Vater! wir haben heute das Farbenspiel gemacht," sprachen sie, als sie ihn eines Tages bewillkommnet und dann zur Gartenlaube begleitet hatten. „Nun, und was habt ihr euch denn für Farben gewählt?" fragte der Vater, nachdem er sich mit ihnen niedergesetzt hatte. „Ich habe mir, sprach Albert, der ältere Bruder, „die rothe gewählt: denn roth ist die Farbe der Liebe." — „Wohl, mein Sohn," sagte der Vater, „und hätten die Menschen überall Liebe genug, es würde die Welt zum Paradiese werden; denn es gebricht dieser Erde nicht an Schönheit und Pracht, sondern nur an Einfalt und Liebe ihrer Bewohner, um ein Paradies zu sein." — „Und ich," sagte Wilhelm, „ich habe mir die blaue gewählt; denn blau, wie der helle, wolkenlose Himmel, ist die Farbe der Heiterkeit." — „Schön, lieber Wilhelm," erwiederte der Vater; „denn es ist uns doch Niemand angenehmer, als ein Mensch mit heiterer Seele." —

„Ich habe mir," sprach jetzt der kleine Karl, „die grüne gewählt; denn grün kleidet der Vater im Himmel die Hoffnungen des Landmannes, die hervorwachsenden Früchte des Feldes." — „Gut, mein Sohn," antwortete der Vater, „darum ist auch grün die Farbe der Hoffnung, und wie unglücklich wäre der Mensch ohne Hoffnung?"

„Und ich," sprach endlich Bertha, ihre Schwester, „ich habe die weiße gewählt; denn weiß ist die Farbe der Unschuld, und die Zierde der Jugend sind Unschuld und Tugend." — „Ihr habt, liebe Kinder," so endete der Vater, „alle vortrefflich gewählt. Doch gebe ich Berthas Wahl vor jeder andern den Vorzug; denn weiß ist der Grund oder Inbegriff aller übrigen Farben und Unschuld ist die Quelle jeder Tugend und Freude. Darum bewahret ihr nur die Unschuld des Herzens, dann wird es euch an Liebe und Hoffnung und Heiterkeit niemals gebrechen. Denn immer lächelt dem schuldlosen Menschen die süsseste Hoff-

nung und aus seinem Auge glänzt ihm der heitere Sinn und die göttliche Liebe.

47. Unschuld.

Engel mit der Rosenwange
Und dem reinen Himmelsblick,
Auf des Lebens Pilgergange
Schöpfer uns von Ruh' und Glück:
Unschuld! schmücke uns're Jugend
Mit dem Reize holder Tugend,
Leit' zu Gott durch Freud' und Schmerz
Dieses weichgeschaff'ne Herz.

Wo du lachst, da blühen Freuden
Auf des Lebens Pfad empor;
Wo du weinst, da sprießen Leiden
Unter jedem Tritt hervor;
Wo du weilst, da weilt hienieden
Reiner, süßer Himmelsfrieden,
Und es weicht, entfliehest du,
Ach! auf ewig Heil und Ruh'.

Unschuld, wenn dein sanftes Feuer
In des Himmels Gluth getaucht,
Wem's des Lasters Ungeheuer
Früh' schon aus der Seele haucht:
Dessen Glück ist hingeschwunden,
Und ihm lacht der gold'nen Stunden,
Blüht der Rosen keine mehr;
Nacht und Grau'n ist um ihn her.

Bange Zweifel im Gehirne,
Im Gewissen Höllenqual,
Unmuth auf durchfurchter Stirne,
Seelenleiden ohne Zahl,
Bitt're Reue, Jammerthränen,
Heisses, nie gestilltes Sehnen
Nach dem Glück, das ihm entfloh'n,
Sind des tief Gefall'nen Lohn.

Aber wer der Unschuld Blüthe
Treulich pflegte, edle Scham,
Seelenreinheit, Herzensgüte
Mit in's höh're Alter nahm:
O dem strahlt der Freuden Sonne,
Sein ist jede Lebenswonne,
Und er geht mit Seelenruh'
Einer schönen Zukunft zu.

Himmlisch blüht des Mädchens Wange
Und des Jünglings Angesicht,
Stach des Lasters gift'ge Schlange
Ihre Seelenunschuld nicht:
Sie lohnt ihres Herzens Stille,
Und strömt mit Gesundheitsfülle
Kraft durch jede Ader hin,
Heiterkeit durch jeden Sinn.

Unschuld! Gottes reinster Engel!
Du aus der Vollendung Land
In das dunkle Thal der Mängel
Liebreich uns herabgesandt,
Unschuld! Zierde, Glück des Lebens,
Unsers Sorgens, unsers Strebens
Höchste Kraft sei dir geweiht!
Du nur führst zur Seligkeit.

48. Wohlmeinender Beistand.

Die Schamröthe.

Haben wir etwas Tappiges oder Unrechtes gethan, so kommt aus dem Herzen ein Bote gelaufen und wirft uns einen rothen Schleier über die Wangen, um unsere Verlegenheit oder Schande zu bedecken, und so lange wir's glimpflich machen und nicht allzuoft, ist er stets urplötzlich da und kein anderer Bote kann ihn überholen; muß er aber tagtäglich allzuoft laufen, so wird er müde und bleibt am Ende aus, und wir stehen da unbedeckt voll Schande und ohne Scham!

49. Böser Umgang.

Ein weiser Volkslehrer erlaubte auch seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern nicht, mit Menschen umzugehen, deren Wandel nicht ganz rein und sittig war.

„Vater!“ sagte eines Tages zu ihm die sanfte Klara, als er ihr untersagte, in Gesellschaft des Bruders die leichtsinnige Lucinde zu besuchen, „Vater! du musst uns wohl für sehr kindisch halten, weil du glaubst, dieser Weg könne uns gefährlich werden.“

Aber der Vater nahm stillschweigend eine schon erloschene Kohle vom Kamin und reichte sie der Tochter hin. „Sie brennt nicht, Kind,“ sagte er, „nimm sie nur!“ Das that Klara, und sieh, die zarte weisse Hand wurde schmutzig und unversehens auch das Gewand. „Dass man doch gar nicht vorsichtig genug sein kann,“ sagte Klara, „wenn man Kohlen berührt.“ „Ja wohl,“ sprach der Vater, „du siehst mein Kind, dass die Kohle, wenn sie auch nicht brennt, — doch schwarz macht!“ —

50. Unterdrücke jede unrechte Begierde sogleich im Entstehen.

Der Funke.

Eine Mutter stand eines Tages mit ihren zwei Mädchen am Heerde. Veronika, die ältere Tochter, legte eben einige Scheitlein Holz auf die glühenden Kohlen, um Feuer anzumachen, und blies aus vollen Backen hinein, so daß ein großer Funke heraussprühte und auf Veronikas Kleid fiel. „Ach, mein Kleid! mein Kleid!“ schrie das erschrockene Mädchen, warf die

Feuerzange, welche sie gerade in der Hand hielt, hastig von sich und streifte eilig mit beiden Händen den Funken weg, daß das schöne Kleid unbeschädigt blieb. Da sagte mit Unwillen Lieschen, ihre jüngere Schwester, die über das unvermuthete Geschrei erschrocken war: „Wie du aber auch einer Kleinigkeit wegen einen solchen Lärm machen kannst, als wenn schon das ganze Haus im Feuer stände.“ — Darauf nahm die Mutter das Wort und sprach zu Lieschen: „Thörichtes Kind! Deine Schwester verdient keinen Vorwurf; denn sie hat recht und nicht unverständig gehandelt. Das Geschrei, welches sie erhob, war nur der Ausdruck ihrer emsigen Sorgfalt für die Erhaltung des Kleides. Hätte sie das glühende Köhlchen nicht alsogleich und auf der Stelle abgestreift, so wäre jetzt das schöne Kleid beschädigt und verdorben.“ — In diesem Vorfalle, liebe Kinder, liegt für euch eine wichtige und heilsame Lehre; nämlich diese: „Jeder böse Gedanke, welcher in eurem Gemüthe sich regt, ist gleich einem glühenden Funken. Werdet ihr jedesmal gleich Anfangs und ohne Verzug dagegen kämpfen, und ihn mit Abscheu tapfer zertreten, so werdet ihr euere Seele stets rein und schuldlos bewahren. Wer aber das unrechte Verlangen nicht ungesäumt und schnell unterdrückt, bei dem wird der Funke zur Flamme, und die unreine Gluth nimmt überhand. Sein Herz wird mit Sünde und Schande befleckt und er steht dann in Gefahr, in namenloses Elend zu stürzen.

51. Der Mönch und seine Arbeit.

In einem Kloster lebte ein Mönch, der des Abends immer eine große Mattigkeit und Abspanung verrieth. Der Abt fragte ihn einst nach der Ursache derselben. „Ach,“ antwortete der Mönch, „ich habe jeden Tag so vieles zu thun, daß meine Kräfte nicht hinreichen würden, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkte. Ich habe zwei Falken zu zähmen, zwei Hasen aufzuhalten, zwei Sperber abzurichten, einen Lindwurm zu bezwingen, einen Löwen zu bändigen, und einen Kranken zu pflegen.“ — „Ei,“ sagte der Abt, „das sind thörichte Klagen; solche Geschäfte werden keinem Menschen zu gleicher Zeit aufgegeben, und in meinem Kloster habe ich nie etwas von solchen Pflichten der Brüder gehört.“ — „Und doch, ehrwürdiger Herr,“ versetzte der Mönch, „habe ich keine Unwahrheit geredet. Die zwei Falken sind meine Augen; die muß ich mit großer Sorgfalt bewahren, damit ihnen nicht etwas gefalle, was meiner Seele schaden könnte. Die zwei Hasen sind meine Füße; die muß ich bestän-

dig zurückhalten, daß sie nicht nach schädlichen Vergnügungen laufen, und auf den Weg der Sünde wandeln. Die beiden Sperber sind meine Hände; die muß ich zur Arbeit abrichten und antreiben, damit ich mich selbst und meinen nothleidenden Mitbruder speisen und laben kann. Der Lindwurm ist meine Zunge; die muß ich beständig im Zaume halten, daß sie nichts Ungebührliches rede oder unnütze Worte spreche. Der Löwe ist mein Herz; mit dem muß ich fortwährend im Kampfe liegen, damit nicht Eitelkeit und Eigenliebe es erfülle, sondern Gottes Geist in ihm wohne und wirke. Der Kranke ist mein eigener Leib, der eigensinnig bald dieses, bald jenes verlangt und nicht fragt, ob das Verlangte auch heilsam sei für die wahre Gesundheit und das ewige Leben. Das Alles mattet mich täglich ab." — Mit Verwunderung hörte der Abt diese Erklärung des Mönches und sagte zu ihm: "Mein Bruder, du arbeitest in dem Weinberge des Herrn; er wird deine Mühe belohnen und deine Mattigkeit mit ewiger Mahlzeit erquicken."

52. Erneuerung guter Vorsätze.

Leopold war ein leichtsinniger, aber dabei gutmüthiger Knabe. Vor seinem jugendlichen Feuer hatte er nirgends weder Ruhe noch Rast. Er sprang und hüpfte, wo man ihn sah und zerbrach nicht selten Krüge, Schüsseln u. dgl., wenn sie ihm gerade im Wege waren. Oft hatten ihm die Eltern sein unbesonnenes Wesen verwiesen, und Leopold versprach dann immer ernstlich, still und bedachtsamer zu werden; aber der leichtsinnige Knabe hatte seine Vorsätze gar bald wieder vergessen. Da sprang er denn einmal hastig auf die Bank, stieß mit dem Kopfe an ein Bild, und dieses fiel sammt dem Nagel herunter. Da trat eben der Vater in's Zimmer, indeß Leopold verlegen und furchtsam hinsah auf das Gemälde, welches zum Glücke unbeschädigt vor ihm lag. „Unbesonnenes Kind!" sprach der Vater, „so sind also deine schönen Vorsätze schon wieder gebrochen?"

„Liebster, bester Vater!" bat ihn der Knabe mit aufgehobenen Händen, „nur dießmal verzeihe mir noch, du sollst mich nicht mehr eines solchen Fehlers schuldig finden. Erlaube, daß ich hingehe und einen Hammer hole, um das Bild wieder an die vorige Stelle zu befestigen." Der Vater ließ es geschehen, und Leopold kam bald mit dem Hammer zurück, schlug einige Male auf den Nagel, und wollte nun das Gemälde daran aufhängen.

„So bleibt sich der Leichtsinn doch überall gleich, was er thut, allemal leichtsinnig und oberflächlich gethan, sprach der Vater, ergriff dann selbst den Hammer, und schlug den Nagel mit vielen starken Streichen in die Mauer hinein. „Wozu doch, Vater!" fragte Leopold, so viel gewaltige Schläge?" „Damit der Nagel fest und sicher halte in dem Gemäuer," versetzte der Vater. „Hätte er vorher fester und tiefer gesteckt, so würdest du ihn nicht so leicht losgemacht haben, und hätten deine Vorsätze fester und tiefer im Herzen gehaftet, du hättest ihrer nicht so schnell wieder vergessen. Denn was der wiederholte Hammerschlag dem Nagel ist, das ist die Erneuerung edler Entschlüsse dem Herzen. Dünkte dir gleich nach ein Paar Schlägen der Nagel schon fest, so wird er doch mit jedem Hammerstreiche noch tiefer in die Mauer getrieben. Alsdann mag man sich auf seine Festigkeit verlassen, und er kann, ohne los zu werden, auch schwerere Körper tragen. Merke dir dieses, Kind! und erneuere ohne Unterlaß deine guten Vorsätze, und präge sie immer tiefer in dein Gemüth, dann wirst du sie nicht so leicht wieder brechen. —

53. Selbstbeherrschung.

Ein ehrwürdiger Greis blieb in seiner Zelle, die von einer düstern Lampe sparsam beleuchtet war, gewöhnlich bis Mitternacht auf, und einer seiner Jünger mußte ihm aus der heiligen Schrift vorlesen.

Einmal nun schlief der gute Alte während einer einzigen Vorlesung siebenmal ein. Der Jünger hatte beinahe die Geduld verloren, und es war ihm, als sagte ihm ein feindseliger Geist in das Ohr: „Laß den alten Kahlkopf sitzen und geh!"

Allein er überwand jedesmal die Versuchung; er blieb und las, sobald der schwache, gebrechliche Greis wieder erwachte, mit der größten Gelassenheit weiter, ohne den alten Mann wegen seiner Schläfrigkeit zu tadeln, oder ihm nur ein einziges unfreundliches Wörtchen zu sagen.

Hierauf ward der Jünger selbst vom Schlafe überwältigt — und sah im Traume einen Engel, der ihm auf einem Purpurkissen sieben goldene Kronen darbot, und freudig zu ihm sprach: „Jeder Selbstüberwindung eine Krone."

54. Selbstprüfung.

Ein frommer Vater hatte einen ungerathenen Sohn, der, alle Ermahnungen verschmähend, in der Gesellschaft böser Buben

seine Tage verlebte, und jedem Gelüste seiner Sinnlichkeit fröhnte. So wurde sein Herz immer mehr verderbt und jegliches Gute in ihm erstickt. Der Vater aber trauerte im Stillen über die verkehrten Wege des Jünglings. Nach einiger Zeit fiel der Vater in eine schwere Krankheit, und als er fühlte, daß er sterben sollte, ließ er seinen Sohn zu sich kommen. Als nun der Sohn an das Bett seines Vaters trat, sprach dieser zu ihm: „Fürchte nicht, mein Sohn, daß ich dir Vorwürfe machen werde über deinen Wandel. Siehe ich sterbe und lasse dich zum Erben meiner Güter. Dafür erfülle du denn meine letzte Bitte, die ich an dich thun werde. Sie ist leicht zu vollbringen, und du wirst deren Erfüllung mir gerne versprechen und halten. Der Sohn antwortete, daß er es gerne thun wolle, wofern er es irgend vermöchte. Da sagte der sterbende Vater: „So versprich mir, mein Sohn, daß du zwei Monate lang an jedem Abend eines vollbrachten Tages in diese Kammer gehen und dich daselbst eine halbe Stunde lang in der Einsamkeit mit dir selbst unterhalten willst. Der Sohn versprach, solches getreu zu halten, und reichte dem Vater die Hand darauf. Da segnete ihn der Vater und verschied und ward begraben. Der Sohn kehrte aber zu seinen Gesellen zurück und lebte wie zuvor lustig und in Freuden. Wenn nun der Abend kam, so gedachte er seines Gelöbnisses, und das Bild seines sterbenden Vaters mahnte ihn, es zu halten. Im Anfange ward es ihm lästig, allein zu sein; denn es däuchte ihm still und einsam und eine Furcht wandelte ihn an. Doch überwand er sich selbst um seines gegebenen Wortes willen und dachte, zwei Monate werden wohl vergehen. Aber siehe, nun gingen ihm die Augen auf über seinen Wandel; sein Herz verklagte ihn, und die Furcht des Herrn ergriff seine Seele und er ging in sich und weinte und wurde ein anderer Mensch.

55. Beherrsche den Zorn.

Eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften des Sokrates war seine Seelenruhe, welche kein, auch noch so unangenehmer Vorfall, und keine, auch nicht die härteste Begegnung stören konnte. Da er von Natur stürmisch und heftig war, und die Mässigung, welche er sich zu eigen gemacht hatte, blos ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbstüberwindung gewesen ist, so mußte dies die Achtung für diesen würdigen Mann noch vermehren. Er hatte seine Freunde gebeten, sie möchten ihn gleich erinnern, wenn sie merkten, daß er zornig werde. Beim ersten Winke,

den er darüber erhielt, bei dem ersten Worte senkte er den Ton seiner Stimme, oder schwieg ganz. Als er sich über einen Sklaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht im Zorne wäre.“ — Als er einst von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr erhalten hatte, sagte er lächelnd: „Es ist doch verdrießlich, daß man nicht voraussehen kann, wenn es gut wäre, einen Helm zu tragen.“ — Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härteste Probe. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat: aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe gleich, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenkliche Schmähungen gegen ihn erschöpfte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause herausging, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. „Ei,“ sagte Sokrates lächelnd, „dachte ich mir's doch, daß es nach einem solchen Sturme regnen müßte!“

56. Zufriedenheit.

Wer seines Daseins sich erfreu'n
Und glücklich leben will,
Der lerne früh gehorsam sein,
Und wünsche nicht zu viel.

Was oft das Leben trübt und kürzt,
Sind Habsucht, Geiz und Neid;
Doch was die Tage mehrt und würzt,
Ist nur Zufriedenheit.

Der Vogel fliegt so flink umher,
Hüpft froh Zweig auf, Zweig ab;
Das macht, er wünschet niemals mehr,
Als ihm der Himmel gab.

O machten's doch die Menschen so
Wie jene Vögelein:
Wie könnten alle dann so froh,
So froh und glücklich sein.

Drum geize nur nach Groß und Viel,
Wen eitler Tand erfreut;
Ich kenn' ein freudenvoll'res Ziel,
Es heißt Zufriedenheit.

57. Sei zufrieden mit deinem Stande!

Der Hirtenknabe.

Ein Hirtenknabe weidete an einem schönen Frühlingsmorgen seine Schafe. Dabei war er fröhlich und guter Dinge und sang so recht aus fröhlichem Herzen. Der Fürst, der in der Gegend jagte, ließ den Hirtenknaben rufen und sagte zu ihm: „Du bist so ein armer Knabe und bist doch so fröhlich, was ist dir denn Gutes begegnet?“ Der Knabe sagte: „Mir ist heute eben nichts Besonderes begegnet; aber arm bin ich darum doch nicht; ich bin wohl so reich, wie unser gnädigster Landesherr, und ich habe auch Mancherlei, was der Landesherr mit allen seinen Schätzen nicht bezahlen kann.“ „Da bist du ja ein reicher Bursche,“ sagte der Fürst. „Darf man denn wohl wissen, worin deine Kostbarkeiten bestehen?“ Der Knabe, welcher den Fürsten nicht kannte, sagte ganz unbefangen: „Nun, zum Exempel, da hab' ich zwei Hände und zwei Arme, die geb' ich nicht für hunderttausend Thaler, und dann hab' ich auch zwei Augen, die geb' ich nicht hin, und wenn der Fürst mir auch seine ganze Schatzkammer anböte.“ — „Aber,“ sagte der Fremde, „der Fürst ist doch wohl reicher, als du. Er hat ja auch zwei Hände, zwei Arme, zwei Augen und hat so viel Geld, daß er sich jeden Tag ein neues Vergnügen machen kann.“ „Das soll wohl sein,“ sagte der Knabe; „aber die Hauptsachen, die einem Menschen Vergnügen machen, hab' ich eben so gut, als der Fürst. Die Sonne am blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal blühen für ihn nicht schöner, als für mich.“ — „Bleib' bei deinem Sinne,“ sagte der Fürst, „und wenn du einmal noch etwas brauchst, um zufrieden zu sein, dann komme zu mir; wir wollen dann überlegen, wie dir zu helfen ist. Meine Wohnung wirst du schon finden; ich bin der Landesfürst.“

58. Genügsamkeit.

Der Kaiser Theodosius kam auf einer Reise durch eine kleine Stadt, und vernahm da, daß in dem nahen Walde ein alter Einsiedler lebe, sich mit der Arbeit seiner Hände nähre, und dabei so fromm sei, daß er allgemein im Rufe der Heiligkeit stehe.

Der Kaiser entschloß sich, den Mann zu besuchen, legte, um nicht erkannt zu werden, die Zeichen seiner hohen Würde ab, ließ sein Gefolge in der Stadt zurück, ging nur von einem

einzigen Diener begleitet zu Fuß zur Hütte des Einsiedlers, befahl dem Diener in einiger Entfernung zu warten, und klopfte an der Thür.

Der Einsiedler, der eben an einer Binsenmatte flocht, und an nichts weniger, als an einen Besuch vom Kaiser dachte, öffnete die Thüre und begrüßte den Fremden liebreich, nahm aber gleich wieder seine Arbeit zur Hand.

Der Kaiser setzte sich zu ihm, und fragte ihn Vieles über die Art und Weise, wie die Einsiedler Gott dienten und über den Weg, der zum ewigen Leben führe, und hörte dem frommen Manne, der während des Gesprächs emsig arbeitete, mit Andacht und Erbauung zu.

Nachdem der Kaiser sich mit ihm sehr lange und gut unterhalten hatte, sagte er, daß er mit ihm zu Mittag speisen wolle, bat ihn, den Segen zu sprechen, und betete mit ihm zu Tische. Der arme Einsiedler hatte aber nichts, als einige Brode in einem Korbe, der in der Zelle hing. Er legte seinem Gaste davon vor, brachte Salz in einem irdenen Gefäße, und einen Becher voll klaren Quellwassers.

Der Kaiser aß und trank, und sagte dann: „Weißt du auch, wer ich bin?“ „Nein, mein Herr,“ sprach der Einsiedler, „das weiß ich nicht.“ Der Kaiser sprach: „Ich bin Theodosius, der Kaiser.“

Der Einsiedler fiel vor ihm nieder, ihm nach damaligem Gebrauche seine Ehrfurcht zu bezeigen. Allein der Kaiser hob ihn sehr gnädig auf und sprach: „Ihr Einsiedler seid selige Leute; frei von Weltgeschäften, genießet ihr ein stilles, ruhiges Leben, und habt keine andere Sorge, als für das Heil euerer Seele, — welches Heil jedoch auch uns Weltleuten verheißen ist. Glaube mir, ich, dem die Reichthümer eines Kaiserthums zu Gebote stehen, kann in einem Palaste nie so frei von Sorgen zu Mittag essen, wie du in deiner kleinen Zelle, oder auch mancher Tagwerker in seiner armen Hütte!“

Der Kaiser bot ihm zum Abschiede freundlich die Hand, und sprach: Ein Jeder thue das Seine. Bete du für mich; ich aber will für dich und alle meine Unterthanen ferner die Geschäfte meines Reiches besorgen.

59. Benütze sorgsam deine Jugendzeit!

Kaiser Karl I., ein vorzüglicher Menschenkenner und sehr kluger Regent, ließ sich in seiner Jugend von einigen Schmeichlern verleiten, sich den Ergötzlichkeiten des Hofes so sehr zu

ergeben, daß er darüber die Erwerbung nützlicher Kenntnisse oft vernachlässigte. Sein Lehrer, Adrian von Utrecht, der nachher Papst wurde, sagte es ihm oft vorher, es würde ihn einst gereuen, daß er sich so ungern mit seinen Büchern beschäftigte. Dieß traf auch richtig ein. Als er in der Folge zu Genua von einem Gelehrten in einer zierlichen Rede, von er der nicht Alles verstand, angeredet wurde, bekümmerte ihn dieß sehr und er sagte mit einem Seufzer: „Nun verstehe ich erst die treue Warnung meines Lehrers. Wollte Gott, ich wäre derselben gefolgt, so dürfte ich jetzt nicht mit fremden Ohren hören und mit fremdem Munde sprechen!“

Wer seiner Jugend munt're Tage
Hier unbenützt verfließen läßt,
Den straft der Reue bitt're Klage,
Sie trübt des Lebens Ueberrest.
Sein ist die Schuld, daß er als Mann
Nicht nützen — nicht beglücken kann.

60. Lernbegierde.

Lernen wollen ist keine Schande.

Man schämt sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts Schimpfliches haben, und lässt sich durch die falsche Scham oft zum Bösen verleiten. Nicht so handelte der römische Philosoph und Lehrer des Kaisers Nero, Seneka. Dieser besuchte noch in seinem Alter die Lehrstunden anderer Philosophen, ungeachtet er zu den weisesten Männern seines Zeitalters gerechnet wurde. Als ihm Jemand sagte, dass er sich dadurch zu den Jünglingen heruntersetze, antwortete er: „Glücklich bin ich, wenn dies das Einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, der Aufführung moralischer dramatischer Scenen beizuwohnen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muss so lange lernen, als man Etwas noch nicht weiss und so lange das Leben dauert, man muss lernen, wie man gut und glücklich leben soll.“

61. Folgen des Fleißes und der Trägheit.

Moritz war der einzige Sohn eines reichen Gutsbesitzers. Mit ihm war Christoph, der Sohn eines Dreschers, auf dem Gute seines Vaters, in gleichem Alter. Diese beiden Knaben wuchsen also zusammen auf, und Christoph wurde von dem alten

Moritz so herzlich geliebt, als ob er sein eigener Sohn wäre. Er ließ ihn nicht nur oft an seinem Tische essen und kleidete ihn, sondern schickte ihn auch frei in die Schule.

Christoph hatte zwar keine außerordentlichen Fähigkeiten, und es ward ihm daher Alles sehr schwer, was er lernen sollte, aber er gab sich sehr viel Mühe. Sorgfältig merkte er auf Alles, was der Lehrer sagte; lernte zu Hause fleißig, was ihm in der Schule aufgegeben wurde, und übte sich in Allem selbst, ohne daß ihn Jemand antreiben durfte. Durch diesen unermüdeten Eifer brachte er es bald dahin, daß er seinen Mitschülern gleich kam, auch denen, welche bessere Geistesgaben von Gott empfangen hatten, als er. Jedermann liebte ihn, und wünschte dem Vater Glück zu einem solchen Sohne.

Moritz aber war leichtsinnig, und achtete nicht auf die guten Lehren, die er in der Schule hörte. Spielen, Reiten, Fischen und dergleichen Vergnügen waren ihm lieber, als Lernen. Wenn er ermahnt wurde, fleißig zu sein, so sagte er: „Ich werde ein Bauer, und der braucht nicht viel zu wissen; wenn ich lesen, schreiben und rechnen kann, so bin ich geschickt genug, und dazu habe ich noch immer Zeit.“ — So ging ein Jahr nach dem andern hin, und weil er glaubte, immer noch Zeit genug zu haben, so lernte er auch das Lesen, Schreiben und Rechnen nur sehr mittelmässig. Der Vater hätte es freilich lieber gesehen, wenn sein Sohn fleißiger gewesen wäre; aber zwingen wollte er ihn nicht, und überdieß dachte er ebenfalls, daß sein Sohn in seinem künftigen Stande nicht viel zu wissen brauche, und daß es ihm nicht fehlen könne, wenn er ihm das Gut, wohl eingerichtet, hinterließe. Aber beide irrten sich sehr, denn sie dachten nicht daran, daß die Gewöhnung an unnütze Beschäftigung noch weit schlimmere Folgen habe, als die bloße Versäumung der Gelegenheit, etwas Nützliches zu lernen.

Als Moritz in die Jahre trat, wo er die Schule verlassen mußte, wollte ihn der Vater zur Wirthschaft anleiten. Er trug ihm also bald diese, bald jene Geschäfte auf; aber Moritz ging lieber seinen gewohnten Lustbarkeiten nach. Anstatt auf dem Felde zu sein und die Knechte zur Arbeit anzuhalten, ritt er in die Stadt zu seinen Bekannten, spielte, und ließ die Knechte arbeiten, wie sie wollten. Der Vater schalt ihn zwar deßwegen hart, aber es half nichts, und er starb, wie man sagt, vor Verdruß über die Lüderlichkeit seines Sohnes. Nun war Moritz Herr des Gutes, und konnte ganz nach seinem Willen handeln. Nach dem Sprichworte: jung gewohnt, alt gethan, blieb er auch eben so leichtsinnig, wie er vorher war. Er lebte immer

in den Tag hinein, ohne sich um die Wirthschaft zu bekümmern und in ein Paar Jahren war das Gut verschuldet, daß es öffentlich verkauft werden mußte.

Ein benachbarter Edelmann kaufte es, und Christoph, der bisher als Verwalter auf demselben gestanden, und durch Fleiß und Sparsamkeit sich etwas erworben hatte, nahm es in Pacht. Das Geld von dem verkauften Gute reichte nicht einmal hin, Moritzens Schulden zu bezahlen, und also hätte er ein Landläufer werden müssen, wenn sich Christoph nicht aus Dankbarkeit und Mitleiden seiner angenommen und ihm freie Wohnung und freien Tisch gegeben hätte. — Fleiß und Thätigkeit bewahren vor vielem Bösen; aber Müssigang ist der Anfang aller Laster.

62. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Kunz ging einmal über Land und kam müde und verdrossen bei einem Gasthofe an, wo er sich einen Krug Bier und ein Stück schwarzes Brod geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und nichts Besseres essen konnte.

Kunz saß noch nicht lange im Gasthofe, da kam ein schöner Wagen gerollt, in dem ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ, was er in seinem Wagen verzehrte. Kunz sah ihm hämisch zu und dachte: „Wer es doch auch so hätte!“ Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust mit mir zu tauschen?“ — „Das versteht sich,“ antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken. „Steige der Herr nur aus, und gebe mir Alles, was er hat, ich will ihm auch Alles geben, was ich habe.“

Jetzt befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. — Gott, welcher Anblick! Seine Füsse waren gelähmt, er konnte nicht gehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbeigebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun!“ fragte der Reiche, „hast du noch Lust mit mir zu tauschen?“ „Bei Gott nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Ich will lieber schwarzes Brod essen und mein eigener Herr sein, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von anderen umher führen lassen. Gott behüte mich!“

Mit diesen Worten stand er auf und ging fort. „Hast Recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Füsse geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen

mein Geld, Alles dafür haben. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel.

63. Lebe einfach und sparsam!

Papst Pius der V. hat während seines Lebens die Summe von 1,860,500 Scudi (Thaler) für Almosen und sonstige fromme Zwecke ausgegeben, und er konnte das, weil er so einfach für sich lebte, daß seine Speise und sein Trank täglich nur 21 Kreuzer kostete. Außer einem kurzen wollenen Kleide, hat er sich keine neuen machen lassen, denn die von Pius dem IV. hinterlassenen genügten ihm. Auch im hohen Alter hielt er die Fasten so streng, daß er nichts als eine warme Suppe mit ein Paar Eiern genoß und dazu einen kleinen Becher mit Wasser gemischten Weines. Er war von seiner Jugend an gewöhnt worden, zweimal in der Woche zu fasten und behielt diese Gewohnheit gewissenhaft bei. Als er Cardinal und endlich Papst geworden war und seine Arbeiten ungemein sich häuften, war er bei dem Erzbischof von Siena auf Besuch, der ihm zu Ehren ein großes Gastmahl anstellte; allein dieses war so ganz gegen seinen Sinn, daß er nur äußerst wenig aß, sehr stille und zurückhaltend war, und ehe noch die Tafel aufgehoben war, Anstalten zur Abreise treffen ließ. Der Erzbischof gab sich alle Mühe, ihn zurückzuhalten und ihn zu veranlassen, daß er über Nacht bleibe; allein vergebens. Wenn ich hier bleibe, sprach Pius, würden Sie den nämlichen kostspieligen Aufwand zu meiner Beherbergung machen, wie zu der Mahlzeit und dieses würde auf Kosten der Armen dieser Stadt geschehen, denen der Ueberfluß unserer Einkünfte gehört.

64. Schlafe nicht zu lange!

Der gebesserte Langschläfer.

„Schämst du dich nicht? Sieh doch, wie munter und vergnügt deine Geschwister aus dem Bette springen, wenn ich sie wecke, und wie sie sich den Schlaf mit frischem Wasser aus den Augen waschen, während du dich noch immer im Bette vergräbst. Wie viele schöne Morgen hast du schon verschlafen? Du weißt bis diese Stunde noch nicht, wie die Sonne aufgeht und wie erquickend ein heiterer Frühlingsmorgen für Menschen und Thiere ist. — Du lebst so gerne, und bringst doch die Hälfte deines Lebens todt, nämlich schlafend zu. Weckt man dich nicht drei- bis viermal, so kommst du nicht aus den Federn; denn du

gähnst nur ein paar Mal, reibst die Augen und schläfst dann wieder ein. Stehst du endlich auf, so brauchst du eine Glockenstunde zu deinem Anzuge, und noch zwei Stunden, bis dir die Schlaftrunkenheit vergeht. Darüber lernst du nichts und bist und bleibst eine Schlafmütze!“ sagte der Vater zu seinem Sohne Leopold.

Während dieser Predigt kroch Leopold aus dem Bette und der Vater erzählte ihm zum Frühstücke: „Vor einiger Zeit las ich den Lebenslauf eines berühmten Dichters, Namens Holty. Der band sich als Knabe beim Schlafengehen einen Bindfaden um den Arm, woran ein Stein befestigt war. Den Stein legte er auf einen Stuhl vor's Bett, damit, wenn er sich gegen Morgen umwendete, der Stein herabfallen, und ihn, durch den Ruck am Arme, zum Lernen aufwecken möge.“

„Wenn das bei unserm Leopold helfen sollte,“ sagte die Mutter, „so müßt' er einen Stein aus der Krautbütte dazu nehmen, der ihn gleich aus dem Bette risse.“ Leopold rümpfte das Gesicht und die Geschwister lachten.

Am nächsten Morgen war der Langschläfer wieder nicht munter zu bringen. Da liefen die Geschwister und holten einen Stein, so schwer sie ihn schleppen konnten, legten ihn auf den Stuhl am Bette, banden einen Bindfaden daran und knüpften diesen ganz leise um Leopolds Arm. Nach einer Stunde erwachte er endlich, und wollte sich, nach seiner Weise noch ein paar Mal umdrehen; aber da zupfte ihn etwas am Arme. Er sah sich betroffen um, und das erste, was ihm in's Auge fiel, war — der Stein auf dem Stuhle.

Anstatt diesen im Stillen abzuknüpfen und aufzustehen, brach er in ein erschreckliches Weinen aus. Die ganze Familie lief zusammen, und selbst der ernsthafte Vater mußte von ganzer Seele lachen, als er den Langschläfer, an einen Stein gebunden, so daliegen und wie ein kleines Kind weinen sah.

„Den Spott und die Schande,“ sagte der Vater, „hast du verdient, und ob ich gleich sonst Neckereien unter Geschwistern nicht liebe, so will ich doch nicht abwehren, wenn sie dich bei der ersten ähnlichen Veranlassung wieder eben so anbinden, wie dießmal.“

Von der Zeit an setzte sich Leopold flugs auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen, wenn er nur leise geweckt wurde; und oft erwachte er früher als seine Geschwister von selbst, weil er sich ernstlich vorgenommen hatte, früher aufzustehen. Dadurch entwöhnte er sich allmälig des langen Schlafens und

dankte es in der Folge seinen Geschwistern mit Hand und Mund, daß sie ihn durch ihre schalkhafte Neckerei gebessert hatten.

65. Sei mäßig im Genusse erlaubter Freuden.

In dem glühenden Landstriche Arabiens, in dem der Sonne Gluth den köstlichen Weihrauch erzeugt, hatte ein Mann eine Staude, aus deren Poren das duftende Harz quoll. Aber die verhärteten Tröpflein waren diesem Araber zu klein, in zu geringer Anzahl kamen sie hervor, und er sann nach, wie er wohl mehr des köstlichen Harzes gewinnen möge. Da kam er auf den Gedanken, in die Rinde der Staude Ritze zu machen, um dadurch das Ausschwitzen des Pflanzensaftes zu befördern. Er führte sein Vorhaben aus, und sieh! es glückte; reichlich hing der Weihrauch an seiner Staude. Erfinderisch ist des Menschen Geist, wenn es seinem Vortheil gilt. Aber als der Araber sein Beginnen glücklich enden sah, war er nicht mit dem ihm geschenkten Segen zufrieden; er wollte seinen Gewinn mehr erhöhen, und machte zu viele Ritze in die Staude. Diese verdarb.

Gehet es nicht oft so, wie diesem Araber, mit unsern Freuden, wenn wir sie im Ueberflusse genießen? —

Abt Hellenus kam an einem alten hohlen Baum vorbei, in dem sich Bienen angebaut hatten. Der Honig verbreitete lieblichen Wohlgeruch umher, und den guten Abt wandelte eine große Lust an, den Honig zu verkosten. Schon machte er Anstalt, einige Honigtafeln auszubrechen, hielt aber plötzlich inne und rief: „Weiche von mir, Begierlichkeit!"

„Aber, lieber Vater," sprach der Jünger, der ihn begleitete, sollte es denn etwas Unrechtes sein, Honig zu essen?" „Nein," sprach der Alte, „es ist nichts Unrechtes; allein es wäre doch Sünde und Schande, wenn ein Mann, anstatt über seine Begierden zu herrschen, sich von ihnen beherrschen ließe."

Es ist weise, sich ein erlaubtes Vergnügen zu versagen, um die Lust nach unerlaubten desto leichter überwinden zu können."

66. Sei mäßig im Essen und Trinken!

Der Frohsinn des Mäßigen.

Als Sokrates einst über den Markt ging, wo eine Menge von allerlei Waaren war, rief er aus: „Wie viele Dinge, die ich nicht brauche!" — Der edle Epiktet war zufrieden, wenn er nur das hatte, was die Nothdurft erforderte. Kam es dazu,

daß er wirklich Unbequemlichkeiten von seiner Armuth erfahren mußte, so wußte er nicht nur Geduld zu üben, sondern sah es auch für einen göttlichen Wink an, jetzt zu zeigen, daß dürftige Umstände durch Geduld erträglich werden, und daß die wahre Glückseligkeit und Ruhe des Gemüths unabhängig von äußerlichen Dingen sei. Er kränkte sich niemals darüber, daß er seine Schüler nur in einem schlechten Zimmer empfangen konnte. Er schlief auf seinem Strohsacke vergnügter, als Mancher auf dem weichsten Federbette. Weil sein Hausrath keine Diebe reizte, so bekümmerte er sich auch nicht darüber, daß seine Thüre nicht wohl schloß, und da ihm doch einmal seine eiserne Lampe gestohlen wurde, so schaffte er sich eine irdene an, damit sie Niemand weg zu nehmen der Mühe werth achtete. Man hat folgende Verszeilen von ihm, worin er sich ganz schilderte:

„Ich, Epiktet ein Knecht, an einem Fuße gelähmt,
Und wie Irus so arm, bin ich den Göttern doch lieb."

67. Iß nicht, was du nicht kennst.

Der Kellerhals.

Unter den Sträuchern, die in Hecken und im Walde wachsen, muß man sich den Kellerhals merken, weil er giftige Beeren trägt, woran schon manches Kind gestorben ist. Weil die Beeren schön scharlachroth aussehen, und so klein wie die Erbsen sind, so gefallen sie den Kindern, und werden von den unverständigen abgebrochen und gegessen.

So ging es zwei Kindern einer armen Frau im Spessart. Während die Mutter Futter für die Kuh holte, waren sie in den nahen Wald gelaufen, und fanden dort einen Strauch Kellerhals mit herrlichen rothen Beeren. Lischen, das älteste von ihnen, brach eine ganze Hand voll Beeren ab, und theilte sie mit dem kleinen Hans, seinem Brüderchen; dann setzten sie sich zusammen auf das Gras, und ließen sich die Beeren wohlschmecken. Allein schon während des Essens fing der Hals an, ihnen weh zu thun, und Hänschen warf die übrigen Beeren weg; Lischen aber, weil es größer war, ließ sich nicht irre machen, und schluckte noch mehr Beeren hinunter. Doch fühlte auch sie jetzt heftigen Schmerz; darum nahm sie ihr Brüderchen an die Hand und fing an nach Hause zu laufen. Je weiter sie kamen, desto ärger wurde das Brennen im Halse und im Leibe. Da brachen sie in Weinen aus, und schrien, so laut sie konnten. Das hörte eine Nachbarsfrau, und es ahnte ihr, daß ein Unglück geschehen sei. Sie lief hinzu, und fragte die Kinder, was ihnen sei. Diese

schrien immer heftiger: „Mein Leib, mein Leib!" aber was eigentlich geschehen war, war nicht aus ihnen herauszubringen. Die Frau brachte also die Kinder nach Hause, und schickte nach der Mutter. Bis diese aber kam, sah es schon recht schlimm mit den Kindern aus; uud da auch kein Arzt im Dorfe war, so blieben die Giftbeeren in dem Magen derselben, und am andern Morgen war alle Hilfe zu spät. Als der Arzt endlich kam, fand er die Kinder bereits todt. Da öffnete er ihnen den Leib, und fand, daß Hans sechs, Lischen aber zehn Beeren gegessen hatte. Der Hals und der Magen waren fürchterlich geschwollen, und man konnte wohl schließen, welche Schmerzen die armen Kinder gelitten hatten, bis der Tod sie erlöste. —

68. Suche das Leben Anderer zu erhalten!

In der Stadt Auch in Frankreich entstand im Jahre 1781 eine Feuerbrunst. Der Erzbischof des Sprengels, d'Apchen, eilte herbei, um die Rettenden durch sein Beispiel zu ermuntern. Mitten durch Rauch schrie ein Weib aus dem obern Stockwerke eines brennenden Hauses um Hilfe für ihr Kind, und hielt es aus dem Fenster der dichten Menschenmenge entgegen. „Wer rettet das Kind," rief der Bischof. Keiner wagte sich in die Gefahr; denn schon drohte das Haus dem Einsturze. „Dreitausend Livres geb' ich dem Retter!" forderte der Erzbischof mit lauter Stimme auf. „Zwölftausend Livres dem Retter!" überbot sich der edle Prälat. Hinauf der unglücklichen Mutter zu Hilfe!" —

Umsonst! Keiner der Anwesenden wollte das lebensgefährliche Wagstück übernehmen. „So will ich selbst der Retter sein, rief d'Apchen, warf sein bischöfliches Gewand ab und stürzte sich in das brennende Gebäude. Nach wenigen Augenblicken kommt er aus den Rauchwolken zurück und trägt das Kind in dem einen Arme, während er mit dem andern die halb bewußtlose Mutter fortschleppt. Gleich darauf stürzte das Haus zusammen. Der edelmüthige Bischof gibt der freudetrunkenen Mutter ihren geretteten Liebling und händigt ihr zugleich die Summe ein, welche er vergebens für ihre Rettung angeboten hatte.

69. Edelmuth.

Bei einem Brand, wo alles Volk zusammen,
Zu helfen und zu retten, angstvoll lief,
Sah man ein Kind, das, von den Flammen
Schon rings umgeben, jammernd Hilfe rief.

Der Fürst, stets hilfreich nahe in der Noth,
Gerührt von der Gefahr des Kindes, bot
Grossmüthig tausend Gulden an,
Die der zum Lohne haben sollte,
Der sich des Kind's erbarmen wollte.
Der Haufe schwieg verzagt. Da stürzt ein armer Mann
Sich plötzlich in die lichte Gluth,
Und der Erfolg krönt seinen Heldenmuth;
Zurück bringt er das Kind, ganz unversehrt.

Freund! sprach der Fürst, du bist belobenswerth,
Nimm dies Geschenk, das deine Handlung ehrt!" —
„Nein," rief der arme Mann, „den schönsten Lohn
Gab Gott durch die gelung'ne That mir schon;
Wozu noch mehr? Ich durfte ja mein Leben
Verkaufen doch für einen Beutel Geldes nicht.
Was ich gethan, das war nur meine Pflicht;
Nach fremdem Lohn konnt' ich dabei nicht streben!
Das Geld, Fürst! kannst du armen Leuten geben." —

*
* *

Merkt's euch: Ein Herz, von Edelmuth bewohnt,
Wird unermesslich durch sich selbst belohnt. —

70. Großmuth.

Zwei Jünglinge, Wilhelm und Fritz, nahmen einst im Kriege einen feindlichen Offizier gefangen, der schwer verwundet war und sie bat, ihm das Leben zu lassen. — „Ihr Leben ist bei uns sicher," antworteten sie beide, „wir tödten keinen Gefangenen." Er bot ihnen nun sein Geld, seine Uhr, seinen Ring, und was er Gutes hatte, wenn sie ihn in Sicherheit brächten und ihm einen Arzt verschafften, der ihn verbände. Nachdem sie Alles von ihm genommen hatten, was er nur geben konnte, ohne von Geld und Kleidung ganz entblößt zu werden, zeichneten sie sich seinen Namen und Titel auf, trugen ihn in Sicherheit und verschafften ihm einen Wundarzt, der ihn verband. Als man die Verwundeten wegschaffte, erkundigten sie sich nach dem Orte, wo dieser Offizier sich bis zu seiner Heilung aufhalten würde. Kaum hatten sie erfahren, daß er nun vor aller Beraubung sicher und glücklich dort angekommen sei, so meldeten sie ihrem Obristen, daß sie von einem verwundeten feindlichen Offizier Mehreres an Geld und Kostbarkeiten in Verwahrung genommen hätten, welches sie hiemit ablieferten, mit der Bitte, es dem Offizier wieder zuzustellen. Der Brief ging ab; und als er ankam, erstaunte der feindliche Offizier über die edle und uneigennützige Gesinnuug dieser gemeinen Soldaten. Mit der größten Lobeserhebung machte er ihre That bekannt,

und schickte ihnen ein ansehnliches Geschenk, welches sie, weil es freiwillig war, annahmen.

Bald meldeten alle Zeitungen diese Geschichte, und das Heer, zu welchem die beiden Soldaten gehörten, wurde durch diese That nicht minder, als durch die gewonnene Schlacht, berühmt und geehrt. — Sei auch gegen deine Feinde menschlich; thue ihnen nichts zu Leide, was dir die Gesetze des Krieges nicht deutlich gebieten. (Deutron. XX, 19.)

Wo Noth ist, hilf die Noth vermindern,
So will es Gott von seinen Kindern;
Und siehst du deinen Feind in Schmerzen,
So hilf auch ihm von ganzem Herzen.

71. Feindesliebe.

Der Vater und seine drei Söhne.

An Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen
Und den mit Müh'n erworb'nen Segen
Selbst unter die drei Söhne gleich.
„Ein Diamant ist's," sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
„Der mittels einer schönen That
„Darauf den meisten Anspruch hat!"
Um diesen Anspruch zu erlangen
Sieht man die Söhne sich zerstreu'n;
Drei Monden waren jetzt vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Darauf sprach der älteste der Brüder:
„Hört, es vertraut' ein fremder Mann
„Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
„Dem gab ich es getreulich wieder.
„Sagt, war die That nicht lobenswerth?"
„„Du thatst, mein Sohn, wie sich's gehört,""
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„„Wer anders thut, der muß sich schämen;
„„Denn ehrlich sein, heißt uns die Pflicht,
„„Die That ist gut, doch edel nicht.""
Der Andere sprach: „Auf meiner Reise
„Fiel einst, ganz unachtsamer Weise,
„Ein armes Kind in einen See.
„Ich gleich ihm nach, zog's in die Höh'

„Und rettete dem Kind sein Leben;
„Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben.“
„„Du thatest,““ sprach der Greis, „„mein Kind,
„„Was wir als Menschen schuldig sind.““
Der Jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
„War einst mein Feind fest eingeschlafen
„An eines tiefen Abgrunds Rand.
„Sein Leben stand in meiner Hand;
„Ich weckt' ihn und zog ihn zurück.“
„„O, rief der Greis mit frohem Blick,
„„Der Ring ist dein! — Welch edler Muth,
„„Wenn man den Feinden Gutes thut!““

72. Vergiß der Kranken nicht!

Die Erdbeeren.

Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheune auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines Korbmachers, hatte an dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage und schenkte ihm jedesmal ein Sechskreuzerstück. Eines Abends aber sprach der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind, wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sag' mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den ich nicht mit gutem Gewissen haben könnte.“ — „O“, sagte Agathe, „seid ohne Sorgen! das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körbchen voll, verkaufe sie in dem Flecken und bekomme dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfters: es gibt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Umstände nur immer erlauben.“

Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen. „Gutes Kind“, sprach er, „Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!“ — Nach einiger Zeit reiste ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füt-

tern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten und besuchte ihn. Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von seiner Wohlthäterin. „Was?“ rief der Offizier, „ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalt treffen, daß man dich im Wirthshause aufs Beste verpflege.“ Er that es, und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind“, sprach er gerührt, „deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne viele Sechskreuzerstücke geschenkt; hier hast du eben so viele Goldstücke.“ Die erstaunten Eltern sagten: „Ach, das ist Alles zu viel!“ Allein der General sprach: „Nein, nein! es ist dies nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten.“

73. Gib Acht auf's Feuer!

Die Feuersbrunst.

Vater Richard und Mutter Anna schliefen mit ihren Kindern in guter Ruhe, als auf einmal der Schreckensruf: „Feuer! Feuer!“ sie weckte. Ihr Wohnhaus stand bereits, ohne daß sie es ahnten, in Flammen, und kaum hatten sie so viel Zeit, sich aus den brennenden Trümmern zu flüchten, da stürzte das Haus prasselnd zusammen. Es blieb aber nicht bei dem einen Hause, auch das benachbarte entzündete sich, und von da verbreiteten die Flammen sich weiter. Trotz der angestrengtesten Arbeit lagen in weniger, als einer Stunde, 20 Wohnhäuser in Asche. Der Mangel an Wasser und der starke Wind hatte die Gefahr so sehr vergrößert, und die besten Anstalten hatten nicht vermocht, sie zu verhindern. Da jammerten 20 Familien ohne Obdach, ohne Lagerstätte, ohne Nahrungsmittel, ohne Hausgeräthe, ohne Handwerkszeug; denn die meisten hatten in der Angst und Bestürzung nichts, als das Leben gerettet. Ja, in dem einen Hause war sogar ein schlafendes Kind vergessen worden, und somit verbrannt. In einem andern war die Mutter, die noch etwas von ihren Habseligkeiten retten wollte, vom Rauche erstickt worden. Einen Zimmermann, der mit Einreißen beschäftigt war, hatte ein herabfallender Balken so beschädigt, daß er zeitlebens nicht wieder arbeiten konnte. Da war allgemeines Wehklagen. Namentlich seufzte Richard mit Frau und Kindern; denn sie hatten Alles verloren. Zwar suchten wohlthätige Menschenfreunde durch Nahrungsmittel, Kleidungsstücke und Geld die

Noth zu mildern, doch gehörten Jahre dazu, um den Verlust einigermassen zu verschmerzen.

„Wie war denn aber nun das Unglück entstanden,“ fragte das kleine Lottchen, „das so viele Leute verderbte?“ „Man weiß es nicht gewiß“, antwortete Vater Bernhard, der diese Geschichte seinen Kindern erzählt hatte. „Manche meinen, das Feuer sei von boshaften Menschen angelegt worden; wir wollen aber lieber glauben, daß es durch Unvorsichtigkeit entstanden sei. Es ist eine zu große Bosheit, wenn Jemand aus Neid, Rachsucht oder Schadenfreude das Haus seines Mitbürgers anzündet, und Habe und Leben in Gefahr setzt, als daß man glauben sollte, daß viele Menschen derselben fähig wären. Es wird auch ein solch unmenschliches Verbrechen von der Obrigkeit an Leib und Leben hart bestraft. Größtentheils entstehen die Feuersbrünste durch Unvorsichtigkeit, oft so, daß der Mensch, der sie veranlaßt hat, es selbst nicht weiß. Darum muß jeder Mensch in Absicht auf das Feuer alle mögliche Vorsicht anwenden, wozu auch die Kinder in den Schulen schon ernstlich angewiesen werden. Nur eine Art der Entstehung der Feuersbrunst ist unvermeidlich, nämlich wenn der Blitz die Gebäude entzündet. Dieser Fall ist aber der seltenere, und auch dann kann die Vorsicht und gute Anstalten die Gefahr sehr mindern, besonders durch Blitzableiter, welche die neuere Zeit sehr verbreitet hat und die überall an hohen Gebäuden angebracht werden sollten.“ —

74. Behalte kein unrechtes Gut in deinen Händen!

Ein reicher Mann befahl auf seinem Sterbebette seinen drei Söhnen, eine Summe Geldes, um die er arme Waisen betrogen hatte, denselben wieder zu erstatten.

Die Söhne versprachen es; sobald aber der Vater verschieden war, verabredeten sie sich mit einander, das Geld zu behalten, indem Niemand um den begangenen Betrug wisse.

Während sie noch in der Sterbekammer beisammen waren, trat ein alter, ehrwürdiger Einsiedler mit kahler Stirne und langem weißem Barte, herein. Sie erschracken; indeß baten sie ihn, sich zu setzen, und fragten ihn: „Nun, frommer Altvater, was kannst du uns gutes Neues aus der Wüste erzählen?“

„Nichts Gutes,“ sagte der ernste, alte Mann. „Indem ich durch die einsame Wüste so dahin wanderte, war es mir, als vernähme ich aus der schauerlichen Tiefe einer dunklen Felsenkluft eine Stimme, die heulend rief: „O weh mir! die Seele eines reichen Wucherers, die ich schon Jahre lang in der

Schlinge hatte, ist mir entgangen. Er befahl seinen drei Söhnen, das Gut, das er unrechtmäßig erworben, wieder zurückzugeben.« Eine andere Stimme erhob ein lautes Gelächter und rief: »Betrübe dich nicht; freue dich vielmehr! Anstatt einer Seele bekommen wir wahrscheinlich drei Seelen in unsere Gewalt.« »Diese drei Seelen, sind wir,« sagte der älteste Sohn mit Entsetzen; »die zwei Stimmen, die du vernommen hast, kamen von bösen Geistern. Wir wollen aber nun den Befehl unseres sterbenden Vaters vollziehen, und das unrechte Gut zurückstellen.«

»Gott sei gelobt!« sprach jetzt der Einsiedler. »Euer seliger Vater hat mir kurz vor seinem Tode anvertraut, was er euch befehlen werde. Auch hat er mir den Auftrag gegeben, nachzuforschen, ob ihr den Befehl vollzogen habt. Vollziehet ihn jetzt! Gebt den armen Waisen das Ihrige zurück, und rettet euere Seelen. Denn wer ungerechtes Gut wissentlich zurückbehält, kann nicht selig werden, sondern er wird ein Raub der Hölle.«

75. Gewissenhaftigkeit.

Der gewissenhafte Indianer.

Ein Indianer hatte seinen Nachbar um etwas Tabak gebeten. Dieser griff in seine Tasche und gab ihm eine Hand voll. Am ersten Morgen nachher kam der Indianer wieder, und brachte ihm einen Vierteltaler, der unter dem Tabak gewesen war, zurück. Als ihm einige rathen wollten, das Geld zu behalten, legte er die Hand auf's Herz und sagte:

»Hier im Herzen habe ich einen guten und einen bösen Menschen. Der gute Mensch hat gesagt: das Geld gehört nicht dir; gib es seinem Herrn zurück. Der böse sagte mir: man hat es dir gegeben; es gehört Dir. Der gute sagte darauf: Das ist nicht wahr, der Tabak gehörte dir, das Geld nicht. Der böse Mensch sagte dann wieder: Beunruhige dich nicht, geh' und kauf' Branntwein dafür.« — Ich wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Endlich um zur Ruhe zu kommen, legte ich mich zu Bette; aber jener böse und jener gute Mensch haben sich die ganze Nacht hindurch gezankt, so daß ich keine Ruhe hatte, ich mußte das Geld wieder bringen.

76. Brüderliche Zurechtweisung.

Ein junger Mitbruder einer Klostergemeinde hatte einen, — man weiß nicht welchen — großen Fehler begangen und

flüchtete sich aus Furcht vor der Strafe in eine andere Gemeinde. Zwei Brüder waren dem Entflohenen nachgesendet, ihn wieder zurückzubringen. Sie kamen dort an, und machten ihm die bittersten Vorwürfe. Allein von ihren Drohungen noch mehr erschreckt, wollte er nicht mehr mit ihnen zurückkehren. Die ganze Versammlung der Väter und Brüder ward zusammenberufen, die Sache zu unterscheiden.

Vater Paphnutius sprach zu den aufgebrachten Brüdern: „Höret ein Gleichniß! Ich sah einen Menschen, der in einen Sumpf gerathen und bis an die Kniee in den Morast gesunken war. Diejenigen aber, die gesendet worden, ihn zu retten, stießen ihn noch tiefer hinein, bis an den Hals. Hätten sie ihm nicht vielmehr die Hand reichen und ihm heraushelfen sollen?"

Da rief der Abt: „Seht, dieser Mann versteht es, die Seelen zu retten. Wir sollen nach dem Beispiele Jesu den glimmenden Docht nicht auslöschen, und das zerknickte Rohr nicht vollends abbrechen."

Die zwei Brüder bereuten ihre Heftigkeit, so wie der fehlende Bruder seinen Fehler, und alle drei kehrten auf Zureden des Abtes versöhnt und in Frieden wieder zurück in ihr Kloster. Der Entlaufene erhielt Verzeihung, und sein Lebenswandel war von nun an ohne Tadel.

77. Die freiwillige Hilfeleistung.

Die Straße von Viamala in Graubündten führt durch einen sehr gefährlichen Engpaß der hohen Alpen. Dort drängt sich der Rhein in einer Tiefe von 500 Fuß zwischen zwei Felswänden tobend hindurch. Eine Brücke führt hier über denselben. Ein Mailänder Postcourier passirte mit mehreren Maulthieren diese Straße. Bei der Brücke glitt eines derselben aus, und stürzte mit einem Felleisen, das voll Gold war, in den Abgrund. Mit Allem, was er bei sich hatte, war er verloren; denn wer hätte es gewagt, in die bodenlose Tiefe sich hinabzulassen? Betrübt und voll Sorgen, wie seine Vorgesetzten dies Unglück aufnehmen würden, mußte der Courier seinen Weg fortsetzen, ohne auch nur das Geringste für die Rettung des Goldes thun zu können. — Nach einigen Tagen ließ sich aus eigenem Antriebe ein Gemsenjäger, Mathias Hungard, aus dem Flecken Tusis, an Stricken in den Abgrund hinab. Schwebend über dem Wasser, sonderte er mit Hacken den Fluß. Nach mehreren Versuchen gelang es ihm, das Felleisen zu entdecken und glück-

lich herauszuziehen. Sogleich ließ er den Courier hievon benachrichtigen, und stellte ihm das Felleisen unberührt, wie er es gefunden hatte, wieder zu. —

78. Sei mitleidig.

Die schlaflose Nacht.

Ein längst verstorbener Fürst hatte einem alten ehemaligen Hofbedienten, der zur fernern Versehung seines Dienstes untüchtig geworden war, viele Jahre ein Haus neben dem Schlosse zu seiner Wohnung einräumen lassen. Eine neue Einrichtung und Verschönerung des Schloßplatzes machte es nothwendig, daß dieses kleine Haus weggebrochen werden mußte. Der Fürst ging am Abend in dieser Gegend spazieren, um den neuen Plan zu überdenken, als der alte Bediente aus seinem Hause kam, und den Fürsten anredete. „Aber, Ihro Durchlaucht, ich höre, daß das Haus, worin ich bisher gewohnt habe, niedergerissen werden soll. Wo soll ich denn mit meinen Kindern bleiben? Ihre Durchlaucht werden doch das Haus stehen lassen?“ — „Das geht nicht an,“ antwortete der Fürst, „denn nach der neuen Einrichtung würde euer Haus den ganzen Platz verunstalten, darin kann ich euch nicht helfen.“ Der Bediente erneuerte seine Klagen und seine Bitte, allein der Fürst stellte ihm vor, wie unbillig er handle, denn so lange das Haus dagewesen wäre, hätte er es ihn gerne bewohnen lassen, nun aber, da es weggerissen werden mußte, so könnte er doch nicht seinetwegen den ganzen Bau einstellen, und er müsse also das Haus räumen. Der Bediente ging weg, und der Fürst gedachte nicht mehr der Bitte des alten Mannes. Des andern Morgens um drei Uhr rief der Fürst seinem Kammerdiener, und schickte ihn eiligst zu seinem Kabinetsrath. Dieser erschien. „Ach!“ redete ihn der Fürst an, „ich habe diese ganze Nacht nicht schlafen können! Der arme Mann in dem Nebenhause hat mir so viel Unruhe verursacht; ich stellte mir vor, wie der Alte auch wohl die Nacht zugebracht haben werde, da er selbst nicht mehr weiß, wo er sich hinlegen soll. Ist denn gar kein Haus unbesetzt, das ihm eingeräumt werden könnte?“ „Nein,“ antwortete dieser, „alle fürstlichen Gebäude sind besetzt!“ Jetzt ward nach dem alten Bedienten geschickt, welcher sogleich erschien. „Ich bin gestern zu hart gegen Euch gewesen, guter Alter!“ sprach der Fürst. Ihr habt Euch wohl in dieser Nacht viele Sorgen gemacht?“ — „Ja, Ihro Durchlaucht, nicht wenig; denn wo soll ich hin, wenn mir

das Haus genommen wird?“ „Nun, laßt's nur gut sein! Ich will Euch jährlich 20 Thaler zur Miethe geben; denn ein Haus für Euch habe ich nicht, und dann will ich Euch für Euere Angst jährlich 15 Schäffel Roggen anweisen. Seid ihr damit zufrieden?“ Der Bediente dankte dem Fürsten mit Freudethränen und ging. — „Nun können Sie nach Hause gehen,“ sagte der Fürst zum Kabinetsrathe; ich will mich wieder hinlegen, und noch einige Stunden schlafen, denn, Gott Lob! nun bin ich wieder ruhig.“ —

79. Sei barmherzig!

Der arme Mann.

Nimm's, armer Mann, und danke nicht!
Du durftest es wohl nehmen;
Dein schlechtes Kleid, dein bleich Gesicht,
Die sprachen — zum Beschämen!

Gewiß, ich wurde roth, wie Gluth,
Als ich mit hellem Blicke
Auf mich sah, auf mein frisches Blut,
Und dann auf deine Krücke.

Du hast so wenig, armer Mann;
Und was dir ward, ist Leiden.
O, sieh mich noch ein Weilchen an;
Ich kann von dir nicht scheiden.

Dein Auge hat wohl viel geweint,
Und viel gewacht, du Lieber!
Und deine Stirne, wie es scheint,
Wird alle Tage trüber.

Der Locken sind ja wenig mehr,
Und werden fallen müssen.
Ach, armer Mann, du zitterst sehr
An Händen und an Füssen.

Der kalte Winter nahet sich
Mit Schnee und vielem Schrecken;
Da ist kein Pelz, kein Bett für dich,
Dich armen Mann zu decken.

Da ist für dich kein warmer Herd,
Die krumme Hand zu laben,
Und bist vielleicht im Innern werth,
Ein goldnes Haus zu haben.

O Gott! wie wird mir's im Gesicht!
Wie wird mir, daß ich lebe! —
Nimm's, armer Mann, und zürne nicht,
Daß ich so wenig gebe.

80. Der Groschen.

Lottchens Vater war ein armer Schuhmacher, der sich und seine Familie nur kümmerlich durch seiner Hände Arbeit ernähren konnte. Doch blieb er bei aller Sorge, die ihn zuweilen drückte, immer heiter und wohlgemuth, und sagte öfters: „Der liebe Gott nährt die kleinen Vögel des Waldes, er wird auch uns nicht verhungern lassen! Wie viele Leute gibt es nicht in der Welt, die noch ärmer sind, als wir!“ Weil er nun sein festes Vertrauen auf Gott setzte, und seinen Kindern gute Lehren gab, so erlebte er Freude an ihnen, und sein Lottchen besonders war ein artiges, liebes Kind.

Eines Tages gab ihr der Vater ein Paar Schuhe, und befahl ihr, sie zu einer reichen Frau zu tragen, welche die Schuhe bestellt hatte. Lottchen sprang munter fort, und gab die Schuhe ab. Der reichen Frau gefiel Lottchens Bescheidenheit und Freundlichkeit, und sie gab dem Kinde einen Groschen. „Soll der Groschen mir gehören?“ fragte Lottchen verwundert. — „Ja, mein Töchterchen,“ sagte die Frau. „Kaufe dir etwas dafür.“ Lottchen bedankte sich schön, und entfernte sich. Vor dem Hause der reichen Frau blieb sie aber noch ein Weilchen stehen, und überlegte, wie sie mit dem Groschen ihrem guten Vater eine kleine Freude bereiten könne; denn das Geld zu ihrem eigenen Vergnügen zu verwenden, fiel ihr gar nicht ein. Während sie hierüber noch nachdachte, kam eine alte Frau langsam die Straße herauf. Ihr Gesicht war blaß, ihre Kleidung zerrissen und elend, und hie und da streckte sie einem Vorübergehenden die Hand hin, und bat um ein Almosen. Aber alle Leute gingen an ihr vorüber, und schenkten ihr nichts. Die arme, alte Frau weinte vor Betrübniß über die Hartherzigkeit der Menschen.

Lottchen hatte Alles bemerkt. Gewiß, dachte sie, kann ich meinen Groschen nicht besser verwenden, als wenn ich ihn der armen Frau schenke. Wie wird sie sich darüber freuen! Und

der Vater freut sich auch, wenn ich es ihm erzähle! — Schnell ging sie nun auf die Frau zu, drückte ihr verschämt den Groschen in die Hand, und wollte sich entfernen. — „Lottchen! Lottchen!" hörte sie da plötzlich rufen. Lottchen drehte sich um, und bemerkte die reiche Dame, der sie die Schuhe gebracht hatte, an einem offenen Fenster. Sie winkte. Lottchen lief zu ihr und dachte: sie wird mich gewiß auszanken, weil ich den Groschen verschenkt habe. „Was hast du mit dem Groschen gemacht, den ich dir gab?" fragte die Dame. „Ach! seien sie nur nicht böse," stammelte Lottchen und erröthete, „ich habe ihn einer armen Frau geschenkt. Sie sah gar so betrübt aus." „Böse?" fragte die reiche Dame, „wie kann ich wohl darüber böse sein, wenn du ein gutes Herz zeigst? Komm einmal herein zu mir, liebes Kind!"

Als Lottchen in die Stube trat, mußte sie erzählen, wie es ihr ginge, ob ihr Vater reich wäre und dergleichen mehr. Lottchen sagte Alles der Wahrheit gemäß. Darauf fragte die Frau über alle Dinge, und bemerkte bald, welch ein frommes und gutes Kind Lottchen war. Als sie Alles, was sie zu wissen wünschte, erfahren hatte, fragte sie Lotte: „Willst du bei mir bleiben, liebes Kind? Ich will für dich sorgen, als ob du meine eigene Tochter wärest, und deinem Vater aus aller Noth und Bedrängniß helfen."

81. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, dessen Name Benediktus, d. h. Segenreich war. Diesen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und Alle, die ihn kannten, segneten ihn deßgleichen; so suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling, wie den Nachbar, besonders die Armen und Nothdürftigen. Er that aber folgender Massen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind Viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, wenn ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte!" — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in seine Lade; die nannte er den Gotteskasten.

Deßgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewüthet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er sein Haus an, ging in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und

deinen Vorrath mehren können;« und legte in den Gotteskasten. Dazu spendete er gerne von dem köstlichen Weine, wenn ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein Leben lang.

Als er nun darnieder lag und sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Wittwen und Waisen und sprachen: »Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benediktus von uns scheidet! So lange er lebte, konnte es uns nimmer fehlen, aber was wird's nun werden?«

Er aber sprach: »Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit Allem, was darin ist. Er gehört den Armen, den Wittwen und Waisen, theilt davon aus und verwaltet es wohl und weislich. Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also besteht der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Troste der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt in Segen.

82. Die Wittwe und der König.

Der König von Holland setzte sich eines Tages auf eine Bank in einer abgelegenen Allee des Parkes in Brüssel. Ein armes, altes Weib in Bauerntracht nahm Platz am andern Ende der Bank, und fing zu weinen an. Stillschweigend betrachtete der König eine Zeit lang die traurige Miene der Weinenden. Von ihren Thränen, welche über die magern Wangen herabrollten, bewegt, sprach der König sie in liebevollem Tone an. Sie aber schüttete all ihren Kummer mit voller Zutraulichkeit vor ihm aus, und erzählte ihm ihr trauriges Schicksal. Die Erzählung dauerte beinahe zwei Stunden. Der Hauptinhalt war dieser, daß auf obrigkeitlichen Befehl ihre Hütte und Aecker verkauft werden, weil ein Gläubiger ihres in Java in königlichen Diensten verstorbenen Gatten das Ansuchen gestellt hatte. Ihr Hauswesen sei nun zu Grunde gerichtet, und sie somit mit ihren zwei Töchtern an die öffentliche Wohlthätigkeit verwiesen.

Da sprach der König: »Nun, armes Weib, warum wendet ihr Euch nicht an den König? Er ist reich, und die Summe, die Ihr bedürft, ist ohne Zweifel nicht sehr beträchtlich.« Sie aber erwiederte weinend: »Ach, mein guter Herr, es ist viel, fünfhundert Gulden!« — Der König sagte: »Versuchet es immerhin; man sagt, der König theile gerne Wohlthaten aus, schreibet an ihn.« — Da sagte sie schluchzend: »Aber ich kann nicht schreiben.«

Der König machte nun selbst die Bittschrift, und bewilligte die Summe von fünfhundert Gulden. Die arme Familie war nun gerettet, und man segnete den Namen des Königs.

83. Die wurmstichige Barmherzigkeit.

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Gold's zur Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab' ich einen Segen
Von dem ich Armen Gutes thu'.

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus:
Und bat, gekrümmt auf seine Krücke,
Sich eine kleine Gabe aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte — ging und gab dem Armen
Ein großes Stück — verschimmelt Brod.

84. Höflichkeit ziert jeden Stand.

Ein sehr vornehmer und reicher Mann, der eine ganze Provinz regierte, stand einst mit einem andern, gleichfalls reichen und angesehenen Manne auf der Strasse und sprach. — In demselben Augenblicke ging ein armer Negersklave an den beiden Herren vorüber und grüsste sehr höflich, worauf der Gouverneur freundlich dankte.

„Wie,“ sagte der andere Reiche, der mit ihm sprach: „Euer Excellenz lassen sich so weit herab, einem armen Sklaven für seinen Gruss zu danken?“ — „Wesshalb denn nicht?“ antwortete ihm der Gouverneur: „ich wollte nicht gern, dass ein armer Sklave, der nicht einmal eine Erziehung genossen hat, höflicher wäre, als ich.“

Wie sehr hatte doch der treffliche Mann recht! — Höflichkeit ziert jeden Stand. —

85. Merkwürdige Entdeckung eines Verbrechens.

Im Jahre 1740 hatte ein Engländer einen seiner Bekannten, einen Geschäftsmann, ermordet. Niemand weiß, weßhalb? aber auf eine so boshafte, ausgesuchte, grausame und rachsüchtige Weise, daß er unmöglich auf Gnade rechnen konnte. Er

entwich nach Frankreich, um der Strafe zu entfliehen, aber sein Gewissen strafte ihn zehnfach; denn wachend und schlafend stand der Ermordete im blutigen Hemde mit seinen Wunden vor den Augen des Mörders. — Nachdem er 20 Jahre lang die meisten Länder Europa's durchwandert hatte, zog ihn das Heimweh in das Vaterland zurück, und er beschloß, unter verändertem Namen wieder dahin zu ziehen, in der Hoffnung, daß er von Niemand würde erkannt werden, weil Sonne, Witterung und Alter die Farbe und Züge des Gesichts sehr verändert hatten, zumal, wenn er sich an einem einsamen Ort in Zurückgezogenheit hielte, wo er denn auch die Ruhe seiner Seele wieder zu finden hoffte.

Aber gerade an dem nämlichen Abend, als er in einem kleinen Boote landete, merkwürdig genug, nicht weit von derselben Stelle, wo er seinen Bekannten ermordet hatte und von wo aus er jetzt mit einem Landkutscher tiefer in's Land hinein sich zu begeben gedachte, denselben Abend, in tiefer Dämmerung, und zwar gleich, nachdem er ausgestiegen war, hört er rufen: „Haltet ihn, haltet ihn auf! — hier ist er!“ Auf diesen Ruf fing er an zu laufen, und ein großer Haufen Pöbel rannte hinter ihm drein.

Er wurde eingeholt und ergriffen. „Ja! ja! rief er voll Angst, ich bin's gewesen, ich bekenne die That — ich bin der Unglückliche, der sie begangen hat. — Der Pöbel wollte nun nach diesem Geständnisse zur Execution schreiten, und ihn tüchtig durchbläuen, damit er das gestohlene Gut herausgebe. — „Ich habe ja nichts gestohlen, sagte er; und wenn ich ihn ermordete, hab' ich ihn ja doch nicht berauben wollen!“ — Jetzt sah der Pöbel, daß er einen Mißgriff gethan hatte. Er hatte diesen Menschen für einen Taschendieb gehalten, weil er so schnell lief, und so eben ein Taschendiebstahl verübt worden war. Jetzt aber wollte man ihn laufen lassen, denn man hielt ihn für einen verwirrten Menschen, zumal, da dieses durch sein ganzes Wesen und Betragen sehr glaublich wurde, und keiner von einem Morde etwas wußte. Nur ein einziger Mann, dem jener Mord noch sehr erinnerlich war, verlangte, daß man diesen Menschen vor einem Gerichtshofe möchte vernehmen lassen, und man führte ihn zum Maire (spr. Mär) der Stadt. Der Schuldige gestand, sein Geständniß wurde aufgenommen, zu Papier gebracht, und das Urtheil gefällt, daß er gehängt werde. — Noch unter dem Hochgerichte erklärte er, dieser sein Richttag sei der glücklichste seines Lebens, weil er ihn von aller Angst über den Mord eines

Freundes erlöse, der ihn geliebt habe, und dem er so viele und große Verbindlichkeiten schuldig gewesen sei. —

86. Redlichkeit.

Der großmüthige Räuber.

Auf off'nem Weg hielt einen Wandersmann
Ein Räuber, nah' um London, an.
„Ach!" sprach der arme Wandersmann:
Ich bitt' euch, laßt mir nur das Leben;
Ich hab' euch ja kein Leid's gethan,
Und wollt' euch gern, was ihr verlanget, geben;
Doch heute hab' ich Nichts bei mir.
Ich geh' jetzt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier
Und theile sie mit euch, so wahr Gott ober mir!"
„Gut," fing der Räuber an, „du hast geschworen,
Ich glaube dir's. Geh' fort! Ich wünsche dir viel Glück."
In Kurzem kam der Wandersmann zurück.
„Ach," sprach er mit erfreutem Blick,
„Seht, was ich Aermster fand! Ihr habt's doch wohl verloren;
Zehn Pfund und mehr noch, welch' ein Glück!
Und diese bring' ich euch zurück;
Erlaßt mir das, was ich beschworen."
„Nein," hub der Räuber an, „ich habe Nichts verloren,
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seid."

*
* *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

87. Elternliebe.

Diese Kinder sind mein Schmuck.

Cornelia, die Mutter der berühmten Römer Tiberius und Cajus Grachus (631 v. Chr.) hatte einmal Besuch von einer Freundin aus Campanien. Von dieser wurde sie gebeten, daß sie ihr doch ihren Schmuck und ihre Kostbarkeiten zeigen möchte. Cornelia erbot sich, dieses zu thun, unterhielt aber ihre Freundin so lange von andern Gegenständen, bis ihre Kinder aus der Schule kamen. Als diese gekommen waren, sagte sie: »Diese Kinder da sind mein Schmuck, sonst habe ich keinen!«

88. Mutterliebe der Gräfin von Spadara.

Das schauerliche Erdbeben, welches im Jahre 1783 zu Messina in Sizilien ausbrach, veranlaßte ein sehr rührendes Beispiel mütterlicher Liebe. In dem traurigen Augenblicke, als diese Stadt einen von den schrecklichen Stößen erlitt, welche sie beinahe in einen Steinhaufen verwandelten, nahm ein großer Theil der unglücklichen Einwohner seine Zuflucht nach dem Hafen, und unter diesen befand sich auch der Graf von Spadara. Kaum hatte das Erdbeben sich spüren lassen, so trug er seine vor Schrecken in Ohnmacht gefallene Gattin in seinen Armen fort, erreichte ein kleines Schiff, und sah sich mit ihr in Sicherheit. Hier schlug sie ihre Augen wieder auf, und ihr erster Gedanke war ihr Sohn. „Wo ist mein Sohn? Er ist ja nicht bei uns!“ rief sie jammernd aus. Ihr Gemahl versicherte sie, daß es unmöglich gewesen sei, auch ihn zu retten; er bat sie, sich zu beruhigen und Gott zu danken, daß wenigstens sie beide gerettet seien. Aber vergebens waren seine beweglichsten Vorstellungen. Fest entschlossen, selbst ihren Sohn zu retten, koste es auch, was es wolle, eilt sie nach ihrem Hause zurück, das noch mitten unter dem Schutte benachbarter Gebäude unversehrt da stand, und dessen feste Bauart sie vielleicht gehofft haben ließ, daß sie mit ihrem Kinde noch unbeschädigt wieder herauskommen könnte. Sie eilt hinein, stürzt sich auf die Wiege ihres schlafenden Kindes, und will mit diesem kostbaren Gute davon fliehen. Aber kaum ist sie an die Treppe zurückgekommen, so fällt diese ein, und nun läuft die Mutter, das Kind in den Armen haltend, von einem Zimmer in das andere, während hinter ihr Alles zusammenstürzt. Flammenströme vereinigten sich jetzt mit dem Erdbeben, sie steigen und ergreifen die unglückliche Mutter; sie sucht endlich auf einem Erker ihre letzte Zuflucht, ruft kläglich um Hilfe, und zeigt ihr weinendes Kind vom Erker herab. Allein leider vergebens. „Ach!“ ruft sie, ihr Kind fest in ihre Arme drückend, „ach, mein Sohn! mein Sohn!“ — und die fürchterliche Flamme verschlingt beide vor den Angen des untröstlichen Gatten und Vaters.“

89. Kindesliebe.

Aber dieser Missethäter ist mein Vater!

Zu Wien ereignete sich im Jahre 1787 *folgender rührende Vorfall. Als die Züchtlinge auf dem Graben daselbst das Pflaster kehrten, eilte ein wohlgekleideter*

junger Mensch herbei (er hiess Krappenberger) und küsste einem der Züchtlinge ehrfurchtsvoll die Hand. Dieses sah der Staatsrath Baron von Kressel aus einem Fenster, liess den jungen Menschen zu sich rufen und sagte ihm: dass es sich nicht schicke, einem Missethäter die Hand zu küssen. „Aber," erwiederte der bestürzte Jüngling, „dieser Missethäter ist mein Vater!" Gerührt durch diese kindliche Handlung erzählte der Baron dem Kaiser den Vorgang, und dieser gab Befehl, dem jungen Menschen das erste ledig werdende Stipendium zu ertheilen.

90. Kindesdank.

Ein Fürst traf eines Tages auf einem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäfte an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sei, sondern daß er als Taglöhner um neun Groschen arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht berechnen, wie es möglich sei, täglich mit neun Groschen auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu sein. Aber der brave Mann im Kittel erwiederte ihm: Es wäre nicht gut, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen, und mit dem zweiten Drittheil zahle ich meine Schulden ab, und das andere Drittheil lege ich auf Kapitalien an. Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel; aber der fröhliche Mann fuhr fort und sagte: "Ich theile meinen Verdienst mit meinen armen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die erst arbeiten lernen müssen. Jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem Alter auch nicht verlassen werden." — War das nicht schön gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm in seinem Alter von dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung in reichem Maße zu Theil.

91. Der Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, seine Kniee zitterten, er hörte und sah nicht gut, und hatte be-

reits auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er die Suppe auf das Tischtuch, und zuweilen floß ihm sogar etwas wieder aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau eckelten sich davor, und deßhalb mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen setzen, und sie gaben ihm Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu sehr wenig, so daß er sich nicht satt essen konnte.

Da sah er traurig nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß. Einmal auch konnten seine zitternden Hände das Schüsselchen nicht fest halten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt heftig; der Großvater aber seufzte nur: „Ach, lieber Gott!“ Jetzt kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Pfennige, daraus mußte er essen.

Als sie eines Tages bei Tische sassen, trug der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde einige kleine Bretterstücke zusammen. „Was willst du denn damit machen?“ fragte ihn sein Vater. „Ei“, antwortete das Kind, ich will ein Träglein machen, und daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich krank bin.“ Da sahen sich Vater und Mutter eine Weile stumm an, und Thränen traten ihnen in die Augen; sie holten sofort den Großvater an den Tisch, und ließen ihn von nun an immer miteessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

92. Geschwisterliebe.

Mein Bruder ist den Eltern nützlicher als ich.

Ein Transport portugiesischer Truppen, die nach Indien schifften, litt unterwegs Schiffbruch. Ein Theil der Geretteten trat auf der Küste der Kaffern an's Land, und der Rest stach auf einem aus den Trümmern des Schiffes erbauten Boote in die See. Als sie eine ziemliche Strecke weit gesteuert hatten, nahm der Steuermann wahr, daß das Fahrzeug überladen sei, und bemerkte dem Anführer, daß es in Kurzem untersinken müsse, wenn man nicht ein Dutzend Schlachtopfer in's Meer würfe. Das Loos fiel unter andern auf einen Soldaten, dessen Name die Geschichte nicht aufbehalten hat. Sein jüngerer Bruder fällt dem Commandanten des Schiffes, Eduard von Mello, zu Füssen, und bittet flehentlich, die Stelle seines ältern Bruders vertreten zu dürfen. „Mein Bruder“, sagte er, „ist geschickter als ich; er ernährt meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern; wenn sie ihn verlieren, so müssen sie alle im Elende verderben. Erhalten Sie ihr Leben, indem sie das seinige erhalten, und

lassen Sie mich umkommen, der ihnen keine Hilfe leisten kann." Mello willigte darein, und ließ ihn in's Meer werfen. Der Jüngling schwimmt dem Boote sechs Stunden nach. Endlich erreicht er es. Man droht ihm mit dem Tode, wenn er es versuchen würde, sich hineinzuschwingen. Die Liebe zu seiner Erhaltung siegt über die Drohung; er klettert hinauf, man will ihn mit einem Degen durchstossen, er fängt ihn auf und hält ihn fest, bis er sich in's Boot geworfen hat. Diese außerordentliche Standhaftigkeit ging Jedermann zu Herzen. Es ward ihm erlaubt, bei den Andern zu bleiben, und so gelang es ihm, sein und seines Bruders Leben zu erhalten.

93. Die Theilung.

Ein reicher Vater war gestorben,
Drei Söhne hatten, was sein Fleiß erworben,
Sich gleich getheilt. Nach kurzer Zeit
Kam Krieg in's Land. Da sah man weit und breit,
Brandstätten und verheerte Wüsteneien;
Zwei Brüder von den Dreien
Verloren durch der Feinde Wuth
In wenig Jahren Hab und Gut.
Der Dritte hörte dieß und sprach: „Ich will den Segen,
„Den ich, seit unser Vater starb,
„Durch Glück gewann, durch Fleiß erwarb,
„Zu dem geerbten Drittheil legen.
„Ihr Beide sollet elend sein?
„Ihr, meine Brüder? ich allein
„Der Glückliche? O nein! — Verarmte Brüder,
„Kommt, theilt von Neuem! — Und sie theilten wieder."

94. Achte und liebe deinen Lehrer.

Ein Vater, der seine Kinder zärtlich liebte, und keine Gelegenheit versäumte, ihnen durch gute Lehren und Beispiele fromme und edle Gesinnungen einzuflössen, nahm dieselben an einem angenehmen Frühlingsmorgen mit in den Garten. Der Gärtner war eben mit dem Veredeln junger Bäume beschäftigt, und sogleich traten die Kinder um ihn her. O, lieber Vater, rief Cornelius, siehe doch, was unser Gärtner hier macht! Da schnitt er in diesen jungen Stamm einen Spalt, setzte dieses Zweiglein hinein, und jetzt bindet er es zu, und das, sagte er, heiße pfropfen oder impfen. Ohne dieses Pfropfen, sprach der

Vater, würde das Bäumchen bittere und sauere Früchte tragen, welche ihr nicht genießen könntet; aber durch Pfropfen bringt es schönes, schmackhaftes Obst hervor. — „Wie geht denn das zu?“ fragte Heinrich, „das ist doch sehr wunderbar!“

Vater. Allerdings sehr wunderbar! Dieses in den jungen Stamm hineingesetzte Zweiglein kommt von einem Baume, der schon die schönsten Früchte trägt; es macht nun, daß dieser wilde Stamm künftig eben solche Früchte bringt. — Ja, sagte der Gärtner, meine lieben Kinder, das ist hier ein wildes Kirschbäumchen, welches sonst elendes Zeug tragen würde; was ich aber darauf gepropft habe, ist die große schwarze Herzkirsche, welche euch im vergangenen Sommer so wohl schmeckte.

Die Kinder waren sehr erfreut, dieses zu wissen, und sagten: „Nun wollen wir auf recht viele wilde Bäumchen die herrlichsten Früchte pfropfen.“ Der Vater aber sprach: „Ueberlasset dies, meine Lieben, noch zur Zeit dem Gärtner, bis ihr einige Jahre älter seid; denn ihr könntet euch in den Finger schneiden. Machet nur, daß ihr selbst den guten Bäumchen hier gleich werdet. Ihr seid wie die jungen Bäumchen, die hervorsprossen und wachsen. Was würdet ihr werden, wenn man euch blos aufwachsen ließe, ohne an euch zu arbeiten, ohne euch zu erziehen und zu unterrichten? Nichts anderes, als wilde Bäume, die bittere und sauere Früchte tragen; ihr würdet unwissend und ganz wilde Menschen werden. Erinnerst du dich noch, Cornelius, an die Wilden, von denen du erst gelesen hast?

Cornelius. Ach ja, das sind kaum halbe Menschen, welche nicht besser, als die vernunftlosen Thiere leben. Sie lernen und wissen nichts anderes, als wie sie ihren Hunger und Durst stillen mögen. Sie suchen daher die Thiere zu fangen, die sie um und neben sich sehen, und dies hat sie mit der Jagd und dem Fischfange bekannt gemacht. Außer diesen Beschäftigungen thun sie wenig oder nichts, sitzen unthätig und sind halb Thiere.

Heinrich. Das ist ja der betrübteste Zustand, der sich nur denken läßt!

Vater. Auch ihr, liebste Kinder, würdet wenig Heilsames und Nützliches wissen, wenn ihr es nicht von euern Eltern hörtet, und wenn nicht die guten Lehrer, zu welchen wir euch in die Schule schicken, euch ausführlich darin unterrichteten. Seht, die Schulen sind die Pflanzstätten und die Lehrer die Gärtner, welche euch jungen Bäumchen die guten Reisen einpropfen. Sie theilen euch die heilsamen Lehren mit, welche euch jetzt und in Ewigkeit glücklich machen können. Ihr, noch ziemlich wilde Bäumchen, werdet vortreffliche Früchte tragen, ihr werdet

fromme, verständige und glückliche Menschen werden, wenn ihr das Gute, das euere Lehrer in euch pflanzen wollen, willig annehmet, und den herrlichen Saft ihrer Lehren und Ermahnungen recht in euch hineindringen lasset. Vor Allem aber müßt ihr den lieben Gott demüthig bitten, daß er hiezu seinen Segen geben wolle. Denn wenn Gott das Gedeihen nicht gibt, so arbeitet der Gärtner vergebens, und der Baum trägt keine oder nur sauere Früchte.

Cornelius. O lieber Vater, wie sehr danke ich Gott, daß er uns Mittel und Gelegenheit verschafft hat, von fleißigen und geschickten Lehrern unterrichtet zn werden.

Heinrich. Mit der größten Lust und Aufmerksamkeit wollen wir den Unterricht, den sie uns mit vieler Mühe, Liebe und Geduld ertheilen, anhören und zu Herzen nehmen; wollen ihnen durch gutes Betragen, durch sorgfältige Bearbeitung der häuslichen Aufgaben, sowie durch regelmäßigen Kirchen- und Schulbesuch viele Freuden bereiten, und dadurch unsere Liebe und Achtung gegen sie zu erkennen geben.

Vater. Thut das, liebe Kinder, und ihr werdet der Lehrer Mühseligkeiten, welche ihnen unachtsame, ausgelassene und ungehorsame Schüler machen, versüssen. Ihr selbst aber werdet den größten Nutzen davon haben.

„Gehorchet euern Lehrern und folget ihnen; denn sie wachen über euere Seelen. Sie sparen keine Mühe, um euch in diesem und jenem Leben recht glücklich zu machen, auf daß sie das mit Freuden thun und nicht mit Seufzen; denn das ist auch nicht gut.“ „Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird umgehauen und in's Feuer geworfen.“

Die Kinder gingen hierauf in die Gartenlaube und sangen zur Freude des Vaters ein schönes Lied, das sie in der Schule gelernt hatten. —

95. Ehre das Alter!

Die Höhle des Erbarmens.

Auf einer Reise, welche einige Holländer in das Innere des Küstenlandes von Guinea in Afrika machten, trafen sie in einer Höhle unweit des großen Schlangentempels zwei Neger an, wovon der eine, ein hochbejahrter Greis, dem von den Feinden die Zunge ausgerissen und die Beine abgehauen waren, durch einen jungen Menschen, den sie für den Sohn dieses Alten hielten, bedient wurde. Er nährte ihn mit Reis und Ananas, breitete die Häute der Thiere, die er getödtet, unter ihm

aus, und um ihn zu erfrischen, trug er ihn täglich auf seinen Schultern längs des Ufers hin, wenn die große Hitze durch die Annäherung der Nacht vermindert wurde. Das Mitleiden allein hatte ihn vermocht, seine Verwandten zu verlassen, um sich an diesen Unglücklichen anzuschließen. Sechs in der Einsamkeit verflossene Jahre und der Anblick von tausend Gebrechlichkeiten hatten seinen Eifer für dieses Opfer der Zeit und der Grausamkeit nicht geschwächt. Diese so schöne Entdeckung rührte sogar die Eingebornen des Landes, und sie nannten diese Freistätte — die Höhle des Erbarmens.

96. Die Schildwache und der König.

Bei einer Soldatenmusterung in Pommern ging Friedrich, der Zweite, eines Abends in das Lager der dortigen Truppen. Gleich beim Eintritt in dasselbe fiel ihm ein junger Soldat auf, der Schildwache stand. Er näherte sich ihm und fragte: „Wie lange hast du schon gedient?“

Soldat. Dreizehn Jahre.

König. Wie alt bist du denn?

Soldat. Neunzehn Jahre.

König. Und du willst schon dreizehn Jahre gedient haben. Wie ist das möglich?

Soldat. Ja, fünf Jahre habe ich als Gänsejunge, hernach sechs Jahre als Ochsenjunge gedient, und dann bin ich vor zwei Jahren unter das Volk gekommen.

Der König lächelte über diese unbefangene Einfalt des Burschen, und da aus dessen Tasche das Mundstück einer Tabakspfeife heraussah, so fragte er ihn: „Warum rauchst du nicht?“

Soldat. Ich rauche wohl, aber unser Herr Hauptmann hat's verboten.

König. Wenn du Appetit hast, so stopfe dir immer eine Pfeife.

Soldat. Das darf ich nicht.

König. Thu's nur auf meine Verantwortung.

Soldat. Es geht nicht.

König. Weißt du denn nicht, wer ich bin?

Soldat. I, wie sollt ich es denn nicht wissen. Er ist der König.

König. Nun, ich erlaube es dir.

Soldat. Das ist schon gut, aber der Hauptmann will's doch nicht haben.

Den König belustigte diese Unterredung, und Er bestand darauf, daß der Bursche seine Pfeife aus der Tasche nehmen, sie stopfen, sich Feuer anschlagen und rauchen mußte. „Nicht wahr, im Freien schmeckt ein Pfeifchen am besten?“ sagte der König, und setzte nun seinen Weg fort bis zur Lagerwehr. Der dort stehende Soldat rief: „Heraus!“ Die Wache tritt in's Gewehr und der König näherte sich dem wachhabenden Offiziere mit den Worten: „Dort oben am Eingange des Lagers habe ich eine Schildwache mit der brennenden Pfeife im Munde gesehen; man lasse den Burschen sogleich ablösen und herbringen.“

Es geschah. Der Arrestant wurde vorgeführt, und der Offizier fuhr ihn mit raschen Worten an: „Wie hat er sich unterstehen können, auf einem Posten zu rauchen? Weiß er nicht, was Regel und Ordnung ist? Wart' Er nur, er soll's künftig merken!“ Bei diesen Worten näherte sich der Bursche dem Könige, klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sagte: „Na, sieht Er wohl, hab' ich nicht recht gehabt? Nun kriegen wir alle Beide den Buckel voll.“

97. Das weiße Pferd.

Friedrich Wilhelm der Große, Churfürst von Brandenburg, dieser hochverehrte Vater seines Volks, hatte bereits im Jahre 1674 bei dem Einfalle der Schweden in seine Provinzen durch den allgemeinen Aufstand der Bauern in der Mark gegen seine und des Vaterlandes Feinde den überzeugendsten Beweis von der Liebe und Treue seiner Unterthanen erhalten. Er empfing in jener denkwürdigen Schlacht bei Fehrbellin, die das Jahr darauf erfolgte, einen eben so rührenden Beweis von seinem Stallmeister. Die Geschichte hat den Namen des Edeln verewigt, er hieß Emanuel Froben. Der Churfürst ritt in jener Schlacht ein weißes Pferd, und da die Farbe des Pferdes vor andern in die Augen fiel, so richteten die Schweden ihr Geschütz vorzüglich nach dem Orte hin, wo sich der Churfürst befand. Froben merkte dies, und sein Entschluß war augenblicklich gefaßt. Er beschloß, für seinen Fürsten das Leben zu wagen. Unter dem Vorwande, daß das Pferd des Churfürsten schattenscheu sei, that er ihm den Vorschlag, mit dem Pferde zu tauschen, und Friedrich Wilhelm, der jetzt auf nichts Anderes, als auf Sieg über die Feinde dachte, war sogleich bereitwillig den Vorschlag seines Stallmeisters anzunehmen. Kaum hatte aber dieser das Pferd bestiegen, als er auch von mehreren feindlichen Kugeln getroffen herabsank, und so durch seinen Tod das Leben des Churfürsten rettete.

98. Der brave Soldat.

Der berühmte General Eliot ritt eines Tages bei der Belagerung von Gibraltar selbst herum, um die Wachen zu visitiren. Er traf bei dieser Gelegenheit einen deutschen Soldaten, der weder sein Gewehr ergriff, noch präsentirte, sondern unbeweglich dastand. „Kennst du mich nicht, mein Sohn?“ redet der General den Soldaten an, „oder warum beobachtest du deine Pflichten nicht?“ — Der Soldat erwiederte mit Fassung: „Ich kenne sie, Herr General, und meine Pflicht sehr gut; aber so eben sind mir zwei Finger von der rechten Hand abgeschossen worden, daher bin ich nicht im Stande, das Gewehr zu halten.“ — „Warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen?“ fuhr Eliot fort. — „Weil es in Deutschland,“ antwortete der Soldat, „nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöst wird.“ — Da stieg der General augenblicklich vom Pferde und sagte: „Gib mir dein Gewehr und deine Patrontasche, ich will dich ablösen, damit du dich verbinden lassen kannst!“ — Der Soldat gehorchte, ging aber zuvor an die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf dem Posten stände und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er zu fernern Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet, und erhielt von dem General, der den Vorfall nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als er in der Hauptstadt von England ankam, verlangte ihn der König Georg zu sehen. Da er ihm vorgestellt wurde, unterredete er sich mit ihm, beschenkte ihn königlich und machte ihn zum Offizier.

99. Warnung für Thierquäler.

Zu Athen wurde einmal ein Knabe zum Tode verurtheilt, welcher überführt wurde, daß er den Wachteln muthwillig die Augen ausgestochen hatte. Die Richter waren der Meinung, daß der, welcher ein unschuldig Thier unbarmherzig quälen kann, eine äußerst schlimme Gemüthsart verrathe, die Vielen zum Schaden und Verderben werden könne.

100. Die sieben stummen Söhne.

Merkwürdig ist die Geschichte eines angesehenen Bürgers, eines Vaters sieben wohlgewachsener Söhne, die aber sämmtlich stumm waren. Der Kummer über das Unglück seiner Kinder nagte dem Vater beständig am Herzen, und er konnte es nicht

begreifen, wie ihn Gott vor andern Vätern so schrecklich heimsuche. Einst führte er seine stummen Söhne auf einen benachbarten Maierhof, wo man bei einem alten Schweizer frische Milch, Butter und Käse aß. Der bedrängte Vater warf mitleidige Blicke auf seine Söhne, die gesund und rosenwangig um den Tisch saßen, aber stumm waren. Thränen träufelten von seinen Wangen, und er ächzte zum Himmel: „O Gott, womit hab' ich dies verdient?" — Der alte Schweizer, der dies Alles bemerkte, nahm den Vater auf die Seite und sagte mit deutscher Treuherzigkeit zu ihm: „Ich sehe wohl, es kränkt euch, daß eure Söhne stumm sind; — aber mich wundert's nicht. Wißt ihr noch, ich kenne euch ja von Jugend auf, wie ihr als Knabe den Vögeln Schlingen legtet, und wenn ihr sie finget, ihnen die Zunge aus dem Halse risset, und sie mit boshafter Freude wieder fliegen ließet? — Wißt ihr's noch? — Wie oft habe ich euch gewarnt! O, die Vögel unter dem Himmel, die nun mit ihrem Gesange Gott nicht mehr preisen konnten, haben euch verklagt, und ihr sollt aus dem Munde eurer Kinder nie den süßen Vaternamen hören."

101. Klage eines blinden Finken.

Liebe Leute, höret meine Lieder,
Hört mich schweigend eine Weile an,
Zu euch schallen meine Töne nieder,
Um zu klagen, was man mir gethan.

Was mir angethan ein Mensch, ein Wesen,
Das mit Geist und mit Gefühl geziert,
Zu der Schöpfung Herren auserlesen,
Gottes Bild sogar geheissen wird.

Er nahm mir mit glühend heissem Eisen
Schonungslos das süsse Tageslicht,
Und so sing' ich Armer meine Weisen,
Meinen Schmerz empfindet man wohl nicht.

Euch entzückt der Sonne Bild, der Fluren
Bunter Teppich schafft euch hohe Lust,
Froh ersah ich des Würmleins Spuren,
Und es klang mein Lied aus voller Brust.

Fruchtlos suchen nun die hohlen Augen
Nach des hellen Tages Sonnenpracht,
Gierig einen Lichtstrahl aufzusaugen,
Doch umsonst, nie endet meine Nacht!

Rühren euch daher des Sängers Leiden,
Weil er eingeschlossen, arm und blind,
O, so geht und lehret eure Brüder,
Dass sie nicht so hart und grausam sind.

102. Der gerettete Hund.

Einstmals fuhr Julie mit ihren Verwandten aus. Da ward sie bei einer Brücke einen Trupp Knaben gewahr, die einen armen Hund, den sie ersaüfen wollten, an einem Stricke herbeischleppten. Der Hund war ganz mit Koth besudelt, und sah ohnedieß häßlich aus. Julie bat ihre Verwandten, den Kutscher halten zu lassen. Sie erlaubten es. — „Halt Hans!" rief sie ihm zu; er hielt. Sie rief hierauf die Knaben zu sich und fragte, ob sie nicht den Hund verkaufen wollten. „Sehr gern", war die Antwort. Sie gab ihnen darauf einige Groschen, ließ den Hund rein waschen, und hob ihn zu sich in den Wagen. Ihre Begleiter fanden, daß der Hund sehr häßlich sei, und wollten sie bereden, ihn laufen zu lassen. Allein sie sagte: „Ob er hübsch oder häßlich ist, darauf sehe ich nicht; er ist elend und wurde mißhandelt, und dieß ist mir Grund genug, um mich seiner anzunehmen." Zu Hause spottete Jeder über ihren Schooßhund, wie sie ihn nannten; aber Julie kehrte sich nicht daran. Sie pflegte sein täglich und that ihm Gutes, weßhalb sie dieser auch so lieb gewann, daß er immer um sie war, wo sie ging und stand. Julie schlief allein in einer kleinen Kammer; aber der Hund lag immer vor ihrem Bette. Eines Abends, als sie zu Bette gegangen und schon eingeschlafen war, sprang der Hund auf einmal gegen ihr Bett, zupfte sie beim Aermel, und fing an, erbärmlich zu heulen. Julie erwachte davon. Sie erschrack, und weil der Hund immer heftiger bellte und dabei unter die Bettstelle hinstarrte, was sie durch Hilfe des Mondscheins gewahr wurde, so stand sie auf und rief die Leute des Hauses herbei. Diese zündeten Licht an, kamen und fanden einen Dieb, der sich unter die Bettstelle verkrochen hatte. Dieser gestand, daß er das Werthvollste in der Kammer hätte stehlen wollen.

103. Schonet der Bäumchen.

Wenn du Bäumchen schadest,
Sieh' ihr traurig Blicken!
Sprich, wie soll'n sie einstens
Süße Früchte schmücken?

Wie soll über's Jahr dein
Baum noch Früchte tragen
Wenn du ihm die Aestchen
Schonungslos zerschlagen?

Bäumen schadet Niemand,
Dessen Herz empfindet,
Wissend, welch ein Segen
Mit dem Baum verbündet.

104. Der Greis und der Jüngling.

Geron, ein achtzigjähriger Greis, saß vor der Thüre eines ländlichen Hauses und freute sich des heitern Herbstmorgens. Sein Auge ruhte bald auf den blauen Bergen der Ferne, von deren Spitzen die Nebel wie Opferwolken emporstiegen, bald auf den blühenden Urenkeln, die vor ihm spielten. Da trat ein Jüngling aus der Stadt zum Greise und wunderte sich seines frohen und kräftigen Alters und seines blühenden Aussehens. Und der Fremdling gestand dem Greise seine Verwunderung, daß er solche Kraft und Heiterkeit genösse, und fragte ihn darüber. Da erhob sich Geron und führte den Fremdling in den Obstgarten, und zeigte ihm die hohen, herrlichen Bäume voll kräftiger Früchte, deren Anblick das Herz erfreute. Darauf sprach der Greis: „Wunderst du dich auch, daß ich jetzt die Früchte dieser Bäume genieße? Sieh, mein Sohn! diese pflanzte ich in meiner Jugend. Hier hast du das Geheimniß meines heitern, fruchtreichen Alters“. Der Jüngling aber winkte dem Greise, denn er verstand seine Worte und nahm sie zu Herzen.

105. Schönheit und Nutzen der Bäume.

Baum — du holde Gottesgabe,
  Mit des Segens reichster Habe!
Wie's das Auge doch erfreut,
  Wenn der Lenz dein Grün erneut;
Wie's die Seele frisch durchdringt,
  Wenn dein Laub von Liedern klingt!
Wenn dich Blüthenschmuck umhüllt,
  Ist der Aether dufterfüllt!
Bienchen reichst du Necktarthau,
  Und verschämt lacht rings die Au.
Unter deiner Zweige Grün
  Streckt der Wand'rer froh sich hin.
O! wie schön dein Bild sich zeigt,
  Wenn des Obstes Last dich neigt,
Und der Früchte Ueberfluß
  Freundlich ladet zum Genuß! —
Irrt im Schnee der Wandersmann,
  Zeigst du ihm die Strasse an.
Vor des Feuers Uebermacht
  Hast du oft schon Schutz gebracht;

Hast im wilden Sturmgebraus
Oft bewahrt des Landmanns Haus.
Unzählbar' Geräthe, wer
Gibt wie du es opfernd her?
Was der Mensch aus Holz erschafft,
Dankt er deiner Lebenskraft.
Ist, was man im Hauf' erschaut,
Nicht zumeist aus dir gebaut?
Segelst du, als Schiff im Meer
Nicht mit Schätzen, reich und schwer?
Und was uns dein Segen spendet,
Ist damit noch nicht beendet,
Ist des Stammes Leben aus,
Schafft er Brennholz uns in's Holz,
Ja, nach hundertfält'ger Gabe
Wird er uns're letzte Habe:
Uns're letzte Wohnung hier,
Unser Sarg, er stammt von dir. —
Gut und Schön, so im Verein,
Muß die Seel' uns hoch erfreu'n!
Wo kein Baum ringsum im Land,
Ist's so öd, wie ausgebrannt;
Doch wo Gärten, Waldesau'n,
Ist ein Paradies zu schau'n:
Freudig schweift das Auge d'rüber,
Und es geht das Herz uns über!
Drum laßt uns die Bäume pflegen,
Sorgsam hüten, schonend hegen.

106. Der Frühling.

Wenn der schöne Frühling kommt, dann schmilzt der Schnee, und die harte Eisdecke der Flüsse zerspringt. Oefters werden dann die Gewässer sehr groß und treten über die Ufer weit in das Land hinaus. Aber wenn dieses vorüber ist, dann bringt der Frühling nur Gutes und Liebes. Das bescheidne Veilchen erfreut uns mit seinem süßen Dufte, die Lerche jubelt wieder ihr fröhliches Lied, und alle Wiesen schmücken sich mit neuem Grün. Bald prangen die Bäume in weißem Blüthenschmucke und ein zahlloses Heer von Bienen, Käfern und andern Insekten findet in den Blühenkelchen seinen gedeckten Tisch. Mit jedem Tage entdeckt das Auge neue Schönheiten: bald eine Blume, bald einen bunten Schmetterling. Die Saatfelder pran=

gen in frischem, erquicklichem Grün, und über alle die Herrlichkeiten ist ein heiterer, blauer Himmel ausgespannt. — Wen lockt es nun nicht ins Freie? Vor allen ist jetzt die Jugend am liebsten draußen in Gottes schöner Welt. Da vergnügt sie sich mit munteren Spielen, zu denen die grünen Wiesen freundlich einladen. Der Landmann geht früh in's Feld, um dort zu arbeiten, und kehrt oft erst am Abend ermüdet, aber frohen Sinnes nach Hause zurück. So wollen wir uns denn alle des wiederkehrenden Frühlings freuen, der uns ein neuer Beweis der Güte unseres Schöpfers ist, und wollen Gott danken für alle Freuden, mit denen er uns abermals beglückte. —

Der Frühling schenkt Wonne und Leben
Der wiedererwachten Natur;
Es grünen die Bäume, die Reben,
Die Saaten, die Wiesen, die Flur. —

107. Im Frühlinge.

Der Schnee zerrint,
Der Mai beginnt,
Die Blüthen keimen,
An unsern Bäumen,
Und Vögelschall
Tönt überall.

Wer weiß, wie bald
Die Glocke schallt,
Da wir des Maien
Uns nicht mehr freuen!
Wer weiß wie bald
Sie für uns schallt!

D'rum seid nur froh;
Doch Kinder, so,
Daß ihr dies Leben
Dem, der's gegeben,
Durch Frömmigkeit
Und Tugend weiht.

108. Der Sommer.

Der liebliche Frühling weicht dem Sommer mit seinen heißen Tagen. Die Sonne glänzt an dem heitern Himmelsgewölbe und gießt ihre Wärme auf die fruchtreiche Erde aus. Die duftenden Blumen, das saftreiche Gemüse, das reifende Obst, die wogenden Saaten schmachten nach Regen. Da trübt sich der Himmel, es thürmen sich Gewitterwolken auf, die Blitze zucken, der Donner rollt, der wohlthätige Regen strömt nieder und tränkt die Erde mit ihren Blumen, Kräutern und Bäumen. Ein neuer Lebensstrom ergießt sich über die Schöpfung. Die Blu-

men erheben nun wieder ihr Haupt und wenden ihre glänzenden Augen dem Sonnenlichte zu, das sich neue Bahnen durch den Wolkenschleier bricht. Die Sommerfrüchte beginnen zu reifen. Die Kirschen röthen sich und lächeln uns aus dem noch frischen Grün der Bäume lieblich entgegen. Am niedern Gesträuche reift die Stachel- und Johannisbeere, die der Knabe ohne Gefahr pflücken kann. Die Aehren schwellen, das Korn und der Weizen werden gelber, der Schnitter schärft die Sichel, um den Segen der Felder wohlgemuth zu ernten. Reichbeladene Wagen schwanken der leeren Scheune zu, deren Räume sich bald füllen, um das Getreide zu bergen, bis der Landmann Zeit gewinnt, die körnerreichen Aehren auszudreschen. —

Der Sommer mit heißeren Tagen
Reift, was uns der Frühling gebar,
Und bringt, wenn ermattet wir klagen,
Sanft kühlende Früchte uns dar. —

109. Die Erntezeit.

Weiß und reif steht das Aehrenfeld. Die Schnitter ziehen hinaus, ehe noch die Sonne am Himmel emporsteigt; feucht von dem Thau der Nacht ruhet ringsum noch die Natur, und hell spiegelt sich das Morgenroth in den blanken Sicheln und Sensen. Rasch schreiten die Arbeiter über Wiese und Fußsteig. Bald stehen sie am Ziel. Klingend schlagen sie die Sense an, — und dahin fähret sie in das Aehrenmeer. Die Halme fallen — die Vögel singen ihr Morgenlied, — das Morgenroth verschwindet, — die Sonne geht auf, der Tag schreitet vorwärts. Die Sonne hat den Thau hinweggetrocknet. Der Himmel leuchtet heiter und rein auf die Stoppelfläche nieder. Garben werden jetzt gebunden. Geschäftige Hände regen sich fort und fort und nur wenige Minuten zuweilen wird gerastet. Endlich nahet der Erntewagen. Reich und froh wird er beladen, und bald schwanket er hinweg von dem Stoppel und bringt den Segen hinein in die geöffneten Vorrathskammern.

Die Schnitter ziehen Schwarm an Schwarm
Die blanken Sicheln unterm Arm,
Hinaus in's Feld zum Schneiden,
Und schneiden unter Freuden.

Die Garben steh'n in einem Kranz,
Als wären sie bereit zum Tanz,
Und Flötenspiel und Zither
Beflügelt alle Schnitter.

Dann schwankt der Wagen segenschwer,
Im Abendroth geschmückt, daher,
Und rothe Bänder wehen
Von gold'nen Garbenhöhen.

Und unter hellem Sang und Klang
Zieht er dahin, die Straß' entlang,
Dem stillen Dorf entgegen
Mit reichem Gottessegen.

110. Der Herbst.

Kühler wehen die Lüfte, tiefer senkt sich allmälig die Sonne, kürzer werden die Tage, nnd die lieblichen Sänger der Natur scheinen durch ihr Stillschweigen ihre Trauer über diese Veränderungen beurkunden zu wollen. Nur die geschwätzigen Staare, die eben im Begriffe stehen, von unseren sterbenden Fluren zu scheiden, lassen von Zeit zu Zeit ihre schneidenden Töne erschallen, und hie und da zirpt noch der einsame Distelfink oder der graugefiederte Sperling, krächzt der einfarbige Rabe seine eintönigen Laute. Geleert sind Felder und Wiesen, und der abgehärtete Waidmann, begleitet vom schnellfüßigen Dachshunde, durchmißt mit weitem Schritte die öden Fluren, und spähet mit lüsternen Blicken, ob sich seinem sichertreffenden Geschosse nicht ein erwünschtes Ziel zeige. Hier pflügt, in feuchte, rauhe Nebel eingehüllt, der fleißige Landmann das Feld, und einsame Raben durchschreiten die neugerissenen Furchen, um sich an Würmern und Erdkäfern zu laben; dort steht er am abgelaufenen Weiher, und fischt den schlanken Hecht und die glattschuppige Schleie mit lächelndem Blicke aus dem belebten Schlamme. Zerrißene, rasch dahin fliegende Wolken verdunkeln die Sonne und kalte Nebel umdampfen die Gipfel der Berge, oder lagern in den schweigenden Thälern. Düster erhebt der Wald seine Gipfel; die langhaarige Birke und die hochstämmige Buche werfen ihre rothgelben Blätter, die in ihrer üppigen Sommerpracht so oft den schlagenden Finken und die emsig trillernde Grasmücke neidisch verbargen, in den Staub herab und lassen sie ein Spiel der Winde werden. Die Gärten zeigen nur welkende Kräuter, entfärbte Reste abgefallener Blumen und beraubte gelbwipflige Obstbäume. — So welken und schwinden die Schönheiten der Natur: so fallen die Kräfte des Leibes ab; so sinken auch wir einst in den Staub. Nur die Götter entgehen den Verwüstungen der alles, ja sich selbst aufzehrenden und ver-

schlingenden Zeit, die mit der Unsterblichkeit unseres Geistes fortdauern! —

111. An die fortziehenden Schwalben.

Schwälblein, Schwälblein, wit, wit, wit!
Fliegst jetzt fort, ach, nimm mich mit!
Ueber Thäler, über Hügel,
Trage mich dein leichter Flügel!

Schwälblein, Schwälblein, bleibe hier!
O, ich kann nicht folgen dir,
Wenn du hoch dich aufwärts schwingest
Und so schnell die Luft durchdringest.

Schwälblein, Schwälblein, wit, wit, wit!
Frühlingsleben bringst du mit,
Wenn du wieder dich läßt sehen
Nach des Winters kaltem Wehen.

112. Der Winter.

Entschwunden sind die heiteren, warmen Sommermonate, unaufhaltsam dahin geeilt sind die kühleren und doch noch so reizenden Tage des reiche Früchte spendenden Herbstes, und der kalte, starre Winter ist eingezogen. Dunkle Wolken lagern auf Wald und Höhen, öde, traurig und verlassen sind Flur und Hain. In dichten Flocken wirbelt der wollige Schnee aus den trüben Lüften herab und deckt Straßen, Gärten, Wiesen, Felder und Wälder. Der sonst so lieblich murmelnde Bach, der plätschernde Teich und der noch vor kurzer Zeit mächtig rauschende Fluß sind mit starren, festen Eisdecken überzogen. Kein munteres Vögelein läßt seine Stimme erschallen; in wahrer Todesstille liegt die erstarrte Natur vor uns, und knisternd weicht der eisige Schnee den Tritten des eilenden Wandrers. In Städten und Dörfern fahren jubelnde Knaben auf ihren kleinen Schlitten von den Schnee bedeckten Hügeln und Anhöhen blitzesschnell in das Thal hernieder, oder jauchzen beim Schlittschuhlauf auf der spiegelglatten Eisfläche. Wehen die Lüfte etwas linder, dann wälzt die fröhliche Kinderschaar große Schneeballen zusammen, und formt aus ihnen menschenähnliche Gebilde.

In den langen, kalten Abenden, wenn draußen eisig rauhe Winde stürmen und den Schnee in wilder Hast durch die menschenleeren Gassen jagen, sammelt sich die Familie im engen

Stübchen um den, wohlthuende Wärme ausströmenden Ofen, und freundliche Gespräche kürzen, bei munterer Arbeit, die Stunden. Die erwachsenen Töchter des Landmann's drehen fleißig das schnurrende Rädchen und mehren das Garn auf der schwellenden Spule.

Und dann das herrliche Weihnachtsfest! Welch' ein Jubel herrscht an diesen lieblichen Festtagen unter der Kinderwelt! Freude glänzt aus aller Augen, und auch der Aermste freut sich bei seinem Weichnachtslichtlein.

So hat auch der kalte Winter seine Freuden.

113. Wintergedanken.

Wohl mir bei dieser rauhen Zeit!
Ich darf vor keiner Kälte beben;
Mich schützt mein Dach, mich wärmt mein Kleid,
Und Speis' und Trank erfreu'n mein Leben.
Auf weichen Betten schließt die Ruh'
Mein Aug' in süßem Schlummer zu.

Doch weh dem Armen, der anjetzt
Im Stillen seine Noth beklaget;
Den weder Kleid noch Dach beschützt,
Der dreist zu betteln sich nicht waget;
Den Krankheit hin auf's Lager streckt,
Und keine sanfte Feder deckt.

Und du, du zauderst, träges Herz,
Mit Hilf ihm liebreich zuzueilen? —
Auf! Fühle seinen ganzen Schmerz,
Und mit ihm, was du hast, zu theilen!
Wer seiner Brüder Noth vergißt,
Verdient nicht, daß er glücklich ist. —

114. Morgenlied.

Gott, unter deiner Vaterhut hab' ich die Nacht so sanft geruht, dass ich erquickt nun in die Höh' der Morgensonn' entgegen seh'.

Wohin ich blicke, redest du mit Wohlthat mir und Güte zu; mein erster Hauch sei Lobgesang, mein letzter Athemzug sei Dank.

Du giessest Freuden, wie ein Meer, um alle deine Kinder her; und nur allein der Thor vergisst, dass er ein Mensch mit Menschen ist.

Gib, dass ich diesen ganzen Tag mich deiner Güte freuen mag; wend' Unglück ab nach deiner Huld, und wenn es kommt, gib mir Geduld!

Nur deine Hand theilt Segen aus; gib Segen in mein kleines Haus! lass gern mich nutzen Jedermann und willig helfen, wo ich kann.

Der Erde köstlicher Gewinn ist frohes Herz und reiner Sinn; und diesen, Vater, schenke mir, so wall' ich ruhig hin zu dir.

Du hast mir wieder neue Kraft zu meinem Tagewerk geschafft; verjüngt sind wieder Fuss und Hand, zu ihrer Arbeit leicht gespannt.

Wenn einst nach meines Todes Nacht zu deinem Licht mein Aug' erwacht, dann sing' ich, himmlischer erfreut, in jenes Lebens Seligkeit.

115. Der Hauswirth am Morgen.

Heraus aus dem Lager,
Der Hahn hat gekräht,
Schon singen die Vögel,
Und Morgenluft weht;
Seht, wie uns so freundlich
Das Morgenroth winkt,
Und rings in den Bächen
Der Sonnenstrahl blinkt!

Das Mieder vom Nagel,
Den Hut von der Wand;
Greift flink nach dem Rechen,
Den Spaten zur Hand:
Ihr Mädchen zur Wiese,
Ihr Knechte auf's Feld,
Und hurtig die Wiese,
Den Acker bestellt!

Und während wir pflügen,
Und während wir sä'n,
Mit Dank auf zum Vater
Der Menschen geseh'n.
Der freundlich zum Fleiße
Gibt Glück und Gedeih'n,
Bald Winde, bald Regen,
Bald sonnigen Schein!

Und froh wie die Sonne
Vollendet die Bahn,
So munter und freudig
Das Tagwerk gethan!
Denn flinker und rascher
Die Arbeit gelingt,
Wenn Bauer und Bäu'rin
Ein Liedchen sich singt.

Auch bricht man weit froher
Des Mittags sein Brod
Und hält in der Ferne
Den grämlichen Tod.

Die Arbeit gibt Kräfte,
Macht frisch und macht rund,
Erhält uns an Leib
Und Seele gesund.

116. Begrüßung des Abends.

Sink, stiller Abend nieder
Auf uns're stille Flur!
Dir tönen uns're Lieder:
Wie schön bist du, Natur!

Schon steigt die Abendröthe
Herab in's kühle Thal;
Schon glänzt des Hirten Flöte
Vom letzten Sonnenstrahl.

Und überall herrschet Schweigen;
Nur schwingt der Vögel Chor
Noch aus den dunkeln Zweigen
Den Nachtgesang empor.

Komm, stiller Abend, nieder
Auf uns're kleine Flur!
Dir tönen uns're Lieder;
Wie schön bist du, Natur!

117. Abendlied.

Auch dieser Tag ist wieder hin;
Mit Freud' und dankerfülltem Sinn
Bringt dir, der stets uns Vater war,
Das Herz ein Abendopfer dar.

Du Gott voll Liebe, voll Geduld,
Wie groß war deine Vaterhuld!
Du gabst, wie gestern, so auch heut',
Was Sinn und Herz erlabt und freut.

Drum laß uns ewig dir vertrau'n,
Und unser Glück auf dich nur bau'n!
Verdämmern mag des Tages Glanz,
Dir überlassen wir uns ganz.

Wir schlummern sanft und ruhig ein;
Du wirst bei uns, o Vater, sein!
Du sendest deine Engel aus,
Sie schirmen wachsam unser Haus.

Sei immer unsere Zuversicht!
Wir schlummern sanft, wir fragen nicht,
Ob wir den neuen Morgen sehn':
Da wir zu dir, Gott Vater, geh'n.

118. Abendfeier.

Wie ist der Abend so traulich
Wie lächelnd der Tag verschied;
Wie singen so herzlich erbaulich
Die Vögel ihr Abendlied!

Die Blumen müssen wohl schweigen,
Kein Ton ist Blumen beschert,
Doch stille, Beter, neigen
Sie alle das Haupt zur Erd'.

Wohin ich gehe und schaue,
Ist Abendandacht. Im Strom
Spiegelt sich auch der blaue,
Prächtige Himmelsdom.

Und Alles betet lebendig
Um eine sel'ge Ruh,
Und Alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!

119. Sternhelle Nacht.

Gottes Pracht am Himmelsbogen
Ist in Sternen aufgezogen,
Welch ein heilig stilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
In den ew'gen Glanz empor!

Kannst du noch dein Auge senken,
Deines armen Lebens denken,
Und was irgend dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich seiner werth gefunden,
Ist ein Vater, der dich liebt.

Aus der Sterne Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen,
Hat er seinen Thron erbaut.
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo sein Auge schaut.

Seine Liebe spricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie sein Auge sie vergißt.
Allem Dasein, allem Leben
Hat er diesen Trost gegeben!
Halleluja, daß du bist!

120. Sct. Vitus. (Legende.)

„Nicht um Perlen, nicht um Gold,
Nicht um Reichthum aller Welt
Geb' ich meinen Christensinn,
Meines Jesu Glauben hin."
Also sprach Sankt Vitus fest,
War ein Knabe schwach und klein,
Als der Heiden Kaiser droht
Ihm mit Flammen-Martertod.
„Jesus lästern kann ich nicht,
Aber sterben wohl für ihn.
Nehmt mein Leben, nehmt mein Blut,
Stürzt mich in die Flammenglut!"
Und der Kaiser hört's ergrimmt,
Schwingt den Kaiser zum Befehl:
„Henkersknechte, seid bemüht,
Dass das Oel im Kessel glüht."
Vitus aber klaget nicht,
In die heisse Fluth getaucht,
Zu dem Himmel sieht er auf,
Endend seiner Qualen Lauf.
Engel winken ihm herab
Aus des Himmels heitern Höh'n.
Zeigen ihm den Siegeskranz,
Und des Heilands Strahlenglanz.
Und so sei des Knaben Tod
Uns ein hocherbaulich Bild,
Dass wir ohne Furcht und Scheu
Unserm Heiland bleiben treu.

121. Sankt Meinrad. (Legende.)

Der heilige Meinrad lebte als Einsiedler in der Schweiz, wo jetzt das Kloster Einsiedeln steht. Rings um seine Hütte war Wald und steiles Gebirge, oft sah er in einem ganzen Jahre keinen Menschen. Desto mehr hatte sich der fromme Mann mit den Thieren in der Nachbarschaft befreundet: die Hirsche, die Rehe kamen furchtlos an seine Hütte, selbst Bären und Wölfe thaten ihm nichts zu leide. Am zahmsten waren die Vögel. Auf allen Baümen und Straüchern um seine Hütte standen Nester; die Alten und die Jungen kannten die Stimme Meinrad's und setzten sich zu ihm, wenn er sie lockte. Besonders zutraulich waren zwei junge Raben, deren Eltern umgekommen waren, und welche der fromme Einsiedler an der Eltern Statt aufgefüttert hatte. Sie setzten sich ihm auf die Schulter und liebkosten ihn, als verständen sie, was er für sie gethan hatte.

Zu der Hütte dieses guten Mannes, der an nichts Arges dachte, kamen zwei Räuber, und weil sie glaubten, in der Hütte könnte doch wohl Geld verborgen sein, vielleicht auch weil sie sich schon so an das Morden gewöhnt hatten, daß sie Niemanden im Frieden lassen konnten, so erschlugen sie den frommen Greis vor seiner Hütte. Niemand hatte es gesehen, als die Raben, welche eben erst auf den Schultern des Gemordeten gesessen hatten, und welche durch ihr klägliches Geschrei die verruchten Mörder, welche die Hütte durchsuchten, aber Nichts fanden, erschreckten. „Laß uns gehen," sagte der Eine zu dem Andern, die Raben des Einsiedlers gefallen mir nicht, und Geld und Geldeswerth finden wir doch nicht."

Einige Tage darauf kamen einige fromme Pilger an die Hütte, um den ehrwürdigen Meinrad zu besuchen, aber sie fanden nur seinen blutigen Leichnam. Alle weinten über das klägliche Ende des frommen Mannes, und begruben ihn feierlich neben seiner Wohnung. So lange hatten die Raben immer schweigend auf dem Dach der Hütte gesessen, als aber die Leiche unter der Erde war, da flogen sie schreiend davon. Die Pilger gingen nun in die nächsten Dörfer und verkündigten die schändliche Mordthat, die an dem heiligen Meinrad begangen worden war. Jederman hörte es mit Grausen, und Jeder wünschte, daß die Mörder entdeckt und zur Strafe gezogen würden.

Da sahen die Pilger auf einmal ein seltsames Schauspiel. Zwei Männer wurden von zwei Raben verfolgt. Immer kreisten die schwarzen Vögel über den Köpfen der Männer, schrieen und fuhren auf dieselben los, als wollten sie ihnen die Augen aushacken. Die Männer schlugen nach ihnen, aber es half Nichts, die Raben kamen immer wieder. Da kam den Pilgern plötzlich der Gedanke: Dies sind die Raben des heiligen Meinrad, und diese Männer sind seine Mörder. Sie nahmen sie fest und brachten sie vor Gericht. Die Raben folgten unermüdlich, und ihr Geschrei wurde immer schauerlicher. Die Mörder aber, welche schon lange vor den ihnen wohlbekannten Vögeln erschrocken waren, läugneten ihr Verbrechen nicht länger, und erkannten, daß das ein Strafgericht Gottes sei. Als sie hingerichtet waren, verschwanden die Raben, und Niemand hat sie wieder gesehen.

122. Das Amen der Steine. (Legende.)

Vor Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die frohe Botschaft.

Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis,
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.
Einst leitet ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersät war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr, als boshaft sprach der Knabe:
Ehrwürd'ger Vater! viele Menschen sind
Versammelt hier und harren auf die Predigt.
Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt einen Text, erklärt ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete,
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.
Als er beschließend d'rauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
Dein ist das Reich, und dein die Kraft, und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten, —
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
Amen, ehrwürdiger Vater, Amen, Amen!
Der Knab' erschrack, reumüthig kniet' er nieder,
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
Sohn, sprach der Greis, hast du denn nicht gelesen:
„Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?"
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort.
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie ein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zu Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen.

123. Dismas, der reumüthige Schächer.

Als die heilige Familie, um den Nachstellungen des grausamen Herodes zu entgehen, nach Aegypten geflohen war, wurde sie von Räubern überfallen, die sie, ungeachtet aller flehentlicher Bitten, zu ermorden drohten. Unter den Räubern befand sich aber auch ein Jüngling, der, durch den lieblichen Blick des holden Jesuskindes gerührt, den übrigen Gefährten so ernstlich zuredete, daß sie ihr abscheuliches Vorhaben aufgaben. Und dieser junge Räuber war, wie die Legende erzählt, Dismas, der rechte Schächer. Um jener Barmherzigkeit willen, die er dem göttlichen Heilande als schwachem Kinde bezeigte, gab er ihm die Gnade eines reumüthigen, seligen Todes. Laßt uns daher auch barmherzig gegen die Armen, die Brüder Christi, sein, dann

wird auch uns in der letzten Stunde unsers irdischen Lebens eine himmlische Stimme zuflüstern: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.“

124. Der Mond, ein Bild des Lebens. (Parabel.)

Am westlichen Himmel schwamm der Mond wie ein leichter Nachen in dem Widerscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn dem Vater. „Wie schön und zart ist er!“ sagte Alwin, „so sieht er nicht immer aus.“ — „Er ist in seiner Kindheit,“ erwiederte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden.“ — „Ich verstehe nicht, was du meinst,“ sagte Theodor. „O ja,“ fiel Alwin ein, „ich weiß, was du sagen willst; der Mensch nimmt auch zu und ab, er glänzt eine Zeit lang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen.“ — „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?“ sagte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten.“ — „Es sind Unfälle, die dem Menschen begegnen“, fuhr der Vater fort; „kein Leben ist noch so glänzend und heiter über die Erde hinweggegangen; jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich.“

125. Der schreckliche Gast. (Parabel.)

„Großväterchen, warum bist du so düster, so zerstreut?“ — „Ach, mein Kind, — ich muß schon den schrecklichen Gast erwarten, der mich hinwegführen wird!“ — „Sage, Großvater, wie sieht er aus, der schreckliche Gast?“ — „Entsetzlich! Ein nacktes Gerippe mit dem Todtenkopfe, mit grinzendem Munde, dabei immer mit einer drohenden, scharfen Sense bewaffnet. Knabe, vor seinen Blicken erstarrt das Herz, und das Blut stockt bei seiner Umarmung!“

Der liebevolle Enkel fürchtete täglich, der Schreckliche werde kommen. Aber der nebliche Herbst verfloß; in Wäldern und

Gärten schüttelten die Bäume mit unheimlichem Rasseln ihr gelbliches Blatt ab, auf den Wiesen welkte das Gras, die Erde wurde feucht und kalt; der Gast ließ sich nicht sehen. — Bald legte der Winter über die Felder das weiche Bett des Schnee's, Bäume und Gebüsche wurden mit einem kristallenen Schleier behangen, und oft, nach einer forstigen Nacht, lagen Diamanten auf der Erde zerstreut, und auf die Fensterscheiben der menschlichen Wohnungen zeichnete der kunstreiche Griffel des Winters mit seltsamer schöner Pracht seine wundersam verwebten Zierrathen. Noch immer blieb der schreckliche Gast aus. — Die Schneefelder, von der erwachten Wärme der Erde umhaucht, sanken allmälig zusammen und verflossen in rieselnden Bächen, welche flüsternd unter dem Getöse des Tages, aber lauter in der Stille mondbeglänzter Nächte, die Ankunft des Frühlings und die Freiheit der Erde verkündeten. — Endlich schwebte der milde, bezaubernde Frühling hernieder; über den Thälern verbreitete sich allmälig eine Matte von Smaragden; die Anemonen schlugen ihre unschuldsvollen Augen vor dem Lichte auf, noch halb träumend flogen die ersten Bienen zu den duftenden, milchweißen Büscheln der blühenden Bäume; auf den Fittigen der Luft wiegten sich die Lerchen, aus der Höhe die weichen und schmelzenden Töne mit Jubel herabsendend. Die Buchfinken stimmten ihren Wechselgesang an, und der Nachtigallen melodische Stimmen verkündigten der in Wonnen sich verjüngenden Natur die Wunder des Frühlings, ihres herrlichen, alles belebenden Günstlings. — Bei einem der üppigen Abendzüge des Frühlings, wo ihn die Strahlen der Abendröthe und der Hauch der duftenden Wiesen begleiteten, trat eine hohe traumähnliche Gestalt zu dem Alten in die Hütte.

Sie war in luftweißer Tracht, den Scheitel schmückte eine Krone von durchsichtigem Golde. Auf ihrer linken Hand ruhte ein Schmetterling, eben zu neuem ungekannten Leben aus engem Körper entschwebt. Unerwartet war die Ankunft des Gastes. Man hörte seine Schritte nicht; die Pforte sprang vor dem Eintenden von selbst auf, und sein Gruß war freundlich. Lange redete er mit dem Alten in einer unbekannten Sprache — endlich schwieg das Flüstern, und der Gast verschwand. — Der Enkel versammelte mit einem heiligheimlichen Grauen die Nachbarn, und siehe! Der Greis war in den letzten Schlaf zu ewigem Erwachen hingesunken. — „Wo ist aber der schreckliche Gast?“ fragte der Knabe die Anwesenden, und ein geheimnißvolles Flüstern verkündete allen: „Für den Tugendhaften ist er nicht schrecklich; er ist ihm ein Freund, der nur einmal kommt,

ihn für ewig dorthin zu geleiten, wo alle Schätze der Sehnsucht gesammelt sind!"

126. Die Perlen. (Sage.)

Ein Hausvater hatte die Regel festgesetzt, daß die Kinder, wenn sie nach beendigter Mahlzeit vom Tische aufstanden, alle Brosamen, die auf dem Tischtuch zerstreut waren, in der Hand aufsammelten und aßen, damit die Gabe Gottes nicht verunehrt würde. Nun geschah es einstmals, daß Eines von den Kindern, das mit den Uebrigen am Tische saß, nach der Mahlzeit zwar die Brosamen aufgesammelt hatte, und in der hohlen Hand hielt, indessen aber so andachtsvoll mitbetete, daß es derselben darüber vergaß, und solche vor dem Aufstehen zu essen versäumte. Da es nun nicht wußte, was es thun sollte, und es nicht wagte, die Brosamen wegzuwerfen, wurde es sehr bestürzt. Es hielt sie also noch immer in verschlossener Hand und glaubte, es könne diese Nachlässigkeit nicht anders, als durch die Arznei des Bekenntnisses und durch Verbesserung des begangenen Fehlers gesühnt werden. Nachdem also das Dankgebet gesprochen war, trat es zu dem Vater und bekannte seinen begangenen Fehler in Einfalt des Herzens. Der Vater aber gab dem Kinde für seine Schuld einen Verweis, und fragte es, was es mit den Brosamen gethan habe? Das Kind antwortete: "Vater, hier sind sie in meiner Hand!" Da befahl der Vater ihm, dieselben zu zeigen. Es that seine Hand auf, und siehe! da lagen auf seiner flachen Hand statt der Brosamen die köstlichsten Perlen. — "Aber," fragten die übrigen Kinder, "wie ist das zugegangen, daß die Brosamen in der Hand unserer Schwester Apolonia in Perlen verwandelt wurden?" Der Vater entgegnete: "Das ist darum geschehen, damit euch allen kund würde, wie sehr diejenigen Kinder Gott gefallen, die nicht nur die größten, sondern um seinetwillen auch die geringsten Gebote treu und sorgfältig beobachten."

127. Das Riesenspielzeug. (Mährchen.)

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab in's Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam fast bis nach Haslach auf ein vor dem Wald gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung

stehen und schaute den Pflug, die Pferde und die Leute an, das ihr Alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie und ging hinzu, „das nehme ich mit mir." Da kniete sie nieder zur Erde, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing Alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Haus; den Felsen hinaufspringend, wo der Berg so jähe ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, — da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tische, als sie eintrat. „Ei, mein Kind," sprach er, „was bringst du da?" Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus." Sie machte geschwind die Schürze auf und ließ ihn hineinsehen. „Was hast du so Zappeliges darin?" — „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! So was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eines nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was Schönes angerichtet! Geh' nur gleich und trag's wieder hinab in's Thal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug," sagte der Ritter ernsthaft, „ich leid's nicht, daß du mir murrst, kram Alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserer Felsenburg nichts zu leben!"

128. Der Blinde und der Lahme. (Fabel.)

Ein Lahmer und ein Blinder kamen beide an einen tiefen Fluß. — „Hier ist zwar eine Furt, wie ich sehe," sprach der Erstere, aber auch hier noch ist das Wasser ziemlich hoch. Meine Kräfte sind schwach, ich wage mich nicht hindurch."

„Hätte ich nur deine Augen," seufzte der Blinde, „meine Füße wären wohl stark genug. Auch ein mächtiges Wasser sollte mich nicht umwerfen. Aber ich fürchte seitwärts und in Untiefe zu kommen."

„Weißt du was?" rief freudig der Lahme, „nimm mich auf deine Schultern! Mein Auge soll dann dich leiten, und mich mögen deine Füße tragen."

Der Blinde schlug ein, und sie kamen beide wohlerhalten an das jenseitige Ufer.

* * *

Nie hat ein Mensch Alles. — Aber suche die guten Eigenschaften deines Nächsten zu nützen, und sei auch mit den deinigen dienstfertig gegen ihn, so ist oft beiden geholfen. —

129. Der Wanderer und die zwei Flüsse. (Fabel.)

Ein Wanderer kam an ein Wasser, das breit war, und mit großem Geräusche über Steine und Kiesel hinrollte. Er verzog lange und sah sich weit und breit nach einer Brücke oder einem Fahrzeuge um. Vergebens! Nur die höchste Noth trieb ihn, daß er durchzugehen wagte, und er fand es dann zehnmal leichter, als er geglaubt hatte.

Wenige Stunden darauf kam er an ein zweites Gewässer. Es floß schmal, ohne Gemurmel, und fast unbemerkbar dahin. Bin ich durch jenes größere Wasser so unbeschädigt gekommen, dachte der Wanderer, wie viel leichter wird es mir bei diesem kleinen, unbedeutenden Bächlein sein! — Er ging gerade durch, kam auf eine Untiefe und — ertrank.

* * *

Den schweigenden Feind fürchte zehnfach stärker, als denjenigen, der schwätzt und droht.

130. Der Kerker. (Schilderung.)

Komme, folge mir im Geist freiwillig auf einige Augenblicke in die Hölle auf Erden, und laß diesen Gang uns erschüttern, durchwettern und warnen, auf daß nicht einst unser Leib gezwungen und länger daselbst verweilen müsse!

Zwei Thüren von dicken Bohlen, mit festen massiven Schlössern versehen, schließen einen unheimlichen Raum, den rings gewaltige Steinmauern umzwängen. In der einen Wand befindet sich ein kleines Fenster, das mit einem starken Eisengitter verwahrt ist; alle übrigen Wände sind, wie die Decke, kahl und einförmig. Du erblickst hier weder Sopha noch Stuhl, weder Tisch noch Bett, weder Lampe noch Leuchter, weder Buch noch Feder, noch so irgend Etwas, das zur Zerstreuung oder Bequemlichkeit dienen könnte; ein eiserner Ofen, ein hartes Strohlager, ein schwerer Block und unzerreißbare Ketten, das ist die ganze Summe des Geräths. Und weßhalb ist diese Grube gemauert? Sollen Wölfe oder Tiger in ihr hausen? Mit nichten! Für Menschen ist sie bestimmt; für freigeborne Menschen, die einst den Stempel der Gottähnlichkeit an ihrer Stirn trugen! Da sitzt er, der freche Verbrecher, und rasselt mit den Ketten und

knirscht mit den Zähnen; die furchtbarste Langeweile zerreibt ihn, denn die Einförmigkeit verwandelt sich allmälig in ein Nichts; da sitzt er, ohne Freunde und Gesellen, ohne Eltern und Geschwister, im Busen ein Feuer, das nie verlischt, einen Wurm im Herzen, der nie stirbt, einen allmächtigen Rächer über sich und die strafende Gerechtigkeit um sich; da sitzt er, Flüche auf der Lippe, Flüche im Ohr, Flüche im Gebein, und heult und klappert mit den Zähnen und verflucht den Tag seiner Geburt und Gott und die Welt und sich selbst.

Komm, mir schaudert, und eine donnernde Stimme ruft mir zu: „Fliehe die Sünde wie eine Schlange!“

131. Die Morgenstunde hat Gold im Munde.

Die Morgenstunde, oder der Morgen, wird hier als eine Person vorgestellt, welche Gold in ihrem Munde trägt, und es denen verspricht, und gibt, die sich ihre Gunst erwerben, das ist, die des Morgens früh aufstehen und fleißig arbeiten. Wenn man gut geschlafen hat, so ist man des Morgens am muntersten und am geschicktesten zur Arbeit, und Alles, was man vornimmt, geht viel besser von Statten, als des Nachmittags oder Abends, wo die Kräfte schon wieder abnehmen. Wer sich nun gewöhnt, zeitig aufzustehen, der hat einen desto längeren Morgen, und kann durch fleißiges Arbeiten desto mehr Geld gewinnen. So führt die Morgenstunde Gold bei sich, und schenkt es denen, die sie gut anwenden. Auch Kinder, die etwas lernen wollen, können keine bessere Zeit dazu wählen, als die frühen Morgenstunden. Aber wer früh aufstehen will, der muß zeitig zu Bette gehen, sonst schläft er nicht ordentlich aus, und ist dann mißmuthig und verdrossen zur Arbeit. —

132. Einmal ist keinmal.

Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und davon läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse

einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gerne B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht.

133. Selber essen macht fett,

sagt ein altes Sprichwort. Ich will noch ein Paar dazu setzen: Selber Achtung geben, macht verständig. Und selber arbeiten, macht reich. Wer nicht mit eignen Augen sieht, sondern sich auf Andere verlässt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nöthig ist, sondern Andere thun lässt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

134. Aussprüche einiger deutscher Musterschriftsteller.

Die Menschenliebe bietet dem Leidenden schnell und froh die rettende Hand; die Freundschaft muß mit ihm zu leiden wissen.

Wenn du mit deinen Gefälligkeiten wartest, bis dich ein Freund anspricht, so erniedrigest du die Gefälligkeit zum Almosen und deinen Freund zum Bettler.

Je weniger jemand ist, desto mehr Stolz wird er haben, und desto geneigter wird er sein, an andern wohl Fehler, gute Eigenschaften aber nicht zu bemerken. (Kleist.)

Ungeduld und Kleinmuth machen, daß wir unsere Leiden mehr fühlen, und uns selbst weniger im Stande finden, sie abzuwenden oder zu besiegen.

Im Unglücke erscheint die Tugend in ihrem hellsten Glanze. Man könnte sagen, daß sie Aehnliches mit den würzreichen Pflanzen habe, die man drückt, um ihren wohlriechenden Balsam zu gewinnen. (Klopstock.)

Edles Ehrgefühl muß uns den Müssiggang verächtlich und die Befriedigung unseres Bedürfnisses durch eigene Arbeit zum Vergnügen machen.

Willst du genügsam werden, so bedenke, wie viel mehr du hast, als du bedarfst, und wie viel unglücklicher du sein könntest, als du wirklich bist. (Wieland.)

Wer auf der Erde ohne Bestimmung lebt, gleicht einem Schiffe auf dem trockenen Lande; und wer nicht in das große Rad der Menschheit eingreift, der gleicht den zinnernen Taschen-Uhren der Kinder, die wohl Zeiger und Zifferblätter, aber keine mechanischen Eingeweide haben. (Lessing.)

Kleine Freuden laben, wie Hausbrod, immer ohne Eckel, große, wie Zuckerbrod, mit Eckel.

Je mehr Schwäche, desto mehr Lüge. Die Kraft geht gerade. Jede Kanonenkugel, die Höhlen oder Gruben hat, geht krumm.

Verzage nicht, wenn du einmal fehlst; und deine ganze Reue sei eine schönere That.

Kaufe das, was du nicht brauchst, so wirst du bald das verkaufen müssen, was du brauchst. Viele sind arm geworden bloß dadurch, daß sie Vieles um ein Spottgeld eingekauft haben.

Der Furchtsame erschrickt vor der Gefahr, der Feige in ihr, der Muthige nach ihr.

Es ist leichter die erste Begierde zu unterdrücken, als allen folgenden Genüge zu leisten.

Das ewige Wünschen und Hoffen besserer Zeiten zeigt unsere Faulheit an. Wir können die Zeiten selbst besser machen, wenn wir uns besser regen. Der Fleiß setzt sich nicht hin und wünscht; der, welcher von Hoffnung lebt, stirbt am Fasten; kein Gewinn ohne Mühe.

Armuth ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehre daran tragen. (Jean Paul.)

Ein böses Gewissen ist ein Ofen, der immer raucht; es ist Kläger, Richter und Henker in einer Person.

Wer sich gewöhnt hat, bloß zu essen, was sättigt, und zu trinken, was den Durst stillt, der findet überall eine offene Tafel.

Sieh' nicht auf's Handgeld, sondern auf den, der's gibt. Der Teufel gibt Silberlinge, allein das Ende ist Verzweiflung.

Der Schlaf war eher in der Welt als der Tod, das Vorbild eher als die Erfüllung. — Gehst du aus der Welt, wenn du stirbst? Deine Seele entschwebt nur den Dünsten der Erde. Ewiger Geist der Liebe weht im Athem der Natur; wo der weht, ist Leben. (Hippel.)

Selbstmord ist die abscheulichste Sünde, die einzige, die man nicht bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammen fallen.

Wirklich tugendhafte, und zugleich verständige Menschen sind allemal am schonendsten in der Beurtheilung, und am geneigtesten zur Entschuldigung fremder Schwächen und Fehltritte; ohne Zweifel, weil sie am besten wissen, wie schwer es ist, sich auf dem Glatteise der Menschlichkeit vor allem Gleiten zu bewahren.

Ein erleuchteter Verstand veredelt auch die Gesinnungen. Der Kopf muß das Herz bilden.

Der Uebel größtes ist die Schuld. (Schiller.)

135. Sprichwörter.

1. Wer auf der Ebene bleibt, fällt nicht tief. 2. Allzuscharf macht schartig. 3. Mancher zankt sich um's Ei und läßt die Henne fliegen. 4. Besser schielend, als blind. 5. Lügen haben kurze Füsse. 6. Pflügen und nicht säen, lesen und nicht verstehen, ist halb müßig gehen. 7. Mancher weiß nicht, daß er's kann, wenn er's übt, geht es an. 8. Viele Köche verderben den Brei. 9. Wer seine Schuh kann selber flicken, der darf sie nicht zum Schuster schicken. 10. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu. 11. Uebermuth thut selten gut. 12. Unverhofft kommt oft. 13. Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. 14. Handwerk hat einen goldenen Boden. 15. Wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth. 16. Erst besinn's, dann beginn's. 17. Menschen und Wind, ändern sich geschwind. 18. Freunde in der Noth gehen zwanzig auf ein Loth. 19. Trau, schau, wem? 20. Der Geizige ist der Aermste auf Erden. 21. Am vielen Lachen erkennt man den Narren. 22. Durch Fragen wird man klug. 23. Kommt Zeit, kommt Rath. 24 Man muß nicht fliegen wollen, ehe einem Flügel gewachsen sind. 25. Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. 26. Frisch gethan, ist halb vollbracht. 28. Verdientes Brod macht Wangen roth. 29. Gott verläßt die Seinen nicht. 30. Wen Gott nicht hält, der fällt. 31. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut. 32. Die Ruthe macht gute Kinder. 33. Den Esel erkennt man an den Ohren, an den Worten einen Thoren. 34. Heute mir, morgen dir. 35. Iß, was gut ist, trink, was klar ist, sprich, was wahr ist. 36. Viele Körner machen einen Haufen. 37. Besser ein magerer Vergleich, als ein fetter Prozeß. 38. Junger Schlemmer, alter Bettler. 39. Wahrheit besteht, Lüge vergeht. 40. Eintracht hat große Macht. 41. Eine fette Küche macht einen leeren Beutel. 42. Kleine Glöcklein klingen auch. 43. Leere Fäßer klingen hohl. 44. Was vom Herzen kommt, geht wieder zu Herzen. 45. Ein Affe in Seide gekleidet, bleibt immer ein Affe. 46. Bettest du dich wohl, so liegst du wohl. 47. Es wird nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. 48. Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht. 49. Frage nicht, was Andere machen; acht' auf deine eig'nen Sachen. 50. Einem fliehenden Feinde soll man eine goldene Brücke bauen.

Zweite Abtheilung.

Bilder zu den Realien.

I. Zur Menschenkunde.

A. Der Körper des Menschen.

1. Körperliche Vorzüge des Menschen.

Alle körperlichen Eigenschaften und sinnlichen Vollkommenheiten der Thiere werden doch übertroffen durch die körperlichen Vorzüge des Menschen. Der Mensch lebt länger als die meisten Thiere, deren einige schon nach wenigen Stunden vollendet haben. Wenn er auch in Ansehung einzelner Sinne von einigen Thieren übertroffen wird, in Ansehung der gespannten Sinnlichkeit übertrifft ihn kein einziges. Der Mensch hat den schönsten, regelmäßigsten Körperbau, eine aufrechte Stellung, einen freien Auf= und Anblick, den freien Gebrauch zweier Hände, und endlich, was ihn schon körperlich am meisten auszeichnet, die Gabe, regelmäßige Töne hervorbringen zu können, mit denen er seine Gedanken und Empfindungen bezeichnen kann. Die meisten Thiere haben nämlich eine Stimme, d. h. sie können Laute oder Töne hervorbringen, die sie auch hervorbringen, um Freude oder Schmerz auszudrücken, oder auch Bedürfnisse zu erkennen zu geben. Aber kein Thier kann sprechen, selbst die angenehmsten Singvögel, die uns durch ihren Gesang ergötzen, können doch nicht sprechen, d. h. durch regelmässig abgemessene und zusammengesetzte Laute Zeichen bilden von dem, was in ihnen vorgeht. Sprechwerkzeuge hat nur der Mensch. — Schon der Körper des Menschen ist ein Beweis, daß er eine höhere Bestimmung auf Erden hat, als alles Andere, was mit ihm auf Erden ist.

Schön ist jedes Thier auf Erden,
Doch vorzüglicher bin ich!
Sollt'st du unzufrieden werden,
So betrachte, Mensch, nur dich.

Deinen Blick zum Himmel wenden,
Aufrecht stehen kannst nur du,
Gutes schaffen mit den Händen
Kömmt nur dir alleine zu.

Wohlvertheilte Glieder zieren,
Scharfe Sinne rüsten dich,
Und vor allen andern Thieren
Freut der Mensch der Sprache sich.

So ist jedes Thier auf Erden
Schön, doch schöner noch bin ich;
Solltest unzufrieden werden,
So betrachte Mensch, nur dich.

Eingeweide.

2. Das Herz und die Ader.

Das Herz ist ein kegelförmiger Muskel und liegt in der linken Seite der Brust in einem häutigen Sacke, den man den Herzbeutel nennt. Es hat vier Höhlungen in sich; die obersten zwei sind kleiner und heißen Vorkammern, die untersten zwei größer und heißen Herzkammern, welche durch eine Oeffnung mit den Vorkammern in Verbindung stehen. Jede Hauptkammer hat nun einen auswärts führenden Pulsaderstamm, und jede Vorkammer zwei einwärts führende Blutadernstämme. Die auswärts treibenden Adern, deren Blut hellroth ist, als das der rückwärts führenden, nennt man Schlag- oder Pulsadern, auch Arterien, und die zurückleitenden Blutadern oder Venen. So oft sich demnach unser Herz zusammenzieht, so oft spritzt das Blut durch die Pulsadernstämme beider Hauptkammern hinaus; sobald es sich wieder erweitert, strömt es durch die Blutadernstämme in die Vorkammern und von da zugleich in die Hauptkammer zurück, und dieser Kreislauf geht fort, so lange wir leben.

Warum aber verengt und erweitert sich unablässig das Herz? Ihr wißt doch, daß, wenn uns Jemand in die flache Hand kitzelt, wir unwillkürlich die Hand zusammenziehen! Warum? Weil

der Reiz uns empfindlich ist. Einen ähnlichen Reiz bringt das einströmende Blut in dem Herzen hervor. Es zieht sich kräftig zusammen, drückt das Blut in die Pulsadern hinaus, verlängert sich dabei und stößt mit der Spitze gegen die Rippen, und das ist der Herzschlag, den wir fühlen. Ist das Blut hinausgepreßt, so läßt die Zusammenziehung nach, das Herz erweitert und verkürzt sich wieder; aber in demselben Augenblicke strömt auch neues Blut durch die einwärts führenden Pulsadern in die Kammern; es erfolgt ein neuer Reiz und ein abermaliges Zusammenziehen, und so geht es fort, ohne zu ermüden. Warum aber das Blut beim Zusammenpressen des Herzens nur durch die Pulsader, und nicht durch die Blutadern hinausspritzt, hat seinen Grund in besonderen sogenannten Ventilen. Alle vier Adernstämme haben nämlich Klappen. An den Pulsadern öffnen sich diese auswärts, an den Blutadern einwärts. Jene lassen zwar Blut hinaus, aber nicht herein; diese herein, aber nicht hinaus. — Bei einem gesunden Menschen schlägt das Herz 60—80 Mal in jeder Minute, und seinen Umlauf, der 150 Fuß beträgt, vollendet es in 5 Minuten. Das Herz mit allen seinen Adern ist ein viel größerer Kunstbau, als das kunstreichste Brunnenwerk, das durch seine Pumpen und unzählige Röhren eine große Stadt mit Wasser versieht. Wer macht, daß unser Herz ohne unser Zuthun sich so beständig bewegt und hiedurch das Leben erhält? Habt ihr diese große Gnade Gottes auch je schon recht erkannt und Gott mit gerührtem Herzen dafür gedankt? —

3. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag;
Was es nur meinen und wollen mag!
Es pocht dein Herz die ganze Nacht;
Hast du das, Kindlein! schon bedacht?
Und pocht's schon so lang, oft laut, oft still,
Hast du gefragt, was Herzchen will?
Ein ruhig Glöcklein ist es eben
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben;
Er hing's an deiner Seele Thür
Und läutet es selber für und für,
Und stehet draussen und harret still,
Ob sich ihm dein Herz nicht öffnen will,
Und lautet förder und harret fein,
Du wollest rufen: herein! herein!

So pocht dein Herz nun Tag für Tag,
Und endlich, so thut es den letzten Schlag;
Und wie es den letzten Schlag gethan,
Da pocht es selber am Himmel an

Und stehet draussen und wartet still,
Ob ihm Gott Vater nicht öffnen will.
Und stehet draussen und harret fein,
Er wolle rufen: herein! herein!

4. Die Lunge.

Die Lunge, von deren beiden Flügeln das Herz umgeben ist, besteht wohl aus zwei Millionen kleiner Zellchen, und ist mit noch einmal so viel der feinsten, zartesten Aederchen wunderbar durchwebt. Mit jedem Athemzuge dringt die Luft, die wir einathmen, in jene Zellen, verläßt sie aber zum Theil beim Ausathmen wieder, und dieß ist es, was man das Athemholen nennt, welches zur Fortdauer des Lebens unumgänglich nothwendig ist; denn werden die Lungen gelähmt, so tritt augenblicklicher Tod ein. Die Ausdehnung der Lungen ist auch noch auf andere Art dem Menschen sehr nöthig, denn durch sie wird die Bewegung des Zwergfelles und der sämmtlichen Eingeweide, wodurch die Verdauung hervorgebracht wird, bewirkt. Auf die Gesundheit der so zarten Lungen wirkt Vieles schädlich ein. Jedes langwierige Zusammenkrümmen und jedes harte Widerlegen der Brust gegen einen festen Körper, besonders eine zu enge Bekleidung sind schädlich. Unmäßiges Tanzen, heftiger Zorn und unmäßig lautes und langes Singen und Sprechen erzeugt leicht Lungenentzündung. Aehnliche Folgen hat auch häufig der unmäßige Gebrauch geistiger Getränke. Vorzüglich schädlich ist es, wenn man aus zu großer Wärme in die Kälte tritt, oder mit einem kalten Trunke die Hitze löschen will. Das Blut ist ganz heiß, wenn man erhitzt ist, und die zarten Blutäderchen in beiden Lungenflügeln sind dann ganz mit erhitztem Blute angefüllt.

Warum? Durch die Kälte des Wassers nun erstarrt oder gerinnt das Blut in den feinen Blutäderchen der Lungenflügel, es kann nicht weiter fließen, und so entstehen kleine Geschwüre aus dem geronnenen Blute. Die Geschwüre greifen in kurzer Zeit weiter und endlich geht die ganze Lunge in Eiterung über. Man hat dann die Lungen- oder Schwindsucht, eine langwierige Krankheit, die auch vom geschicktesten Arzte in tausend Fällen kaum einmal geheilt wird.

Große Ofenhitze und das Einathmen verdorbener Luft ist der Gesundheit eben so schädlich. Die Luft, welche einmal in den Lungen gewesen ist, und hier das Blut hochroth gefärbt hat, taugt, wenn sie wieder ausgeathmet worden ist, nicht mehr dazu, noch einmal zu demselben Zwecke verwendet zu werden; diese

Luft hat nämlich nicht nur das, was sie zum Athmen Brauchbares erhalten hatte, verloren, sondern auch mehrere unbrauchbare Stoffe aus dem Blute in sich aufgenommen. Hieraus sieht man leicht ein, wie wichtig es für das Leben und die Gesundheit ist, immer frische Luft einzuathmen und immer einen hinreichenden Luftwechsel in den Zimmern herzustellen, zumal, wenn sich zu gleicher Zeit viele Menschen in demselben aufhalten. Zum Beweise, wie in einem verschlossenen, mit Menschen überfüllten Zimmer die Luft ganz und gar unbrauchbar wird und wie die darin befindlichen Menschen blos durch ihr Athmen und Ausdünsten sich wechselseitig tödten können, will ich auch einige Beispiele erzählen:

Zu Calcutta in Bengalen (in Ostindien) hatten Engländer die Einwohner des Landes sehr gegen sich erbittert. Eine kleine englische Feste, das sogenannte Fort William, wurde daher im Sommer 1756 von dem bengalischen Nabab (d. i. Statthalter) angegriffen und erobert und die englische Besatzung, welche in 169 Mann bestand, Abends 8 Uhr in ein einziges, nur auf einer Seite mit zwei kleinen Fenstern versehenes Gefängniß gesperrt, in welchem sie kaum zum Stehen Raum genug fand. Die armen Gefangenen fingen bald an heftig zu schwitzen, wodurch die Luft des Gefängnisses noch heißer und von unreinen Dünsten ganz überfüllt ward. Um 9 Uhr des Abends bekamen die Gefangenen schon einen so peinigenden Durst, daß einige rasend davon wurden und andere in dieser ersten Stunde der Einkerkerung unter Verzuckungen den Geist aufgaben. Endlich wurde ihnen durch ein vergittertes Fenster Wasser in die aufgehaltenen Hüte gegossen. Vor Begierde darnach drängten sich aber alle in solcher Raserei nach dem Fenster, daß viele der Vordern erdrückt und zertreten wurden. Das Meiste von dem Wasser wurde verschüttet, und was die Gefangenen wirklich genossen, löschte ihren brennenden Durst nicht. Um zwölf Uhr waren die Hälfte dieser armen Leute todt. Als Morgens um 6 Uhr der Kerker geöffnet wurde, fand man nur noch 23 in höchst elenden Umständen am Leben.

Im Jahre 1848 schiffte sich eine große Anzahl Auswanderer auf einem Dampfschiffe ein, um von Irland nach England und von hier aus nach Amerika zu segeln. Als das Fahrzeug eine Zeitlang auf dem Wege war und die See anfing hoch zu gehen, ließ der Kapitän alle Auswanderer in einen verhältnißmäßig kleinen Raum unter dem Deck führen, und um sicher zu sein, daß sie die Matrosen nicht in ihrer Arbeit hindern möchten, ließ er nicht nur die Thüre verschließen, sondern sogar ein

getheertes Segeltuch über die Decköffnung festnageln. Als der Raum nach Verlauf einiger Stunden wieder geöffnet wurde, bot derselbe einen schauderhaften Anblick dar; die meisten lagen todt sterbend oder bewußtlos auf einem Haufen am Boden. Viele wurden durch alsbaldiges Herausschaffen an die frische Luft wieder zum Leben gebracht, mehr als 60 waren aber erstickt.

5. Leber, Milz, Nieren.

Die Leber ist ein drüsiges, bräunlichrothes Eingeweide. Sie liegt rechts neben dem Magen, und sondert aus dem Blute die Galle ab, welche zur Verdauung der Speisen dient. Unverdauliche Speisen, kaltes Trinken auf starke Erhitzung, ein heftiger Schlag oder Stoß in die rechte Seite, Zorn ꝛc. kann Verstopfungen in der Leber, und entweder Zurückhaltung oder allzustarke Ergießung der Galle verursachen. Leute, die sich dem Trunke ergeben, bekommen oft unheilbare Leberverhärtungen und Wassersucht. — Die Milz ist ein schwammiges, blutreiches, ziemlich dickes und röthlich blaues Eingeweide, welches in der linken Weiche liegt und das Blut, welches von ihm zur Leber hinüberfließt, zur Absonderung der Galle vorbereitet. Die meisten Ursachen, welche Verstopfungen in der Leber mit ihren übeln Folgen hervorbringen, können uns die Milz verderben. — Die Nieren sind zwei bohnenförmige, röthliche, fleischige, aus Blut- und Wassergefässen bestehende Theile, welche in der Lendengegend liegen, und das Wasser aus dem Blute herausziehen.

6. Luftröhre, Speiseröhre, Magen.

Die Luftröhre liegt vorn am Halse und besteht aus knorpelichten Ringen. Sie dient zum Athemholen und zum Sprechen. Die Speisen und Getränke müssen über dieselbe weggehen, und damit davon nichts hineinfalle und in die Lunge komme, ist ihre Oeffnung mit einem Deckel versehen. Wenn wir etwas schlucken, wird derselbe auf den Spalt der Kehle niedergedrückt, und so die Luftröhre verschlossen. Wenn man aber beim Schlucken lacht oder spricht, so fällt zuweilen etwas hinein. Es reizt dann zu heftigem Husten, der es wieder heraustreibt. Vermag man dies nicht, so muß man ersticken. — Durch die Speiseröhre gehen die Speisen in den Magen. Die Speiseröhre wird, wenn harte, spitzige, oder zu große Körper hineinkommen, leicht gefährlich verletzt oder verstopft. Man nehme nichts in den Mund, was unversehens in den Schlund kommen, und darin stecken bleiben

könnte, wie Kugeln, Geld, Nadeln ꝛc. Kaue deine Speisen sorgfältig, damit nicht Knochen oder andere fremde Dinge hinuntergeschluckt werden. — Am Ende der Speiseröhre hängt im Unterleib ein weiter häutiger Sack, der Magen, in welchem der scharfe Magensaft auf die Speisen wirkt. Zugleich ist der Magen in beständiger Bewegung und zerreibt dadurch die Speisen zu einem feinen Brei. Hat er nichts mehr zu verarbeiten, so zehrt an ihm der Magensaft, auch reibt er an sich selbst, und dadurch entsteht dann der Hunger. Man darf daher den Magen weder zu lange leer lassen, noch ihn zu sehr anfüllen. Die zerriebenen Speisen gehen aus dem Magen in die daran hängenden Gedärme. Diese befinden sich in einem sogenannten Netze im Unterleibe beisammen und sind sechs bis achtmal so lang als der Mensch. Dieses Netz kann durch Heben und Tragen schwerer Lasten, durch unmäßiges Singen, Schreien, Springen, Husten, Niesen ꝛc., zersprengt werden. Es entsteht dann ein sogenannter Bruch, wobei die Gedärme aus dem zerrissenen Netze heraustreten, welches den Menschen oft auf seine Lebenszeit gebrechlich macht.

7. Gesundheitslehre.

Ein gesunder Leib ist besser als Reichthum. Kein Reichthum geht über den Reichthum eines gesunden Leibes. Das ist die Sprache der Weisheit und der Ausspruch der Erfahrung.

Wer seinen Leib gesund erhalten will, muß zwei- oder dreimal des Tages, je nach dem Verhältniß seines Hungers gesunde Nahrung zu sich nehmen. Der beste Trank für jeden Menschen ist frisches gutes Wasser. Auch muß der Körper rein gehalten werden und mit Bewegung und Ruhe abwechseln. Die beste Bewegung ist die Arbeit; besonders die Arbeit auf dem Felde und überhaupt in freier Luft. Wer nicht arbeitet, der fällt in die Sünde der Trägheit; denn Gott hat es dem Menschen aufgegeben, daß er arbeiten soll. Müssigang ist eine Sünde und kürzt das Leben ab. Jede Arbeit muß sich nach den Kräften des Menschen richten; eine zu schwere oder zu anhaltende Arbeit schwächt und zerstört die Gesundheit. Nach der Arbeit ist dem Körper Ruhe nöthig zu seiner Erholung. Die beste Ruhe ist der Schlaf.

Zur Erhaltung der Gesundheit sind: Nahrung, Kleidung, Luft, Reinlichkeit, Bewegung, Ruhe, Vorsicht bei Erhitzung und Erkältung nothwendig.

8. Von der Nahrung.

Pflanzenspeisen sind nicht so nahrhaft als Fleischspeisen, aber die Fleischspeisen sollen bei dem Mahle in kleineren Theilen als die Gemüse genossen werden, denn von zu vielen Fleischspeisen wird das Blut ungesund. Stark gesalzene oder gewürzte Speisen, scharfe Saucen und Ragu's, Gewürzbackwerke, Konfekte, Leckereien sind überhaupt Niemanden zu empfehlen, besonders aber sind sie für Kinder ungesund.

Die beste Regel in Ansehung des rechten Maßes beim Essen heißt: iß, wenn dich hungert, und höre auf, wenn du fühlest satt zu werden. Kaue die Speisen wohl und verschlucke sie nicht gierig und stückweise, sonst wirst du sie schwer verdauen. Bei gerade gehabtem Schrecken oder Aerger muß man weder essen noch trinken, da die Erfahrung lehrt, daß viele Menschen davon erkrankten oder gar gestorben sind.

9. Von der Kleidung.

Wenn die Kleidung gesund sein soll, so muß sie der Witterung und den Verhältnissen des Körpers angemessen sein. Sie darf dem Körper weder zu viele Wärme, noch zu viele Kälte verursachen. Es ist gut, sich in früher Jugend mehr an kühle, als zu warme Kleidung zu gewöhnen, weil der Körper so mehr abgehärtet wird; doch muß man der kalten Witterung nicht trotzen, wenn man an irgend einem Theile des Körpers ihren nachtheiligen Einfluß empfindet. Vorzüglich halte man die Füße trocken und warm. Kleidungsstücke, die den Körper einzwängen, oder einige Theile des Körpers drücken oder pressen, z. B. enge Schuhe, festgeschnürte Strumpfbänder, Halsbinden muß man nicht tragen. Wer seinen Leib durch Schnürleibchen einpreßt, muß seine Eitelkeit durch Kränklichkeit, oft durch Auszehrung und einen frühen Tod büßen. Kleider von kranken Menschen muß man nicht tragen, weil viele Krankheiten ansteckend sind.

10. Von der Luft.

Frische und reine Luft ist dem Menschen zur Gesundheit so nothwendig als Speise und Trank, daher muß man zu jeder Jahreszeit Stuben und Zimmer täglich durchlüften. Besonders muß man dieses in jenen Stuben oder Kammern thun, in denen viele Menschen beisammen sind, oder bei einander schlafen. Die Luft wird verdorben durch die Ausdünstungen der Menschen,

durch den Dampf der Oellampen, durch Kienholz= oder Spän=brennen, durch Trocknen der Wäsche, durch Dörren von Gemüsen und Obst am Ofen, durch Bügeln der Wäsche, durch Aufstellen von mehreren Pflanzen oder Blumen im Zimmer, durch Kohlen=dampf. Dieser macht, selbst wenn wenig davon in der Luft ist, Schwindel, dann Ohnmacht und tödtet endlich. Das Schlimmste ist, daß man ihn kaum riecht und die Besinnung verliert, ehe man nur merkt, daß man in Lebensgefahr schwebt, der man so leicht entgehen könnte, wenn man ein Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen. Ihr habt gewiß schon davon gehört, daß man Kopfweh bekommt, wenn man eine Kohlenpfanne mit brennenden Kohlen im Zimmer stehen hat, ja daß sogar schon oft Menschen todt in ihren Betten gefunden wurden, welche sich im kalten Winter ihr Schlafzimmer mit Kohlen erwärmten oder die Klappe am Ofen zudrehten. Nichts fürchten die Bergleute in den Kohlenbergwerken so sehr, als die schlagenden Wetter (von den Chemikern Sumpfluft genannt). Diese Luftart ent=zündet sich, wenn sie mit gemeiner Luft vermengt ist, an dem Licht der Bergknappen mit furchtbarem Knall und hat schon oft entsetzliches Unheil angerichtet. Menschen, die meist in ver=dorbener Luft sind, werden schwächlich und haben ein gelblich bleiches Aussehen.

11. Von der Reinlichkeit.

Die Reinlichkeit des Körpers ist wesentlich nothwendig zu dessen Stärkung und Wohlbefinden. Man muß täglich sein Ge=sicht und seine Hände mit frischem Wasser rein waschen und dieses so oft wiederholen, als Schmutz und Unreinlichkeit sich darauf zeigen. Dieses Reinigen der Haut mit frischem Wasser muß auch an allen andern Theilen des Körpers geschehen, wenn die=selben verunreinigt sind.

Auch muß man seine Haare täglich durchkämmen, die Zähne putzen und die Nägel an den Fingern so oft abschneiden, als Schmutz sich darunter ansetzen will. Hautausschläge, schrundige Hände, böse Augen u. s. w. haben oft keine andere Ursache ihrer Entstehung als Schmutz und Unreinlichkeit. Ein Haupt=mittel zur Reinlichkeit des Körpers ist, daß man bei günstiger Witterung öfters badet. Die Unreinlichkeit des Körpers oder an Kleidungsstücken ist immer ein offener schlechter Empfehlungs=brief für den Menschen. Spinnengewebe an den Wänden, trübe schmutzige Fenster, Fliegen, Staub, Stroh, Kehricht u. s. w. in den Stuben und Hausgängen sind immer Beweise einer nach=

lässigen und schlechten Wirthschaft, besonders für Hausfrauen, Töchter und Mägde.

12. Von der Bewegung und Ruhe.

Die körperliche Arbeit ist für den Menschen die beste Bewegung; sie bildet seine Kräfte aus, verschafft ihm eine blühende Gesundheit, verlängert sein Leben, gibt ihm einen heitern Sinn, erwirbt ihm zeitliche Güter und bringt ihn zum Wohlstand. Doch darf weder die Arbeit, noch eine andere körperliche Bewegung übertrieben werden; weil jede übertriebene Bewegung die Kräfte des Körpers aufzehrt und denselben matt und kraftlos macht. Wer sich durch Bewegung und Arbeit so stark erhitzt, daß er Schweiß vergießt, der hüte sich, der Zugluft sich auszusetzen oder in die Hitze zu trinken, weil er dadurch sich eine bleibende Krankheit, vielleicht gar den Tod zuziehen kann.

Nach der Arbeit ist dem Menschen Ruhe nöthig. Die erquicklichste Ruhe genießt er durch den Schlaf. Wer gesund ist, den Tag über fleißig gearbeitet hat und ein gutes Gewissen in sich trägt, wird in der Regel einen ruhigen und stärkenden Schlaf genießen und am andern Morgen wieder froh und munter an sein Tagwerk gehen. Wer beim Schlafengehen stark angegessen ist oder hitzige Getränke zu sich genommen hat, hat einen unruhigen und ungesunden Schlaf. Das Schlafgemach soll nie eng oder niedrig, sondern hoch und geräumig sein. Das Schlafgemach muß man unter Tags recht auslüften und die Betten und Decken öfters in die Luft und in die Sonne legen. Kinder sollen nie zu Erwachsenen in einem Bette schlafen. Es ist für Menschen, besonders aber für das Wachsthum und die Gesundheit der Kinder schädlich, wenn man sie zu alten Leuten oder gar zu Kranken in ein Bett legt. Wo man es immer machen kann, soll jede Person ihre eigene Bettstätte haben, und ohne die dringendste Noth nie zwei oder mehrere bei einander liegen.

13. Regeln bei Erhitzungen und Erkältungen.

Wenn man seinen Körper in Schweiß getrieben, oder sonst sehr erhitzt hat, merke man Folgendes:

1) Man setze oder lege sich nicht gleich, sondern bleibe in einer gemächlichen Bewegung.
2) Setze sich nicht dem Luftzuge oder Winde aus und kühle sich nicht durch Weglegung der Kleidungsstücke schnell ab.

3) Bade oder wasche sich nicht, wenn man im Schweiße ist.
4) Wenn man vom Regen oder sonst durchnäßt ist, bleibe man nicht in nassen Kleidern ruhig sitzen. Die durchnäßten Kleider muß man sobald als möglich mit trockenen wechseln.
5) Setze sich nicht auf feuchten oder nassen Boden.
6) Trinke nicht in die Hitze.
7) Man kleide sich immer so, daß man nicht friert; denn die Kälte ist für den Körper nachtheilig; doch verzärtle man hingegen den Körper auch nicht durch übermäßige Erwärmung.

14. Verschiedenheit der Menschen nach ihrer Farbe.

(*Menschenracen.*)

Die meisten Menschen auf unserm Erdtheile haben eine weisse Haut; die Menschen aber, welche in andern Erdtheilen wohnen, haben meist eine gefärbte Haut, und zwar schwarz, braun, kupferfarbig, gelb u. s. w. Nach der Farbe und Körperbildung pflegt man das Menschengeschlecht in fünf verschiedene Stämme oder Racen (sprich Rassen) einzutheilen. Jede Race bewohnt auch einen besondern Theil der Erde. Diese Racen sind: 1) *die kaukasische Race, mit weisser Haut, leicht gewölbter hoher Stirne und schwarzem, braunem oder blondem, weichem Haare; hieher rechnet man die meisten in Europa, Westasien und Nordafrika wohnenden Menschen* 2) *die mongolische Race, mit gelber oder braungelber Haut, niederer Stirne, plattem Angesicht, schief geschnittenen Augen und dünnem, schwarzem Haare. Zu dieser Race gehören die Bewohner der innern und der östlichen Theile von Asien, z. B. die Chinesen und in Europa die Lappländer.* 3) *die äthiopische Race, mit kohlschwarzer Haut, wolligem Haare, gewölbter Stirne, dicker, breiter Nase und dicken Lippen; diese Menschen heissen Neger und wohnen im mittlern und südlichen Afrika.* 4) *die amerikanische Race hat eine kupferrothe Hautfarbe, schwarzes, dünnes Haar, und eine niedere Stirne; zu ihr gehören die wilden Völker, welche ursprünglich Amerika bewohnt haben.* 5) *die malayische Race ist kennbar an der braungefärbten Haut, dem grausen Haar und der*

platten Nase; sie wohnt auf den vielen Inseln südlich von Asien und in der Südsee.

15. Verschiedenheit der Menschen nach ihrer Größe.

Bisweilen trifft man Menschen, welche ungewöhnlich klein oder ungewöhnlich groß, dick und schwer sind. Sehr kleine Menschen nennt man Zwerge. Unter den Zwergen, welche öffentlich bekannt geworden sind, dürfte wohl ein Engländer Namens Hudson der kleinste gewesen sein; er war in seinem 24. Lebensjahre nur 2 Fuß 4 Linien groß und erreichte ein Alter von 63 Jahren. Ein anderer Zwerg wog 34 Loth, als er zur Welt kam, und ein Holzschuh diente ihm zur Wiege; in seinem sechsten Jahre war er 15 Zoll hoch und wog 6½ Pfund. Er war geistesschwach und stumpf, fast wie ein Thier, und schon in seinem 20. Jahre fing er an, greisenhaft zu werden; im Jahre 1764 war er 33 Zoll lang. Um Weniges größer ist ein Zwerg, der noch lebt, und sich vor einigen Jahren in verschiedenen großen Städten für Geld sehen ließ. Er ist sehr wohlgebildet, heißt Tom Thumb, oder Tom Pouce (auf teutsch „Dämmling“) und nennt sich selbst General Thumb, da er sich immer in großer Generalsuniform zeigt.

Ungewöhnlich große Menschen nennt man Riesen. In den nördlichen Theilen von Europa, wo durchschnittlich der Menschenschlag ziemlich hochgewachsen ist, trifft man nicht selten Leute von 7 Fuß Höhe; bei uns sind solche keine besonders häufigen Erscheinungen. Ein Mann aus Finnland, mit Namen Daniel Cajanus, welcher im Jahre 1703 geboren war, wurde 8 Fuß 4 Zoll groß. Als er auf seinen Reisen nach Preußen kam, wollte ihn der damalige König zum Soldaten in einem aus lauter ungewöhnlich großen Männern bestehenden Regimente machen; Cajanus entging aber der Einreihung durch die Flucht. Ein Irländer Namens O'Brien war 9 Fuß lang. In Marburg in Churfürstenthum Hessen wird das Skelett eines Mannes gezeigt, welcher Läufer bei König August dem Starken war; dieses Skelett hat eine Länge von 9 Fuß 3 Zoll rhein. Der Mann war während seines Lebens zugleich unförmlich dick, wie man aus einer Zeichnung ersehen kann, welche neben dem Skelette hängt.

Von ungewöhnlich dicken und schweren Menschen mag der Sänger Nicolini in Dresden genannt werden. Er war 6 Fuß und 4 Zoll groß und maß 9 Fuß rund um den Leib herum; er wog 420 Pfund. Zu einem Rocke brauchte er 9 Ellen Tuch;

und als er gestorben war, erstand in der Auktion ein kleiner Herr ein Paar Hosen von ihm, aus denen er sich einen vollständigen Anzug fertigen ließ. Im Jahre 1850 starb in England ein Gewürzkrämer Namens Bright, welcher 465 Pfund wog; sein Bauch maß 7 Fuß im Umkreis, sein Arm 2 Fuß 2 Zoll und seine Wade 2 Fuß 8 Zoll. Als er begraben werden sollte, waren 12 Mann nothwendig, um seine Leiche auf den Wagen zu heben.

16. Lebensdauer und Tod des Menschen.

Alles Irdische ist vergänglich, und Alles, was geboren ist, muß sterben. Der Mensch wird geboren, wächst heran, wird mannbar und fängt an zu wirken und zu schaffen; aber bald nehmen seine Kräfte wieder ab, er altert und — stirbt. Doch ist es nur der Körper, der stirbt, und sich in Staub und Erde verwandelt; die Seele ist unsterblich.

Der Mensch erreicht selten ein höheres Alter als 70 oder 80 Jahre, viele sterben früher, entweder, weil sie ein unordentliches Leben geführt haben, oder auch, ohne daß wir dafür eine andere Ursache auffinden könnten, als den unerforschlichen Willen Gottes. Aus dem alten Testamente geht hervor, daß die ersten Menschen sehr alt wurden. Mathusala wurde 969 Jahre alt, und Noah lebte noch 350 Jahre nach der Sündfluth. Diese Zahlen sind schon Vielen aufgefallen; doch ist es leicht begreiflich, da die ersten Menschen viel gesünder und kräftiger waren als sie jetzt sind, und es läßt sich wohl denken, daß der Schöpfer den ersten Menschen deßhalb eine so lange Lebensdauer gab, damit die Erde schneller bevölkert würde, und damit die göttlichen Ueberlieferungen sicherer von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden möchten. Andererseits ist es jedoch auch nicht unmöglich, daß man damals nach anderen und zwar kürzeren Jahren rechnete, als heutigen Tages. Jedenfalls war schon zur Zeit, wo Moses lebte, also vor mehr als 3350 Jahren, die Lebensdauer der Menschen ebenso kurz wie jetzt. Wir können das aus dem 90. Psalme erkennen, welcher das Gebet Moses enthält, und wo es im 10. Verse heißt: „Unser Leben währt 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

Man hört jedoch nicht selten von Menschen, welche 100 Jahre und darüber alt geworden sind; namentlich sind es die Länder des hohen Nordens, wo die Leute ein sehr hohes Alter

erreichen. So wurden von den 2,271,434 Personen, welche im Jahre 1853 im ganzen russischen Reiche starben, nicht weniger als 316 zwischen 100 und 110 Jahre alt; 91 Personen erreichten ein Alter von 110 bis 120 Jahren; 20 wurden 120 — 125 Jahre alt, zwei Männer in Tomsk und einer in Smolensk wurden 135 und ein Mann in Tobolsk 140 Jahre alt. Der älteste Mann, von dem man in Schweden weiß, hieß Jon Andersson. Er war geboren am 18. Februar 1582 und starb im April 1729; er hatte sonach ein Alter von 147 Jahren und 2 Monaten erreicht und unter 10 Königen und Regenten gelebt. Der Engländer Parre heirathete mit 120 Jahren und starb im Jahre 1635 in einem Alter von 152 Jahren und 9 Monaten. Der älteste von Allen, deren Alter man sicher kennt, war jedoch wahrscheinlich der Engländer Jenkins, der im Jahre 1690 in einem Alter von 169 Jahren starb.

Man hat berechnet, daß in 100 Jahren drei Geschlechter nach einander leben können und pflegt deßhalb den dritten Theil von 100, also 33 Jahre, als ein Menschenalter zu bezeichnen. Diese Zahl stimmt auch mit der mittleren Länge des Menschenalters überein; dieß will so viel heißen, daß, wenn auch Manche doppelt so alt und noch älter werden, doch Viele längst vor dem Alter von 33 Jahren sterben, so daß, wenn man die ganze Zahl gleichheitlich unter Alle vertheilt hätte, ein Jeder 33 Jahre alt geworden wäre.

Man nimmt an, daß auf der ganzen Erde ungefähr 1000 Millionen Menschen leben und daß um $^1/_8$ oder $^1/_9$ mehr geboren werden als sterben. Wenn man das Menschenalter im Mittel auf 33 Jahre nimmt, so gibt dieß auf jede Minute 63 Gestorbene und 70 Geborne.

B. Die Seele des Menschen.

Herrlicher noch, als an unserm Körper, hat sich Gottes Macht, Weisheit und Liebe in Erschaffung und Einrichtung unserer Seele geoffenbart. Durch sie ist der Mensch das Ebenbild Gottes und der Herr der Erde. Die Seele ist der vorzüglichere Theil unsres Wesens, dasjenige, was in uns denkt, fühlt und will; sie ist der Geist, welcher den Körper belebt, und besitzt folgende Hauptkräfte: 1. Das Erkenntnißvermögen, 2. das Gefühlsvermögen, 3. das Begehrungsvermögen. Das Erkenntnißvermögen begreift in sich: 1. die Sinnlichkeit und das Bewußtsein, 2. die Einbildungskraft, 3. das Gedächtniß und die Erinnerungskraft, 4. den Verstand

und 5. die Vernunft. Die ersten drei, welche man das niedere Erkenntnißvermögen nennt, haben vollkommenere Thiere in einem gewissen Grade mit uns gemein; die zwei letzten aber, das höhere Erkenntnißvermögen, hat der Mensch vor den Thieren voraus. —

Das niedere Erkenntnißvermögen.

17. Die Sinnlichkeit und das Bewußtsein.

Durch die Sinne erhalten wir Eindrücke und Vorstellungen von den Dingen außer uns. Diese Eindrücke und Vorstellungen werden vor unsere Seele gebracht, und weil unsere Sinne hiezu die Werkzeuge sind, so nennen wir die Fähigkeit unserer Seele sinnliche Eindrücke aufzunehmen „Sinnlichkeit“.

So wie wir aber durch unsere äußern Sinne wahrnehmen, was außer uns vorgeht, so haben wir auch einen innern Sinn, durch welchen wir die Gefühle, Begierden, Urtheile und Wünsche bemerken, die sich in unserer Seele selbst regen. Durch den innern Sinn wird uns also deutlich und klar, was in unserer Seele selbst vorgeht, und dieses nennen wir Selbstbewußtsein. Die Seele hat also nicht nur die Fähigkeit sich allerlei Dinge vorzustellen, sondern sie weiß auch, daß sie diese Vorstellungen selbst hat. Selbstbewußtsein hat nur der Mensch, das Thier nicht, denn es ist nicht im Stande sich selbst von den Vorstellungen, die es hat, zu unterscheiden. So lange der Mensch Vorstellungen, Gefühle und Begierden hat, so lange hat er auch Bewußtsein. Sind der Eindrücke und Gemüthsbewegungen allzu viele und zu heftige, so wird dadurch das Bewußtsein betäubt oder geschwächt, z. B. bei Zorn, Rachsucht, Schreck u. s. w. Ein Kranker liegt ohne Bewußtsein, sagt man, wenn er sich selbst nicht mehr von den Vorstellungen in sich unterscheidet. — Archimedes saß ohne Bewußtsein, als die feindlichen Krieger nach Eroberung seiner Vaterstadt Syrakus in sein Zimmer stürmten, um ihn zu morden, weil er durch die Wirkung seiner Brennspiegel ihrer Flotte unendlich geschadet hatte; denn er unterschied sich nicht mehr von den Vorstellungen, welche er hatte, nämlich von seinen mathematischen Figuren.

18. Die Einbildungskraft.

Welch' ein wunderbares Vermögen ist die Einbildungskraft, indem sich durch dieselbe die Seele das, was ihr die Sinne

selbst vor geraumer Zeit überbracht hatten, wieder vergegenwärtigen kann! Man nimmt eine wieder erneuernde und eine selbstbildende Einbildungskraft an. Die erstere bringt schon einmal gehabte sinnliche Vorstellungen wieder, die letzte bildet neue, und man heißt sie Phantasie oder Dichtungsvermögen. Wenn sich Jemand den großen freien Platz in München, auf dem die Denksäule derer steht, die sich für das Vaterland geopfert haben, und den er schon öfters gesehen, vorstellt, so wiederholt die Seele eine früher durch den Sinn erhaltene Wahrnehmung. Denkt er sich aber eine goldene Spindel, die sich von selber bewegt und aus dem Spinnrocken lauter Goldfäden herauszieht, so malt ihm seine Einbildungskraft etwas, was er nie gesehen hat; sie bringt keinen früher gehabten Eindruck zurück, sondern macht eine Erfindung. Im Traume ist die Einbildungskraft besonders thätig. Sie führt uns bekannte und unbekannte Dinge vor und mengt sie wunderbar und seltsam unter einander. Manche Menschen werden von der Einbildungskraft auch im wachenden Zustande so beherrscht, daß sie vieles zu sehen und zu empfinden wähnen, was andere nicht wahrnehmen. Man nennt solche Leute Schwärmer und diejenigen, welche gewisse leere Einbildungen anhaltend für Wirklichkeit halten, Verrückte. Ein verrückter Engländer bildete sich ein, er sei von Glas. Er vermied daher auf das Sorgfältigste, irgendwo anzustossen, indem er fürchtete, er werde zerbrechen. Ein anderer Verrückter ließ alle Thüren in seinem Hause weiter machen, weil er sich einbildete, er sei plötzlich so dick geworden, daß er durch keine Thüre von gewöhnlicher Weite mehr gehen könne. Als man ihn nun mit Gewalt durch eine gewöhnliche Thüre führte, um ihm seine falsche Einbildung zu benehmen, starb er bald darauf mit der Behauptung, man habe ihm dadurch, daß man das Unmögliche mit Gewalt doch möglich gemacht habe, die Rippen gebrochen und alle Glieder gequetscht und ausgerenkt. Wie die Einbildungskraft auf eine ganz unbegreifliche Weise selbst auf unsern Körper wirkt, zeigt folgendes Beispiel: Julius Cäsar eroberte einst eine Stadt, deren Bürger ihn sehr erbittert hatten. Besonders mußten zwei derselben das Schlimmste von ihm fürchten. Der Eine bat daher in Verzweiflung seinen Arzt um einen Gifttrank, um durch einen leichteren Tod dem grausameren zu entfliehen; der Andere hingegen eilte in's Lager und nahm seine Zuflucht zu Cäsar's Großmuth. Er fand Verzeihung und eilte zurück, um auch seinem Freunde Muth einzuflößen; dieser aber hatte den Gifttrank schon genommen. Leichenblaß lag er auf seinem Bette und rang mit dem Tode. Man ruft eiligst den

Arzt. Er soll wieder helfen, wenn es möglich ist. Mit ruhiger Miene tritt dieser herein, und hört mit flüchtigen Worten von Cäsars Großmuth. O! sagte er lächelnd, auf diese hab' ich schon längst gerechnet und aus dem Grunde keinen Gifttrank, sondern etwas ganz Unschädliches gereicht. Was geschah nun? In wenigen Stunden war der blos an Einbildung Erkrankte wieder hergestellt. Und so könnte man stundenlang fortfahren, die schädlichen Wirkungen einer überspannten und verirrten Einbildungskraft zu schildern. — Wer die Einbildungskraft nicht in Schranken zu halten sucht, kann durch sie wirklich an Verstand und Herz großen Schaden leiden.

19. Das Gedächtniß.

Das Gedächtniß ist in vielen tausend Fällen nichts Anderes, als Erneuerung eines vormals empfangenen sinnlichen Eindruckes oder Bewußtseins durch die Einbildungskraft. Das Gedächtniß beschäftigt sich aber auch mit übersinnlichen Gegenständen, welche nicht durch die fünf Sinne ergriffen werden können. Es kann alle gehabte Vorstellungen wieder hervorbringen und umfaßt also mehr, als die Einbildungskraft. Es ist ein köstliches Geschenk der Vorsehung, welches wir sorgfältig pflegen müssen, damit es an Lebhaftigkeit, Umfang und Treue gewinne, somit schnell und leicht fasse, vieles lange behalte und es zu rechter Zeit treu wiedergebe. Ein solches Gedächtniß heißt ein glückliches oder vollkommenes Gedächtniß. Das beste Stärkungsmittel des Gedächtnisses ist fleißige Uebung durch Auswendiglernen (Memoriren), ohne es zu überladen, und Wiederholung (Repetiren) des Erlernten.

Es gibt Menschen, welche ein so gutes Gedächtniß haben, daß sie Wort für Wort behalten, was sie ein einziges Mal gehört haben. So lebte im Jahre 1802 zu Liggersdorf ein Mädchen, welches jede Predigt, die in der Kirche des Ortes vorgetragen worden, von Wort zu Wort aus dem Gedächtnisse herzusagen im Stande war. Andere können mit so großer Fertigkeit im Kopfe rechnen, daß sie in wenig Sekunden oder Minuten die schwersten Berechnungen richtig machen, zu denen ein geübter Rechner auf dem Papier viel länger braucht. Solch ein Rechenkünstler ist jener Dase aus Hamburg, der in den Jahren 1844 und 1845 die größeren Städte Teutschlands besuchte und durch seine Fertigkeit Jedermann in Staunen versetzte. Der Cardinal Mezzofanti in Rom († 1849) hatte eine außerordentliche Gabe

für Erlernung von Sprachen, deren er nicht weniger als 54 verstand und sprach. Von dem Sprachforscher Joseph Scaliger, welcher als Professor zu Leiden starb, will man wissen, daß er in 21 Tagen den griechischen Dichter Homer und in 4 Monaten alle griechischen Dichter auswendig gelernt habe. Der athenienſische Feldherr Themiſtokles kannte jeden Bürger Athens, deren Anzahl sich auf 20,000 belief, und der Perserkönig Cyrus jeden seiner Soldaten mit Namen.

20. Seelenkräfte.

Als Geist soll ich auf dieser Erden
Empfinden, denken, wollen, thun,
Verständiger und besser werden,
Im Guten niemals müßig ruh'n.

II. Zur Naturgeschichte.

A. Das Thierreich.

1. Das Thierreich.

Das Thierreich, dessen wissenschaftliche Behandlung man Zoologie nennt, ist uns am wichtigsten.

Wir kennen bis jetzt über 60,000 Arten von Thieren und die Summe aller einzelnen ist unzählbar. Wie groß muß die Zahl aller Schlachtthiere, die doch bekanntlich den kleinsten Theil der Thierwelt ausmachen, auf dem ganzen Erdballe, wie zahllos die ganze thierische Schöpfung sein!!

Sollte einem nicht bange werden vor so vielen Millionen Kostgängern? Und doch fehlt in der Regel keinem derselben die nöthige Nahrung. Denn weislich hat es der Schöpfer so eingerichtet, daß nicht alle von einerlei Speise leben, und daß kaum etwas so ungenießbar sich denken läßt, das nicht gewissen Thiergattungen zum Unterhalte diente. Der eckelhafteste Unrath, Aas, Schlamm, Holz, Haare, Leder, Horn, Knochen, Federn, Muschelschalen, sogar Giftpflanzen sind vielen Thieren

gedeihliche Nahrungsmittel. Damit es aber um so weniger mangle, so traf Mutter Natur die weise Einrichtung, daß viele Thiergattungen ausschließlich oder größtentheils vom Fleische oder von den Säften anderer Thiere leben. Einige begnügen sich mit dem Aase; andere tödten und verzehren ihre Mitgeschöpfe; noch andere leben in und auf ihnen, ohne sie zu tödten. — Der größere Wasserwurm verschlingt den kleineren und wird dagegen von einem kleinen Fische verzehrt; diesen verschlingt ein größerer und dient dafür einem noch stärkeren zur Nahrung. Nach seinem Tode wird endlich das Ungeheuer, das Alles verschlang, wieder eine Speise der Würmer, und der Umlauf beginnt von neuem. Alles, was Menschen und Thiere genießen, hat schon millionenmal den Weg der Verdauung gemacht, und wo wir nur hinblicken, ist die Natur in ewigem Kreislaufe begriffen; wo wir nur hinblicken, finden wir auch thierisches Leben. Kein bekannter Himmelsstrich ist zu kalt, zu heiß oder zu unwirthbar für gewisse Gattungen der Thiere, und ohne nach Süden oder Norden zu reisen, entdecken wir durch das Vergrößerungsglas eine Menge neuer Geschöpfe, auf größeren Insekten z. B. wieder kleinere, und fast in jedem fauligen Wassertropfen ein lustiges Völkchen.

a) Säugethiere.

2. Barry, der Hund auf dem St. Bernhard.

Oben auf den hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Alpengebirgen, welche die Schweiz von Italien trennen, und über welche nur wenige Paßstraßen führen, haben fromme Mönche Klöster errichtet, wo der müde Reisende Obdach, Schutz und Ruhe findet. Zur Winterszeit, wo von den Felsengipfeln und Bergwänden oft ungeheure Schneemassen, die man Lawinen nennt, herabstürzen, werden häufig Reisende fortgerissen und im Schnee begraben; dann machen die guten Mönche auf Sankt Gotthart und St. Bernhard sich auf, um den Verschütteten Beistand und Hilfe zu leisten, sie auszugraben und die Erstarrten in ihre Klöster zu bringen und zum neuen Leben zu erwecken. Aber ihr heiliger Eifer würde wenig nützen, sie würden vergebens nach den Spuren der Verunglückten suchen, wenn nicht ein menschenliebendes, mit besonderem Instinkt begabtes Thier ihr treuer Begleiter und Gefährte wäre. Dies ist das Geschlecht der St. Gotthards- oder St. Bernhards-Hunde, welche ganz besonders befähigt sind und den Trieb vom lieben Gott erhalten

haben, den armen Menschen in ihren Nöthen zu helfen und sie zu erretten. —

Sobald Lawinen gefallen sind, Schneegestöber und Thauwetter eintritt, werden die großen Hunde der Klöster hinausgeschickt in die Schneewüste, um ihren Hals wird ein Körbchen gehängt mit Lebensmitteln und stärkendem Getränk; so ausgerüstet suchen sie die Verirrten auf, scharren die Verschütteten aus dem Schnee hervor, und eilen nach dem Kloster zurück, Hülfe zu holen, wenn Hülfe und Rettung für sie möglich ist. Viele Hunderte Erstarrter und Verlorener verdanken diesen klugen, edlen Thieren ihr Leben. — Unter allen den berühmten Hunden dieser Art ist aber einer, der seinen Namen unvergeßlich gemacht hat. Es ist Barry, der Hund von St. Bernhard, den Kupferstiche und Erzählungen seiner Thaten dankbar verewigt haben. — Barry hat in den zwölf Jahren seines Lebens mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet; er, der mit außerordentlicher Klugheit und Liebe für die Menschen ausgerüstet, keine Gefahren scheute, um ein Wohlthäter der Unglücklichen zu sein, er war das höchst begabteste Thier, von dem wir wissen.

Einst in einer wilden Sturm- und Schneenacht war er ausgesandt, und lange Stunden vergingen, ohne daß er wiederkehrte. Der Schnee fiel dicht, die Lawinen stürzten von den Felsen, man gab den treuen, edlen Barry verloren. Plötzlich hörte man, im Brausen des Sturmes, die Klingel an der Klosterpforte läuten. Man öffnete, da stand der treue Hund, und auf seinem mächtigen Rücken lag ein Kind, ein Knabe, mit Schnee bedeckt, aber schlafend und warm. Barry hatte es tief aus dem Schnee gewühlt, er hatte es mit seinem Körper erwärmt, er hatte ihm Muth gemacht auf seinen Rücken zu steigen, es zum Kloster getragen und mit den Zähnen die Klingel gezogen, damit die Thüre geöffnet werde. —

Der edle, menschenliebende Barry wurde, so lange er lebte, mit Ehrfurcht und von den guten Mönchen wie ihr bester Freund behandelt; man zeigte ihn allen Reisenden, die ihn mit Liebkosungen bedeckten. Als er alt und schwach wurde, ward er auf Kosten der Stadt Bern sorgsam verpflegt und ernährt; jetzt ist sein Körper ausgestopft, im Museum der Stadt aufgestellt und Niemand mag ohne Bewunderung die lange Reihe der Wohlthaten hören, die dieß außerordentliche Thier vollbracht, Niemand ihn ohne Rührung anblicken und seinen Namen vergessen, den treuen Diener und Freund der Unglücklichen, die er aus der Nacht des Grabes zum neuen Leben erweckte. —

3. Der Hund im Zustande der Tollheit.

Der Anfang der Toll- oder Hundswuth zeigt sich bei dem Hunde durch eine gewisse Niedergeschlagenheit. Er sucht die Einsamkeit, flieht Speisen und Getränke, brummt oder knurrt statt zu bellen, läßt Ohren und Schwanz hängen und scheint in einem Taumel zu sein, der seine Schritte ungewiß macht. Fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn behält er noch immer eine gewisse Achtung und Liebe; noch ist sein Biß nicht tödtlich; aber die Wunde ist doch schwerer zu heilen, als eine andere. Nimmt die Wuth zu, so fängt der Hund zu keuchen an, streckt die Zunge heraus, schäumt und flieht das Wasser. Bald taumelt er, als ob er im Schlafe wäre; bald macht er einen Sprung und weicht dabei immer vom geraden Wege ab. Seine Augen sind trübe und thränend, die Zunge ist bleifarbig. Jetzt ist er auch gegen seinen Herrn gefährlich. Zusehends wird er magerer, und die Wuth steigt, so wie er seinem Tode, der nun kaum 24 Stunden noch entfernt ist, zugeht. Diese Zeichen gehen besonders der den Haushunden eigenen laufenden Wuth voran, doch verräth sich diese nicht immer durch alle diese Zeichen. Weniger sichtbar sind die der fahrenden Wuth, die häufiger bei dem Jagdhunde vorkommt. Weder ein Schaum vor dem Rachen, noch ein gesenkter Schwanz verrathen sie, und Scheu vor dem Wasser bleibt zuweilen so ganz aus, daß der wüthende Hund freiwillig schwimmt. Bei beiden Arten von Wuth ist aber der Biß gleich gefährlich, er hat die fürchterlichsten Folgen und fordert die schnellste Hilfe, wenn der unglücklich Verwundete nicht eben durch dieselben Stufen der Wuth hindurchgehen will.

Wird die Hilfe schnell geschafft, so wird die Krankheit höchst selten gefährlich. Der geringste Biß, der auch nur die Haut leicht ritzte, ohne daß Blut floß, die Berührung des Speichels, ja selbst der begeiferten Werkzeuge womit der wüthende Hund erschlagen wurde, kann die traurigsten Folgen haben. Ja, oft sollen sich die Folgen auch erst lange nach dem Bisse, z. B. bei sehr großer Hitze oder bei Ausbruch heftiger Leidenschaften zeigen. Die erste Erscheinung bei einem Gebissenen ist Schmerz an der verwundeten Stelle, die bald schwillt. Der Schmerz verbreitet sich immer weiter; Trägheit, unterbrochener Schlaf, unwillkürliche Seufzer und Traurigkeit folgen. Die Zufälle werden immer fürchterlicher. Qualvolle Herzensangst, gepreßter, von Seufzern unterbrochener Athem, und endlich die kalten Schauer, die ihn beim Anblicke des Wassers und glänzender

Körper ergreifen, die Vermehrung der Angst und das heftigste Zittern, wenn nur der geringste Tropfen Feuchtigkeit die Zunge berührt, sind die deutlichsten Zeichen der Wasserscheu. Eine schwarze, zähe Feuchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm. Das Fieber, die Hitze, das Irrreden vermehren sich. Jetzt streckt der Unglückliche die rauhe Zunge heraus, seine Stimme wird heiser, er gähnt häufiger, er lechzt vor Durst, doch so wie man ihm Getränke reichen will, macht ihn meist die Wasserscheu wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel und er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz, ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen. Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen, eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte, er ist wüthend, und doch zeigt sein Streben, anderen nicht zu schaden, sein Flehen, ihn zu verlassen, daß er seiner Vernunft noch etwas mächtig ist. Endlich naht sich unter Krämpfen und Engbrüstigkeit der unter diesen Umständen wünschenswerthe Retter, — der Tod. Bei der Zergliederung des Todten findet man die Werkzeuge zum Schlucken entzündet, den Magen voll von einer zähen galligen Feuchtigkeit, die Galle schwarz, die Schlagader voll, die Blutader leer, den Herzbeutel, die Eingeweide, das Gehirn, das Rückenmark trocken, und das Blut so flüßig, daß es kaum zum Gerinnen zu bringen ist.

4. Massregeln, um das Tollwerden der Hunde zu verhüten.

Durch zwekmässige und sorgfältige Wartung und Behandlung der Hunde kann viel dazu beigetragen werden, die Thiere möglichst vor dem Tollwerden zu schützen. Wenn man diess erreichen will, so muss man vermeiden, dass die Hunde einem hohen Grade von Hitze oder von Kälte, noch weniger aber einem plötzlichen Uebergange von der Hitze zur Kälte ausgesetzt werden. Desshalb muss man zur Winterszeit dafür sorgen, dass die Hunde ein schützendes Obdach erhalten. Ferner müssen die Hunde, vorzüglich in heissen Sommertagen, immer hinreichend frisches Wasser zum Saufen bekommen, nie unreines, mit schmutzigen Stoffen vermischtes. Eben so müssen die Hunde hinreichende gute Nahrung bekommen. Stark gesalzene und gewürzte Speisen, schon längst in Fäulniss übergegangenes Fleisch, Blut, Fett, Häute, Därme, oder anderes verfaultes Futter, sind ihnen schädlich. Die Hunde müssen immer reinlich gehalten und ihre Ställe öfters mit reinem, trockenem Strohe belegt werden. Zur Sommerszeit dürfen die

Hunde niemals zu lange und anhaltend zu heftigen Bewegungen, als Jagen, Karrenziehen, Hetzen &c. angehalten werden. Man darf die Hunde niemals zum Zorne reizen, wesshalb man sie vor Misshandlung bewahren muss und nicht auf andere Hunde zum Kampfe und Herumbeissen anhetzen darf, weil sogar ein blos zorniger Hund höchst gefährlich werden kann.

5. Der Wolf.

Der Wolf ist dem Hunde ähnlich, aber größer als die meisten Hunde, obwohl es manche von den letztern gibt, welche so groß und stark sind, daß sie für Wölfe angesehen werden können. Er ist 4 Schuh lang, den Schwanz mit eingerechnet, gelbgrau und schwarz gefleckt. Sein tückisches Auge gibt ihm ein unheimliches Ansehen, und in der That ist er hinterlistig, raubgierig und doch dabei feig. Während des Sommers leben die Wölfe zerstreut in den Wäldern, und nähren sich von Hasen, Vögeln, Ratten und zahmem Vieh, wenn sie es bekommen können. Im Winter aber, wenn es sehr kalt wird und im Walde am Futter fehlt, sammeln sie sich in Heerden und brechen in die Wohnungen der Menschen ein. Sie laufen während der Nächte heulend umher, nehmen den Hofhund von der Hütte weg, das Vieh aus dem Stalle, das Pferd vom Schlitten. Ja der Wolf, welcher sonst so feig ist, greift, wenn er hungrig ist, bisweilen selbst Menschen an; und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so lauert er beständig auf diese Nahrung, schleicht in die Dörfer und raubt Kinder und verschmäht selbst Leichen nicht, die er aus den Gräbern hervorscharrt. Man erzählt Beispiele, wo ein einziger Wolf kurz nach einander eine große Anzahl von Kindern und jungen Leuten getödtet und gefressen hat. Bisweilen hat man die Beobachtung gemacht, daß Wölfe im Kampfe mit Ochsen, Eseln, Pferden plötzlich ins Wasser springen, und, nachdem sie sich den ganzen Pelz und namentlich den Schwanz tüchtig benäßt haben, ihren Feind wieder anfallen und ihm den Schwanz in die Augen schlagen. Durch diese Kriegslist geräth das Thier in Verwirrung, der Wolf erfaßt es bei der Kehle, reißt es nieder und erwürgt es.

Die Wölfin bekommt gegen Ende April 5 — 9 Junge, welche 12 — 14 Tage blind sind und zwei oder drei Jahre brauchen, bis sie völlig ausgewachsen sind. Man sucht diese schädlichen Thiere so viel wie möglich aus urotten, und um dieß zu befördern, sind in manchen Ländern Preise ausgesetzt, welche für jeden getödteten Wolf gezahlt werden. Am besten ist es,

während der Sommerszeit mit Hilfe von Hunden die Jungen im Neste aufzusuchen und zu tödten; außerdem werden die Wölfe auch in Wolfsgruben oder auf Treibjagden gefangen. Im Winter pflegt man in Gegenden, wo die Wölfe noch häufig sind, mit einem Ferkel im Schlitten auszufahren und eine Schleppe hinten an dem Schlitten anzuhängen, welche irgend ein Thier vorstellen soll. Wenn man nun das Ferkel zum Schreien bringt, so kommen die Wölfe herbei und können dann geschossen werden. Die Lappländer verfolgen den Wolf, indem sie ihn mit ihren Schneeschlittschuhen in seinem Laufe einholen und mit dem Spieße tödten. So gefräßig ist der Wolf, daß, wenn einer von ihnen verwundet ist, die übrigen ihn auffressen. Sein abscheulicher Geruch und seine widerliche Stimme machen ihn allen Geschöpfen verächtlich, und er bezahlt den Schaden, den er im Leben anrichtet, nach seinem Tode nur ganz kärglich mit seinem Felle.

6. Der Spielmann in der Wolfsgrube.

Vor nicht gar langer Zeit gab es auch noch in unsern teutschen Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich ein Geigersmann von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seite, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, da er so ohne Weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, da er unten auf etwas Lebendiges auffiel, das wild aufsprang, und da er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn da mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein anfzugeigen, die ihm aber dießmal selber gar nicht lustig vorkamen. Dem Wolf mußte aber diese Musik gar schön und rührend vorkommen, denn das dumme Vieh fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Gei-

gerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zwei, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein anderer, auch wohl noch dritter und vierter Gast zu seinem bischen Fleisch in die Grube hinein. Unser Kapellmeister in der Wüste guckte indeß einmal über's andere mal in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden, und so ganz sauer und niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe, und er hätte lieber Holz dafür hacken wollen, zwanzig Jahre lang alle Wochentage. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten gerissen, und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten, und wäre die auch noch zerrissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von Weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Dieser zog den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirthshause war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brod ergeigen, und wenn er einmal Eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche, als im Wirthshaus, denn von dort sei ein geraderer und sicherer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirthshaus.

7. Das Lamm und der Wolf.

Ein Lamm trank tief im Thale aus einem klaren Bache. Weit aufwärts an demselben stand ein Wolf in gleicher Absicht. Kaum erblickte er aber dasselbe, so sprang er herab, um es zu zerreißen. „Was that ich dir, sagte das erschrockene Lamm, daß du mich tödten willst?“ — „Du hast mir das Wasser im Bache trüb gemacht, daß ich nicht daraus trinken konnte,“ sprach der Wolf. — „Aber es floß ja von dir zu mir herab,“ erwiederte das Lamm. — „Du hast mich auch vor einem halben Jahre einmal geschimpft,“ sagte darauf der Wolf. — Das Lamm hingegen: „Da war ich ja noch nicht geboren.“ — „Gleichviel,

antwortete der Wolf, so that es dein Vater.« Worauf er auch wirklich das arme Lamm zerriß.

* * *

Wer einmal den bösen Willen hat, Andern Unrecht zu thun, der weiß leicht eine Entschuldigung dazu aufzufinden!

8. Der Bär.

Dieses starke, grimmige, über den ganzen Körper zottige Raubthier pflegt sich gewöhnlich in dicken Waldungen, in Gebirgen und Wildnissen aufzuhalten. Früher bewohnte er ganz Europa; jetzt findet man ihn am häufigsten noch in den Gebirgswäldern des nördlichen Europa, in Polen, Rußland, Schweden und Norwegen; doch kommt er einzeln auch noch in der Schweiz, namentlich in Wallis, Savoyen, Kärnthen, Tyrol, den Karpathen und Pyrenäen vor. Hinsichtlich der Farbe, Größe und Stärke sind die Bären sehr verschieden. Der gemeine Bär, von dem hier die Rede ist, hat eine gewölbte Stirn und die Farbe seines ganzen Körpers ist in der Regel braun oder schwarz, doch gibt es aber auch graue, fast gelbe und braune mit Silberglanz. Das Haar ist in der Jugend mehr wollig, im Alter mehr schlicht. Dieser Bär erreicht eine Länge von $5^1/_2$ Fuß, wird über 400 Pfund schwer und kann über zwanzig Jahre alt werden. In der Jugend klettert er mit großer Behendigkeit. Er geht gewöhnlich des Nachts auf Nahrung aus, frißt im Frühjahre anfangs junges Gras, Klee und dergleichen Pflanzen mehr, später wird er raubgieriger und fällt dann verschiedene zahme und wilde Thiere, als Schafe, Ziegen, Hirsche u. s. w. und sogar Kühe und Pferde an. Im Herbste nährt er sich gerne von saftigen Früchten, als Erdbeeren, Trauben, wildem Obste, Kastanien 2c., und klettert deßhalb auf die Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, reißt mit den Tatzen die Aeste an sich, und pflückt mit den Zähnen die Früchte; ist er aber satt, so läßt er sich am Stamme herunterrutschen, oder er nimmt den Kopf zwischen die Beine, und fällt wie ein zottiger Sack herab. Man hat schon Beispiele, daß er Kindern, die im Walde Erdbeeren sammelten, die Körbe ausleerte, ohne ihnen etwas zu Leide zu thun. Auch liebt er den Honig sehr. Die Ameisenhaufen scharrt er auf, um sich an dem daraus hervorgehenden Geruche zu laben.

Der Bär ist ein grimmiges und zugleich verwegenes Raubthier und richtet oft großen Schaden an. Muthig greift er eine Heerde weidender Kühe an und jagt sie so lange herum, bis er

eine entweder ergreifen kann, oder in einen Abgrund jagt, wo er sie dann verzehrt. Auch schleicht er sich bei nebliger Witterung an eine Heerde heran und springt dann unversehens einer Kuh von hinten auf den Rücken, schlägt seine Klauen tief ein und beißt das Thier in den Hals, bis es endlich verblutet und entkräftet von der Last niederstürzt. Von vorn greift er eine Kuh nicht an, da er ihre Hörner fürchtet und muthige Pferde halten ihn oft durch Beißen und Schlagen von sich ab. Alles Geflügel ist für ihn eine angenehme Speise.

Den Menschen fällt der Bär ungereizt nicht an; ist er aber verwundet, so geht er aufgerichtet und brummend auf seinen Gegner los, und ist dann sehr gefährlich. Er schlägt dann mit seinen Tatzen, in welchen er eine außerordentliche Kraft besitzt, links und rechts um sich, und erdrückt auch wohl seinen Gegner in gewaltiger Umarmung. Im Kampfe mit den Wölfen soll er ziemlich starke Bäume zerbrechen, um sich mit Knütteln gegen diese seine Feinde zu wehren.

Die jungen Bären sind kleine, dicke Fettklumpen und stockblind, wenn sie zur Welt kommen; die Bärin beleckt sie aber beständig mit ihrer glatten Zunge und wälzt sie mit der Tatze hin und her. Schnell wachsen sie groß und gleichen dann vollkommen den Alten. Wie sorgfältig auch seine Erziehung sein mag, der Bär bleibt immer gefräßig und räuberisch, und sein dumpfes mürrisches Brüten erwächst zur blinden Wuth, wenn er nicht erreicht, wonach sein Streben geht.

Naht der Winter und stäubt der Schnee in den Wald, so schreitet der Bär seiner Höhle zu, macht sich ein Lager mit Gesträuch und Moos zurecht, legt sich ruhig hin, knurrt noch hie und da ein wenig und hält dann die Tatzen vor's Maul. Er trinkt nicht, frißt nicht und zehrt — wie ein Rentner, dem die Zinsen ausbleiben, vom Kapital, — so von dem Fette, das er im Sommer hindurch angelegt hat. Im Frühjahre erwacht der Bär aus seinem langen Winterschlafe. Er streckt sich und brummt, weil die Frühlingssonne ihn schon so bald in seinem Traume stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor und sieht sich zunächst nach einem guten Frühstück um. Er schleppt sich langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung, denn seine Fußsohlen haben sich gehäutet und jeder Schritt kommt ihm sauer an. Am fettesten sind die Bären zur Herbstzeit; daher auch zu dieser Zeit am meisten Jagd auf sie gemacht wird. Ihr Fleisch soll eine schmackhafte Speise geben und zwar besonders das der Schinken und Tatzen; auch wird ihr Fett benutzt. Die Felle liefern ein gutes Pelzwerk.

Die jungen Bären zähmt man öfters und richtet sie zum Tanzen ab. Sogar alte Bären werden bisweilen abgerichtet, und zwar dadurch, daß man sie grausamer Weise ihrer Augen beraubt, und sie durch Hunger und Prügel bändigt. Auch stellt man sie auf eine heiße Platte, auf welcher sie dann, um der Hitze zu entgehen, sich emporrichten und fortwährend mit den Hinterfüssen hüpfen, dabei wird getrommelt und gepfiffen, und so gewöhnen sie sich allmälig daran, auf diese Töne zu hören, sich aufzurichten und zu tanzen. Fast alle zum Tanz abgerichtete Bären kommen aus Litthauen, hauptsächlich aus Smorgonie daselbst, wo man sich viel mit dem Tanzunterrichte junger Bären beschäftiget.

Der abgerichtete Bär hat manchmal in seinem Anstand etwas so Menschenähnliches, daß einmal Einer einen Bären, dem er den Kopf etwas barbirt hatte, für einen wilden Menschen ausgab, der nicht sprechen, sondern bloß brummen könne wie ein Bär, auch fast am ganzen Leibe so behaart sei, wie ein Bär. Der Mann ließ diesen Menschen, dem er einen rothen Rock und eine Weste angezogen hatte, für Geld sehen, und es liefen viele Leute hin, die den Spaß glaubten, und sich von dem wilden braunen Manne, der auf einem Stuhle saß und Thee aus einer Tasse trank, gleich jedem andern Menschen die Hand (Tatze) geben ließen, und seine große Bärenähnlichkeit bewunderten. Einige glaubten wohl gar, es sei ein reisender Gelehrter, der sich nur gleich einem Bären anstelle; bis endlich ein feiner Kopf bemerkte, daß dieser Mensch nicht sowohl ein Mensch sei, der einige Bärenart und Manieren an sich genommen, als vielmehr ein Bär, der einige Hofmanieren gelernt hatte. Der Mann, dem dieser höfliche Bär gehörte, hatte übrigens bereits schon vieles Geld damit gelöst.

In den nördlichsten Gegenden, an den Küsten des Eismeeres, lebt der weiße Bär, oder der Eisbär. Er hat ein weißes, weiches, zottiges, fast wollähnliches Fell, einen längeren Kopf und Hals als der braune Bär, sehr lange Zähne und blutrothe Lippen. Unter den Bärenarten ist dieser der größte und grimmigste, und obschon er sich im Allgemeinen meist nur von Fischen, todten Wallfischen, Seehunden ꝛc. nährt, so fällt er doch, sobald sich ihm Menschen nähern, auch diese an, selbst wenn er vollkommen gesättiget ist. Groß ist aber die Liebe zu seinen Jungen, ja er soll förmlich weinen wie ein Mensch, wenn er diese einbüßt. Die Grönländer essen sein Fleisch; auch wird der Thran des Eisbären von mehreren Völkern des Nordens als vorzüg-

licher Trank geschätzt. Das Fell ist ein köstliches Pelzwerk und wird theuer bezahlt, da wegen der höchst gefährlichen Jagd der Eisbär schwer zu erlegen ist.

9. Der Bärenfang.

Man fängt den Bären auf verschiedene Art, z. B. in tiefen Fallgruben, in deren Mitte man eine Lockspeise von Honig oder Milch stellt. Auch berauscht man ihn mit Honig und Branntwein, oder fängt ihn in Schlingen. In Kamtschatka, wo es eine Menge Bären gibt, sucht man den Bär in seiner Höhle auf, legt ihm allerhand Reisig hin, welche er aufnimmt, um damit den Zugang zu verstopfen. Sobald dies geschehen sticht man mit einem langen Spieße durch das Versteck hindurch und tödtet den Bär. — Die Korjäcken hängen an einen krummen Baum oder starken Ast eine Schlinge mit Lockspeise, worauf der Bär den Baum hinaufklettert und sich in der Schlinge erhängt. — In den Gebirgen Sibiriens legt man auf den gewöhnlichen Weg des Bären eine Schlinge, die an einem Klotze befestigt ist. Bleibt der Bär nun in der Schlinge hängen, so zerrt und wirft er in voller Wuth den Klotz hin und her, und stürzt entweder damit in einen Abgrund oder tobt sich zu Tode. — Da der Bär ein großer Freund des Honigs ist, so hängt man in Rußland vor die Oeffnung eines Baumes, in welchem Bienen wohnen, einen starken mit Nägeln besetzten Klotz. Kommt nun der nach dem Honig lüsterne Bär, so klettert er den Baum hinauf und wirft den Klotz, welcher ihm den Leckerbissen versperrt, zornig auf die Seite worauf aber der Klotz zurückfährt und ihm eine tüchtige Ohrfeige versetzt. Hierüber ergrimmt, schleudert der Bär den Klotz mit noch mehr Gewalt von sich, als das erste Mal, erhält aber dafür von dem zurückkehrenden Klotze eine noch viel empfindlichere Ohrfeige. So geht es hin und her, bis endlich der Bär von den noch immer stärkeren Schlägen des Klotzes betäubt wird, und von dem Baume herab in unten befindliche spitzige Pfähle stürzt. — Im Uralgebirge befestigt man an einem hohen, starken Aste, anstatt des Klotzes ein wagerecht schwebendes Brett, zieht dieses dann an den Bienenstock und befestigt es am Baume mit schwachem Baste. Der Bär steigt hinauf, findet das Brett zum Sitzen ganz bequem, und nichts hindert ihn am Genusse des Honigs, als der Baststrick, welcher das Brett gerade über dem Eingange befestigt hält. Da reißt er den Strick durch, das Brett entfernt sich vom Baume und der darauf sitzende Bär schwebt nun ganz ver-

wundert in der Luft. Fällt er, oder springt er herab, so stürzt er in unten stehende spitzige Pfähle und spießt sich auf; ergibt er sich aber in sein Schicksal und bleibt geduldig sitzen, so wird er von seinen Verfolgern herabgeschossen.

10. Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemüh'n
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der sie noch so unerfahren wären,
Ihre Jungen stark und groß zu zieh'n.

Vielleicht, hob von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag' es voller Zittern,
Wächst uns're Jugend blos darum so schwach heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.

Vielleicht ist auch Mangel an Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen,
Vielleicht auch uns're Milch an ihren Fiebern schuld;
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen;
Vielleicht ist selbst die Luft, die uns're Kinder trifft,
Ein Gift in ihren ersten Tagen,
Das dann auf Lebenszeit ein Gift.

Vielleicht ist, ohne daß wir's denken,
Selbst die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verenken,
Wie sich's sehr leicht begreifen läßt;
Denn uns're Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärin, kannst du fragen,
Warum ihr so gestraft an kranken Kindern seid?
Es liegt nicht an der Luft und Milch, an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.

Gebt Acht auf unsern jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns in Hitz und Frost,
Durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit? —
Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.

11. Das Rennthier.

Das Rennthier, welches so groß ist, wie unser Hirsch, aber kürzere Beine und ein vieläſtiges, oben breitzackiges, schaufelförmiges Geweih hat (das sowohl dem Männchen wie dem Weibchen eigen ist), womit es sich in Lappland, wo es vorzugsweise zu Hause ist, den Schnee von den unter demselben befindlichen Kräutern abschaufelt, und welches es alljährlich abwirft. Es lebt überhaupt im höchsten Norden Europas, Asiens und Amerikas, und zwar heerdenweise. Den Nordländern, besonders den Lappländern, ist es das nützlichste Thier zur Befriedigung vieler Bedürfnisse. Die Lappländer brauchen es zum Ziehen ihrer Schlitten, zum Lasttragen und Reiten: sie essen sein Fleisch, trinken seine wohlschmeckende Milch, bereiten daraus Butter und Käse; kleiden sich mit seinem Fell, überziehen damit ihre Wohnungen, Schlitten u. s. w., und benützen dieß zu ihrem Lager; ferner fertigen sie aus Knochen und Geweih allerlei Hausgeräth, z. B. Messer, Löffel, Schaufeln, selbst Nähnadeln; aus den Hufen machen sie allerlei Gefäße, aus den Gedärmen und Sehnen Seile, Stricke, Zwirn u. s. w., aus dem Talg Lichter und auch heilende Salben und die Blase benutzen sie als Flaschen. Daher bestimmen auch viele Volksstämme der Nordländer, namentlich die Lappländer, ihren Reichthum nach der Menge ihrer Rennthiere, von denen mancher Vornehme an 1000 besitzt. Seine Erhaltung ist sehr leicht, da es, wie ihr schon gehört, sich selbst unter dem Schnee Kräuter, namentlich das isländische Moos hervorholt, dessen es zu seiner Nahrung bedarf. Seinen Namen hat es daher, daß es in 1 Tag ohne Anstrengung 20 Meilen zurücklegen kann.

12. Kleine und große Säugethiere.

In Asien, in dem Gebirge Taurus und an andern Orten lebt eine Art von wilden Schafen, Argeli genannt; die sind

sehr groß, stark und scheu, und haben sehr große Hörner. Wenn ein solches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Diese haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn sei wegen ihnen da, schlüpfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man sich mehr verwundern, über die großen Hörner, oder über die kleinen Füchse?

In Asien lebt auch eine Art von Hirschen, Zwerghirschlein genannt, deren Füßlein sind Fingerslang und so dünn, wie der Stiel einer kölnischen Tabakspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Asien, wiegt ein halbes Quintlein, und ist das kleinste unter allen bekannten Thieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen. Der Elephant aber ist 12 — 15 Fuß lang, und wiegt seine 7000 Pfund. Ein fleißiger Schüler soll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zusammen so schwer sind, als ein Elephant?

Das kleinste Thierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergrößerungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das größte ist der Wallfisch, der bis zu einer Länge von 150 Fuß wachsen kann und seine 100,000 Pfund und darüber wiegt. —

b. Vögel.

13. Der Adler.

Der Adler, welcher unser größter Raubvogel ist, unterscheidet sich von den Geiern durch den befiederten Kopf, platte Stirn, den kurzen, starken, gebogenen Schnabel und die kräftigen Fänge. Er wird, vom Schnabel bis zum Schwanze gemessen, 2—3 Fuß lang, und mißt von einer Spitze der ausgebreiteten Flügel bis zur andern 6—7 Fuß. Es gibt mehrere Arten, von denen der Königs- oder Goldadler der stattlichste, stärkste und muthigste ist, weßhalb er auch als der König der Vögel gilt. Er bewohnt Südeuropa und Nordafrika, während der Steinadler häufiger in Mitteleuropa und den nördlichen Gegenden vorkommt und der Seeadler sich vorzüglich an den Küsten des Meeres, großer Seen und Flüsse aufhält. Der Adler nistet auf hohen Felsen seltener auf hohen Bäumen, und nur während sehr kalter Winter kommt er aus den Hochgebirgen in die Ebene herab, um hier seinen Raub zu suchen. Er hat ein sehr scharfes Gesicht und frißt nur kräftige lebende Thiere, deren Blut er als Ge-

tränk benutzt, denn Wasser säuft er niemals. Sein Flug ist außerordentlich schnell, so daß er in der Minute über 5000 Fuß weit fliegen kann, eine Meile also in beiläufig $4^1/_2$ Minuten zurückzulegen im Stande ist. Er ist auch so stark, daß er nicht nur Lämmer und kleine Kinder forttragen, sondern auch hie und da sogar erwachsenen Leuten gefährlich werden kann, wenn ihm diese seine Jungen nehmen wollen, für welche er eine große Zärtlichkeit hat. Es wird erzählt, daß einmal auf den Orkney-inseln, welche nördlich von England liegen, eine Mutter, während sie Brennholz sammelte, ihr ein Jahr altes Kind in das Gras legte. Ehe sie sich's versah, stieß ein Adler herab, faßte das Kind an den Kleidern und flog weit mit ihm fort. Auf ihren Jammerruf kamen vier Männer herbei, warfen sich schnell in einen Kahn und ruderten gegen die Stelle hin, wo sie wußten, daß der Adler sein Nest habe, und hier fanden sie glücklicherweise das Kind noch unbeschädigt. Der Adler hatte es fortgeschleppt, um es seinen Jungen als Futter zu bringen. Ein anderesmal geschah es, daß ein Mann auf eine kleine Insel hinüberschwamm, wo er ein Adlernest wußte; er nahm hier die Jungen aus, steckte sie in einen Sack und machte sich schwimmend wieder auf den Rückweg, als plötzlich die Alten kamen, über den Räuber ihrer Jungen herfielen und ihn so bedeutend verwundeten, daß er ertrank. Der Seeadler hat so ziemlich die gleiche Größe wie der Königsadler und lebt vorzüglich von Wasservögeln, Fischen und jungen Robben. Da er bisweilen seine Klauen in den Rücken einer alten Robbe oder eines sehr großen Fisches einschlägt, über den er nicht Herr werden kann, so kommt es vor, daß er mit in die Tiefe des Meeres hinabgezogen wird und ertrinken muß.

14. Der junge Adler.

Auf einem hohen Felsen hatten
Zwei Adler ihre junge Brut;
Das Weib beschützte mit dem Gatten
Sie sorgsam vor der Stürme Wuth.
Einst sah'n die naseweisen Gäste
— Sie wuchsen nach gerad' heran —
Die Thäler unten lüstern an.
Die Alten fürchteten Gefahr
Und zogen sie in's Nest zurück.
Als beid' einmal nach Futter flogen,
So wagt ein Junger doch sein Glück:
Er flattert nach dem nächsten Hügel;

Doch er erreicht ihn nicht; denn ach!
Die kaum von ihm versuchten Flügel
Sind dem gewagten Flug zu schwach;
Er stürzt und fällt die Brust sich morsch entzwei.
Die Mutter ist nicht weit; sie hört das Klaggeschrei
Und fliegt mit Mutterangst herbei;
Doch schon verstummen seine Klagen!
Er öffnet nur, des Lebens halb beraubt,
Den Schnabel noch, als wollt' er sagen:
„Ihr Aeltern, hätt' ich euch geglaubt,
So läg' ich jetzt nicht so zerschlagen
Und färbte nicht die Erde roth!"
Sie wollten ihn darauf zum Neste tragen;
Allein jetzt war der Arme todt.

15. Der Jagdfalke.

Der gemeine oder Jagdfalke (Edelfalke), von der Größe eines Huhnes, mit blauen Füssen und blauem Schnabel, welche im Alter aber gelb werden, ist oben braun und weiß, unten jedoch weiß und braun gefleckt, und hat Flügel, die kürzer als die Schwanzfedern sind. Es gibt mehrere Abarten desselben, von denen der weiße isländische wegen seiner Brauchbarkeit zur Jagd der vorzüglichste ist. Sie können aber alle zur Jagd und Baize auf Hasen, Geflügel rc. abgerichtet werden, was auf folgende Weise geschieht: Der junge Falke wird, sobald er fliegen kann, gebunden, und durch Hunger kirre gemacht. Hauptsächlich aber wird dahin gewirkt, daß er nicht zum Schlafen kommt, weßhalb man ihn in einen Reifen setzt, welcher mittelst eines Bindfadens in steter schaukelnder Bewegung gehalten wird. Wird er ja einmal trotzig, so wird sein Kopf in's Wasser gesteckt. Diese nicht eben menschliche Behandlungsweise dauert nun 4 Tage und Nächte. Auf diese Weise wird sein ganzes Naturell wie umgewandelt, er gewöhnt sich nur an die Stimme des ihn Abrichtenden, der ihn nun auch bald dazu anhält, aufzufliegen, um Jagd auf andere Thiere zu machen und diese seinem Herrn zu bringen. Anfänglich geht dieß freilich nicht anders, als daß ihm ein Faden an die Beine gebunden wird, was aber sehr bald nicht mehr nöthig ist. Ein so abgerichteter Falke wird mit nahe an 100 Thaler bezahlt.

16. Der Fischreiher.

Am Ufer eines Baches ging ein Reiher auf und ab, auf langen dürren Beinen, mit langem Hals, an dem ein langer Schnabel hing; des Bachs Gewässer floß auf harten Kieselsteinen, bergab mit angenehmem Schall, durchsichtig wie Kristall. Die Fische waren guter Dinge, vollbrachten tausend hohe Sprünge, und sonnten sich am Sonnenstrahl! Herr Reiher, wie so faul? Schnappst du denn nicht einmal mit deinem langen Schnabel zu, und holst dir einen Hecht? Du Fauler, wartest du auf einen Karpfen? Ei, wie wird es dich gereu'n, wenn du wirst schnappen wollen, dann wird kein Hecht mehr sein! Wie ernsthaft steht er da, wie still! Wie drehet er den Hals, den er nicht brauchen will! Bald aber hungert ihn, und nun sieht er sich um nach Karpfen oder Hecht, allein verschwunden ist das ganze Fischgeschlecht; nur Schleien schwimmen noch. Er aber ist nicht dumm, er hat Geschmack! Schlei wäre schlechte Speise für einen Reiher. Alle läßt er zieh'n! Und immermehr noch hungert ihn. Er geht vom Ufer ab, und watet in den Bach, Gründlinge trifft er an, fragt aber nichts darnach; er läßt sie all' in Frieden schwimmen, spricht: Gründlinge fressen Reiher nicht; nach ihnen nur einmal den Schnabel aufzuthun, das wäre großer Schimpf für einen Leckermund! Er sagt's; indessen geht, was Fisch ist, auf den Grund; nicht einer läßt sich seh'n! Ei Leckermund, wie nun? Nachdem er lang umsonst gesuchet und geschnappt, wird mit genauer Noth ein Frosch von ihm ertappt.

17. Der Papagei.

Die Papageien, eine sehr merkwürdige und zahlreiche Vögelgattung, von der wohl 220 Arten bekannt sind, halten sich theils in Asien und Afrika, theils in Amerika und Australien auf. Sie gehören nicht mehr zu den Raubvögeln, sondern zu den sogenannten Leichtschnäblern, schließen sich aber wegen der Form des Schnabels zunächst an die Raubvögel an. Dieser ist an der Wurzel gekrümmt, und seine obere Kinnlade beweglich; auch hat er, wie bei den Falken, eine wachsartige Haut; die Zunge ist fleischig und ungetheilt, und die Füße sind zum Klettern eingerichtet; auch bedienen sie sich derselben wie einer Hand und bringen damit die Speisen zum Schnabel. Die Papageien scheinen unter den Vögeln die Stelle einzunehmen, welche unter den Säugethieren die Affen behaupten; denn sie zeigen viel Possierlichkeit in ihrem Betragen und ahmen gerne

nach. Die Bildung ihres Schnabels und der Zunge setzt sie in den Stand, gewisse Worte, die ihnen oft vorgesagt werden, sehr deutlich nachzusprechen und Melodien zu pfeifen. Es werden von Papageien, die plaudern konnten, manche ergötzliche Dinge erzählt. Ein Bauer, welcher niemals einen solchen Vogel gesehen hatte, ging einmal vor einem offenen Fenster vorbei, in welchem ein Papagei saß. Als er ihn plaudern hörte, blieb er verwundert stehen, nahm seinen Hut ab und sagte: Ich bitt' um Verzeihung, ich glaubte, der Herr wär' ein Vogel. Ein anderesmal hatte ein Bedienter, der erst vor Kurzem in den Dienst getreten war und sich allein im Zimmer befand, auf seinen Herrn zu warten und wollte sich auf einen kostbaren Divan setzen, als er plötzlich eine Stimme hörte, welche rief: „Jakob, du bist ein Lümmel.“ Er erschrack darüber so heftig, daß er davon lief und Alles im Stiche ließ, obwohl es nur ein Papagei war, der diese Worte sprechen gelernt hatte und sie nur sagte, ohne zu wissen, was sie bedeuten. — Sie ahmen auch die Stimme anderer Vögel, das Miauen der Katze, das Bellen des Hundes, das Lachen, Seufzen, Gähnen, Niesen &c. des Menschen nach. Eine melodische Stimme, wie unsere Singvögel, haben nur wenige oder vielleicht gar keine Gattung. Dagegen zeichnet sich das ganze Geschlecht durch ein reizendes Gefieder aus. Die Natur scheint hier gleichsam alle Schönheiten verschwendet zu haben. Keine Sprache hat Worte, um die Pracht würdig zu schildern, wodurch sich insonderheit manche Gattungen von Papageien auszeichnen. Im gezähmten Zustande gewöhnen sie sich an Fleisch, Zuckergebackenes und an Alles, was die Menschen essen, trinken auch gern Wein. —

18. Der Kolibri.

Kolibri gibt es freilich viele Arten, die durch Größe und Farbenschmuck verschieden sind. Während der kleinste kaum das Maß einer Hummel überschreitet, erreicht der größte fast die Größe einer Mauerschwalbe. Die allermeisten sind von wunderbarem Farbenglanz, so daß sie, von der Sonne beschienen, fliegenden Edelsteinen gleichen. Ihr zierliches Nestchen machen sie aus Baumwolle und umgeben es häufig mit weißen Flechten; dahinein legen sie nun zwei winzige Eierlein, von denen manche nur Erbsengröße haben. Denkt euch nun einen eben ausgeschlüpften Kolibri mit fadendünnen Beinchen, zarten Knöchelchen und feinem Schnäbelein, und daneben den riesigen Strauß mit seinen gewaltigen Gliedern, so meine ich, ihr müßtet da wieder

einmal einen Blick thun in die Weisheit und Allmacht Gottes, die sich im kleinsten, wie im größten seiner Werke offenbart. Die Kolibri leben nur im heißen Amerika, und es ist wunderbar, daß da, wo sich Blume und Vogel im Glanze der Sonne mit den prächtigsten Farben schmücken, auch jene glänzenden Steine, welche wir Edelsteine nennen, in der Erde glühen. Wenn ihr nun weiter daran denkt, daß dort auch die köstlichsten und saftigsten Früchte wachsen, so erwacht in euch vielleicht einige Sehnsucht nach jenen gesegneten Ländern; aber es ist nicht alles Gold, was glänzt, und diese scheinbar glücklichen Gegenden haben auch ihre Schattenseiten. Aus dem Urwalde hervor stürzt sich der Jaguar und schleppt seine erwürgte Beute in das undurchdringliche Dickicht; dort haust die kleine, zierliche Korallennatter, deren kaum bemerkbarer Biß rettungslos tödtet; dort birgt die ungeheure Riesenschlange den buntschillernden Leib, um wie ein Blitzstrahl auf das heranweidende Rind herabzustürzen und es mit mächtigen Ringen zu umschlingen; dort erheben sich aus den Wasserlachen die Myriaden der rastlos quälenden Mosquitos, so wie verheerende Dünste, welche tödtliche Fieber erzeugen. Wenn ihr euch dieses Alles so recht vergegenwärtigt, so werdet ihr gewiß mit eurer Heimath zufrieden sein und mit mir sprechen: „Hat jede Gegend ihr Liebes, so hat sie auch ihr Leid!“

c. Amphibien.

19. Die Ringelnatter.

Es ist die größte deutsche Schlange; denn sie kann 5 Fuß und noch länger werden und so dick als der Arm eines Knaben. Gewöhnlich findet man sie aber viel kleiner; sie hat nämlich gar viele Feinde unter den Vögeln und vierfüßigen Thieren. Der Dachs verzehrt sie, der Igel findet sie besonders schmackhaft, der Iltis nicht minder, und an junge Ringelnattern macht sich selbst der Maulwurf. Unter den Vögeln stellt ihr der Storch nach und noch mehr der Mäusefalke; den kleinen Nattern der Rabe, die Krähe, Elster u. s. w. Im Herbste sucht sie einen Schlupfwinkel, wo sie den Winter über in Erstarrung zubringt und ihren Winterschlaf hält; besonders gerne wählt sie alte Misthaufen, und da kann man oft viele Dutzende bei einander antreffen. Im Frühjahre kommt sie nach den Fröschen hervor, sonnt sich, und steigt gerne auf Hecken und Bäume, indem sie sich um den Stamm herumschlingt und ziemlich schnell hinaufwindet. Dann streift sie auch ihre alte schuppige Haut ab, die in kleinern und

größern Stücken losgeschält wird, und prangt nun in einem neuen Gewande. Dies ist jedoch nicht so bunt und glänzend, wie bei manchen ausländischen Schlangen. Dem Rücken nach ist es grau und gräulich schwarz, unten weiß und gelblich weiß. Um den Hals hat sie einen gelben Ring, der aber nicht vollkommen ist; deßwegen heißt sie Ringelnatter. Wenn sie sich gehäutet hat, so ist sie sehr hungrig; dies kann uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß sie seit dem Herbste nichts gefressen hat. Nun geht es besonders über die Frösche her; sie verschlingt einen Frosch, der dreimal so dick ist als sie selbst. Das geht freilich sehr langsam und könnte gar nicht geschehen, wenn ihre Kinnladen nicht durch Muskeln verbunden wären, die sich sehr strecken lassen. Ist sie einmal einem Frosch nahe gekommen, so kann ihr dieser nicht mehr entrinnen; er bleibt sitzen, schaut sie an, schreit wohl auch; kann er sich aber nicht mehr flüchten, so ist er vom Schrecken betäubt. Der euch dies erzählt, hat es mehr als einmal mit angesehen; nur einmal sah er einen großen, heldenmüthigen Frosch, der die Natter mit seinem Maule am Halse gepackt hatte, und sie nicht losließ, so sehr sie sich winden mochte; ein Fußtritt auf die Natter befreite ihn aus seinem gefährlichen Kampfe. Sie verzehrt jedoch auch Mäuse, die sie in ihren Löchern aufsucht, holt auch junge Vögel aus den Nestern; im Nothfall begnügt sie sich mit Würmern und kleinem Ungeziefer. Sie geht auch in das Wasser, besonders in stehendes, schwimmt sehr gut, taucht leicht und lange und fängt Frösche und kleine Fische; bei dieser Gelegenheit wird sie aber wohl auch die Beute eines gefräßigen Hechtes. Milch säuft sie außerordentlich gerne und schleicht sich deßwegen in die Milchkeller. Wenn sie erzürnt wird, so zischt und züngelt sie, springt auch gegen den Menschen und beißt, aber nicht gefährlich, denn sie hat kein Gift. Sie läßt sich leicht zahm machen, doch ist die Liebhaberei bei uns ziemlich selten; sie kennt dann ihren Herrn, läßt sich unter den Kleidern mit herumtragen und erschreckt wohl manchen andern, wenn sie plötzlich aus einem Aermel oder der Weste hervorschaut.

20. Die Schildkröte.

Man kennt jetzt wenigstens 33 Gattungen von Schildkröten. Sie haben ihren Namen davon, weil sie an Gestalt den gewöhnlichen Kröten gleichen, und mit einem harten, hornartigen Panzer oder Schild bedeckt sind. Der Rumpf einer Schildkröte ist ziemlich platt gedrückt, und seinem Umfange nach mehr oder

weniger länglich rund. Vorn sitzt auf einem gemeinschaftlich langen Halse der kleine Kopf; zu beiden Seiten 4 Beine, und hinten ein kurzer Schwanz. Das Maul dieser Amphibien ist zahnlos, der Kopf mit kleinen Schilden bedeckt, der Rückenschild größer, als der Bauchschild; beide sind am Rande so mit einander verbunden, daß nur vorn am Kopfe und hinten am Schwanze eine ausschnittähnliche Oeffnung bleibt, durch welche das Thier Kopf, Beine und Schwanz versteckt. Die mehrsten Gattungen können diese Theile durch jene Oeffnungen ganz unter den Panzer zurückziehen. Der Rückenschild ist mehr oder weniger gewölbt, der Brustschild flacher. Die Schilde bestehen aus einer sehr harten Horn= oder fast knochenartigen Masse, und sind aus mehreren einzelnen mit einander verwachsenen Stücken zusammengesetzt. Bei einigen Gattungen prangen sie mit schönen Farben, und werden unter dem Schildplatt oder Sildkrot zu Dosen, Kämmen, Messerheften, Brillengestellen und andern schönen Kunstsachen verarbeitet.

Die mehrsten und größten Schildkröten bewohnen die wärmeren Theile der Erde, zumal die Gegenden innerhalb der beiden Wendekreise; die wenigen kleinern Gattungen in kältern Ländern sinken, wie die übrigen daselbst einheimischen Amphibien, in einen tiefen Winterschlaf. Unter allen Amphibien sind die Schildkröten diejenigen, welche sich noch am meisten der Nahrungsmittel aus dem Gewächsreiche bedienen: doch fressen sie auch kleine Fische, Insekten und Würmer. Sie schwimmen gut und ziemlich schnell, sonst aber bewegen sie sich langsam. Das Weibchen ist sehr fruchtbar und legt zu verschiedenen Malen jährlich an 1000 bis 1200 Eier in den Sand am Ufer des Meeres oder der Flüsse, wo der Sonne das Ausbrüten überlassen bleibt. Die Eier sind rund und mit einer festen pergamentartigen Haut überzogen. Ihres Wohlgeschmackes wegen werden sie sehr von den Menschen gesucht. Die Jungen haben bei ihrer Geburt aus den Eiern gleich die gehörige Gestalt und erlangen nach und nach ihre Größe. Junge und Alte haben meistens ein wohlschmeckendes und gesundes Fleisch, welches den Seefahrern eine wahre Wohlthat ist. Die Schildkröten haben ein sehr zähes Leben, was selbst, wenn ihnen das Gehirn herausgenommen wird, noch eine Zeit lang fortdauert. Einige sind kaum so groß, wie eine Kinderfaust, andere kommen dagegen an Größe einem Ochsen ziemlich gleich. Uebrigens werden sie 60—120 Jahre alt. Ihrem Aufenthalte nach theilt man sie in: Land=, Meer= und Flußschildkröten. Die wichtigsten derselben sind: die Landschildkröte, die europäische Schildkröte, die Seeschildkröte.

21. Die Riesenschildkröte.

Die Riesenschildkröte gehört unter die Seeschildkröten und bewohnt die Meere des heissen Oceans, wo sie sich von Seetang und andern Seegewächsen nährt. Oft erreicht diese Schildkröte eine ungeheure Grösse, so dass sie an 7 Fuss lang und 800 Pfund schwer wird, und desshalb heisst sie auch R i e s e n s c h i l d k r ö t e. Die Schilder sind so gross, dass man das Rückenschild als Badewanne benützen kann. Merkwürdig ist der Fang dieser harmlosen Thiere. Wenn sie an die Küste des Meeres kommen, um daselbst ihre Eier in den Sand zu legen (ausserdem kommen sie nie ans Land), so verrennen ihnen die Leute den Rückweg nach dem Meere und wenden sie mit grossen Stangen auf den Rücken um, wo sie sich dann nicht sobald wieder aufhelfen können, sondern mit leichter Mühe getödtet werden. Wenn die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, laufen sie spornstreichs nach dem Meere zu, ohne dass ihnen Jemand den Weg zu zeigen braucht. Und es ist nöthig, dass sie eilen, denn die Wasservögel und andere Thiere, die schon manches Ei aufgefressen haben, lauern den jungen Thierlein auf, und nehmen sich davon, so viel sie wollen. Die Riesenschildkröten haben ein sehr gutes Fleisch, welches gegessen wird und wie Hühnerfleisch schmeckt. Man macht daraus auch die bekannte, sehr kräftige Schildkrötensuppe. Will man diese bereiten, so schneidet man das Fleisch in kleine Stücke, kocht es in Fleischbrühe, übergiesst es mit Wein und würzt es mit Cayennepfeffer. Die Eier, welche einen schwachen Fischgeschmack haben, werden auch gegessen; gestossen geben sie ein gutes Oel, und 200 Eier liefern eine Flasche desselben.

22. Das Chamäleon.

Das Chamäleon ist ein sehr merkwürdiges Thierchen, das man in Afrika und im südlichen Spanien findet. In seinem dreieckigen Kopfe bewegen sich die beiden Augen nach jeder beliebigen Richtung, und ein Schüler, der nicht jeder Zeit aufmerken oder manchmal ein wenig unbeachtet sein will, denkt dabei: Ich bin froh, daß die Augen meines Lehrers nicht auch so eingerichtet sind. Der ganze Körper ist mit körnerartigen Schuppen bedeckt und endet in einem Wickelschwanz, mit dem sich das Thier

an einem Aestchen festhält. Starr, wie eine Bildsäule, steht es auf der Lauer nach Insekten, während die immer bewegliche Zunge wie ein Pfeil aus dem Rachen hervorschießt; es kann damit auf eine Entfernung von 5—7 Zoll ein Insekt erreichen und thut selten einen Fehlschuß. Höchst wunderbar ist die öftere Veränderung seiner Hautfarbe, die sich dann zeigt, wenn das Thierchen gereizt wird. Gewöhnlich ist es grün, mit blaßblauen Flecken, kann aber, wenn es in Zorn geräth oder aus andern Veranlassungen die Farbe mancher, jedoch nicht aller Gegenstände annehmen, in deren Nähe es sich befindet; sein Grün ändert sich in Gelb, Rosenroth, Dunkelgrün und sogar Schwarz. Dieses Farbenspiel rührt wahrscheinlich von leicht stockendem Blutumlauf und den großen Lungen her, welche den ohnehin fleischlosen Körper so ausdehnen, daß er fast durchsichtig wird. Wegen dieses Farbenwechsels ist das Thier zum Sprichwort geworden, und einen Menschen, der sich in seinen Ansichten und Gesinnungen nicht gleich bleibt, heute so und morgen anders spricht und handelt, heißt man Chamäleon, und dies ist gerade kein Ehrentitel.

d. Fische.

23. Der Kabeljau. (Großer Stockfisch.)

Dieser für den Handel sehr wichtige Fisch wird 2—4 Fuß lang und 70 bis 80 Pfund schwer; er ist grau von Farbe und hat braungelbe Flecken, drei Rückenflossen, ziemlich starke Bartfasern am Maule und große Schuppen. Seiner räuberischen Gefräßigkeit wegen wird er auch Seehecht genannt; sein Aufenthalt ist der nördliche Ocean. Doch findet man ihn noch häufiger auf der Insel Neufundland, wo er auf einer 180 Meilen langen großen Sandbank in unsäglicher Menge gefangen wird. Sein Fang, welcher jährlich mehr als 20,000 Menschen beschäftigt, hängt ganz von dem frühern oder spätern Eintritte des Laichens ab; er beginnt an den Küsten von Norwegen, England rc. schon gegen Ende März, und dem kältern Neufundland hingegen erst im Mai, und ist so ergiebig, daß er die Mühe des Fanges reichlich belohnt. Zu diesem Zwecke bedient man sich selbst ausschließlich starker Angeln von 200 Klaftern Länge, woran mehrere Angelhacken befestigt sind.

Die Kabeljaue nehmen, je nach der verschiedenen Zubereitung und Aufbewahrung, verschiedene Namen an. Wenn sie bloß an der Luft getrocknet werden, so heißen sie: Stockfische;

salzt man sie ein, so nennt man sie Laberdan, und werden sie endlich nach dem Einsalzen noch geräuchert, so sind es dann Klippfische. Obwohl jährlich Millionen gefangen werden, so ist seiner ungeheuern Vermehrung wegen doch nie ein merklicher Mangel daran zu befürchten, denn ein einziger, mittelgroßer weiblicher Kabeljau hat 3 bis 4 Millionen Eier bei sich. Die Leber des Kabeljaus gibt das unter dem Namen Leberthran so bekannte schätzbare Oel, welches nicht nur ein sehr berühmtes Heilmittel der Gicht ist, sondern auch häufig mit dem besten Erfolge Drüsenkranken und an der englischen Krankheit leidenden Kindern innerlich gegeben wird; seine Schwimmblasen hebt man als Fischleim auf. Auf diese Art benützt man auch den kleinen oder gemeinen Stockfisch und den Leng.

24. Der Stör.

Der Stör hat einen fünfeckigen Leib und eine spitze Schnauze, so wie ein Luftloch an jeder Seite, doch keine Zähne. Sein Körper ist mit 5 Reihen großer Knochenschuppen oder Schildern besetzt. Man findet den gemeinen Stör in der Ostsee und andern europäischen Meeren, von wo er aus zur Laichzeit den Lachsen, die er gern frißt, in die größern Flüsse nachgeht und daselbst gefangen wird. Seine Größe beträgt nicht selten 18 Fuß, sein Gewicht bis 10 Zentner. Man fängt ihn wegen seines Fleisches, mehr jedoch wegen seines Rogens, aus dem der als Leckerbissen bekannte Caviar bereitet wird.

Die Gewinnung des Caviars ist sehr einfach. Man reibt den Rogen erst ab, und zwar durch ein enges Sieb, um ihn von allem Fremdartigen zu säubern, darauf salzt man ihn ein und stellt ihn an einen warmen Ort, um das Salz eindringen zu lassen. Der trockene Caviar wird in spitzen, leinenen Säcken, nachdem er eingesalzen gewesen, ausgewunden, in Fässer getreten und sodann versandt. Der beste kommt aus Rußland, wo die Fischerei des Störs die Pacht dem Staate jährlich 100,000 Rubel bringt.

Auch der Rogen des Hausen, dessen Schwimmblase den bekannten feinsten Leim, die Hausenblase, gibt, und die auch in der feineren Kochkunst ein vortreffliches Klärungsmittel, besonders zur Klärung des trübe gewordenen Weins, ist, und zu Gelees dient, liefert ebenfalls einen schönen Caviar. Der nur 3 Fuß lange auch zum Störgeschlechte gehörige Sterlet, welcher im kaspischen Meere und der Wolga lebt, gibt gleichfalls Caviar und Hausenblase. Auch Krebseier lassen sich als Sur-

rogat des Caviars verwenden, wobei ganz, wie bei der Bereitung des ächten Caviars, verfahren wird.

25. Der Zitteraal.

Die sumpfigen Seen und Flüsse Amerikas sind reich an Zitteraalen. Die Indianer treiben sehr oft Pferde und Maulthiere zusammen und jagen sie in den Sumpf. Der Lärm und die Bewegung, welche dadurch entsteht, lockt die Aale aus dem Schlamme heraus und reizt sie zu elektrischen Entladungen, indem sie den Pferden unter die Beine kriechen und denselben derbe Schläge beibringen. Die Indianer umzingeln, mit Bambusstäben und Harpunen bewaffnet, das Wasser, und hindern durch Schreien und Stoßen die Pferde, an's Land zurückzukehren. Die Aale kommen immer mehr in Unruhe und bringen den Pferden Schlag auf Schlag bei. Mehrere Pferde unterliegen auch und sinken im Wasser unter. Manche der untersinkenden kommen wieder hervor, sträuben schnaubend die Mähnen, funkeln in wilder Angst mit den Augen und suchen dem Feinde zu entfliehen, der ihnen unsichtbar solche Schläge beibringt. Nach und nach läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach, die Aale ermatten und entfernen sich von ihren Gegnern. Sie bedürfen viele Ruhe und reichliche Nahrung, um die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Die Maulthiere und Pferde erholen sich; das Funkeln der Pferde hört auf, und die Aale nähern sich dem Ufer, wo man sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen fängt. Wenn die Stricke völlig trocken sind, so fühlen die Fischer, indem sie den Fisch emporheben, keine Erschütterung. Es wäre verwegen, sich den ersten Schlägen eines ungeschwächten Zitter-Aals auszusetzen. Erhält man einen solchen ersten Schlag, so folgen furchtbare Betäubungen und Schmerzen. Ich erinnere mich nicht, durch Entladung einer großen Leydener Flasche je eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben, als die war, da ich einst unvorsichtiger Weise beide Füsse über einen Zitteraal legte, der eben aus dem Wasser gezogen war. Ich fühlte den ganzen Tag hindurch in den Knieen und fast in allen Gelenken den empfindlichsten Schmerz. Man gebrauchte sonst die Zitteraale zur Heilung von Lähmungen. Die amerikanischen Wilden bedienten sich auch schon des Zitteraals zur Heilung von Gicht und Kopfschmerzen, wie die Griechen des Zitterrochens. Wir erhielten einen, in einem Netze gefangenen, völlig unverletzten Zitteraal und nährten ihn mit Fleisch. Er verursachte kleinen Schildkröten und Fröschen, die, mit der Gefahr unbekannt, sich

wohl traulich auf seinen Rücken setzen wollten, nicht geringen Schreck. Die Frösche flüchteten, sobald sie wieder zur Besinnung gekommen waren, und als wir sie wieder in den Wasserzuber mit dem Aale zusammenbrachten, entsetzten sie sich schon über seinen Anblick.

26. Der Lachsfang auf der Insel Island.

Der Lachs oder Salm ist ein großer schöner Fisch, welcher die nördlichen Meere bewohnt. Sein Fang findet vom halben Juni bis zum halben August wöchentlich ein Mal Statt und geschieht auf sehr einfache Weise. Wenn die Fische nämlich in den Strom hinausgeschwommen sind, wird derselbe mit einigen leicht aufgeschichteten, ungefähr drei Fuß hohen Steinwänden durchzogen und ihnen dadurch der Rückweg zur See abgeschnitten. An dem Tage des Fanges wird dann hinter jeder Steinwand noch ein Netz aufgezogen. Man errichtet in jedesmaliger Entfernung von 80 bis 100 Schritten drei bis vier solche Wehren, damit, wenn die Fische hier entschlüpfen, sie dort wieder aufgefangen werden können. Nun läßt man das Wasser so viel als möglich ab: da schießen die armen Fische hin und und her, sie fühlen immer mehr die Abnahme des Wassers und drängen sich an die Schleusen, an deren Steinen sie sich anschlagen und verwunden. Hier ist noch die tiefste Stelle des Wassers. Dies Quartier ist aber bald so mit den glänzenden Gästen angefüllt, daß die dort aufgestellten Fischer sie ganz bequem mit den Händen herausnehmen können. Bei der ungewöhnlichen Stärke und Schnelligkeit der glatten Thiere muß der Fischer sie mit wollenen Fäustlingen behende an Kopf und Schwanz zugleich erfassen und sie an's Ufer schleudern, wo sie dann von andern Leuten aufgefangen und hastig tiefer in's Land hineingeworfen werden, damit sie nicht entschlüpfen; denn sie winden sich mit außerordentlicher Gewandtheit aus den Händen und wissen sich zu einer merkwürdigen Höhe durch die Luft fortzuschnellen, indem sie den Schwanz in's Maul nehmen. Bei jedem Fange werden in einigen Stunden zwischen fünfhundert und tausend Stück, das Stück fünf bis fünfzehn Pfund schwer erbeutet.

e. Insekten.

27. Die Verwandlung der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommenen Thieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den voll-

kommenen Thieren ist; denn der größte Theil davon ist leicht geflügelt, wie die Vögel. Ueberhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Thiere; an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Thier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Koth lebt. Auf einmal wird die Raupe krank; sie krümmt sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich noch vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie dann lange als todt, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein; da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben hervor, als das vorige war: ein schöner, bunter Schmetterling, der all' das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Koth mehr fressen mag, sondern mit seiner unendlichen langen Zunge allenfalls bloß die Thautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüthen saugt, sehr oft aber auch nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Verwandlung durch, und leben hernach zuletzt als schöne geflügelte Insekten in der Luft und durch Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser und Unrath lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben und bleiben bis an's Ende das, eine häßliche Spinne oder Laus, oder Skorpion.

Große Wunder der Natur liegen in den erwähnten wunderbaren Verwandlungen; Viel kann man sich denken, und schon die Alten haben deßhalb den Schmetterling und seine Verwandlung als Symbol oder Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet.

28. Die Raupe und ich.

Du liegest eingesargt und harrest
Des neuen Lichtes sieggewiß,
Ich harre in des Körpers Banden
Des Lichts, das mir der Herr verhieß.

Du hoffest schöne, bunte Flügel,
Zu schwingen dich auf Blum' und Blatt,
Ich hoff' ein geistig neues Leben,
Wie's mir der Herr versprochen hat.

Du ahnest warme Sommertage,
Ein süßes Schwärmen, leises Weh'n;
Ich eine Ewigkeit voll Freuden,
Ein siegreich selig Auferstehn'n.

29. Die Termiten.

Der Schaden, welchen die Ameisen in unseren Gegenden hervorbringen können, ist nicht groß und übersteigt nicht den Schaden, den sie dadurch verschaffen, daß sie die Larven schädlicher Insekten auffressen. Im Innern von Afrika und Ostindien aber gibt es eine Art Ameisen, die weißen Ameisen oder Termiten, welche in kurzer Zeit einen ungeheuern Schaden anzurichten im Stande sind. Sie bauen aus Lehm und Holzstückchen Hügel in der Form von Kegeln oder Pyramiden, welche am Grunde oft 50 bis 60 Fuß im Umfange haben und 8—12 Fuß hoch sind. Ihre Festigkeit ist so groß, daß man darauf stehen kann, ohne sie zu zerdrücken, und daß sie wochenlangem Regen widerstehen. Im Innersten der Termitenwohnung sind ein Paar größere Gemächer, wo ein Weibchen mit mehreren Männchen sich aufhalten. Das Weibchen wird, wenn es Eier legen will, außerordentlich groß und lang. Es ist flügellos und legt in kurzer Zeit eine ungeheuere Anzahl von Eiern, man sagt 80,000 in 24 Stunden. Das Männchen ist gegen einen Zoll lang und geflügelt, die aus den Eiern kommenden Larven gleichen dem ausgebildeten Männchen, sind aber flügellos. Sie sind es, welche den Bau besorgen und deßhalb Arbeiter genannt werden. Eine andere Art Larven haben einen größeren Kopf und stärkere Kiefern als die Arbeiter. Ihre Zahl ist geringer, und sie arbeiten nicht, sondern vertheidigen den Bau, man nennt sie daher Soldaten. In den übrigen Theilen des Hauses befinden sich zahllose Räume für die Eier und Vorräthe, sowie Gänge und Brücken. Wenn die Termiten sich auf irgend etwas werfen, so fressen sie es in kürzester Zeit zusammen; große Kisten voll Kleider, Bücher u. dgl. zernagen sie in wenig Stunden zu tausend und tausend Stücken. In Calcutta in Ostindien haben sie im Jahre 1814 den Palast des Generalstatthalters so unterhöhlt, daß derselbe einstürzte, und in neuerer Zeit fraßen

sie auf der Werfte von Bombay ein Linienschiff so zusammen, daß es in kleine Stücke auseinanderfiel. Diese Thiere, welche so großen Schaden anrichten können, haben gleichwohl einen gewissen Nutzen in jenen Ländern, wo alles Aas sogleich zu faulen anfängt und die Luft ungesund macht; solches verzehren die Termiten. Die Zahl derselben muß nach Millionen gerechnet werden. Sobald alle Larven und Puppen in fliegende Insekten sich verwandelt haben, so fliegt der Haufe aus seinem Baue auf und sie fallen dann auf anderen Stellen nieder. Dort dienen sie den Vögeln und anderen Thieren zur Nahrung, ja an manchen Orten werden sie selbst von den Menschen gegessen.

f. Würmer.

30. Die Purpurschnecke.

Der ehrliche Hund eines Hirten, sagt man, hat in der stachlichen Purpurschnecke, die in großer Menge an den Küstengegenden des adriatischen und Mittelmeeres vorkommt, den Purpur entdeckt, der bei den alten Völkern eine sogar hochgeachtete Farbe war. Der Hund hatte eine solche Schnecke zerbissen, und war auf einmal an der Schnauze schön roth gefärbt. Der Hirt dachte, es wäre Blut, wischte es mit Wolle ab, und die Wolle wurde so dauerhaft purpurroth gefärbt und jeden Tag immer schöner, daß der Hirt ganz aufmerksam ward, und so die Entdeckung des Purpurs in der Stachelschnecke machte. Dieser färbende Saft findet sich fast bei allen Schneckenarten in einem kleinen Beutelchen am Halse, nur hat er bei der einen schönere Farbe, als bei der andern, sieht öfters anfangs, wenn er herausfließt, grünlich aus, und wird dann erst roth. Da auch in jeder Purpurschnecke nur etliche Tröpflein sind, gehörte eine ungeheure Menge dazu, um ein Kleid damit zu färben, und eine solche Purpurfarbe war höchst theuer. Die Leute aber bezahlen das doch gerne, denn Viele haben die rothe Farbe besonders lieb, obgleich man bemerkt hat, daß sie für Menschen und Thiere etwas Feindliches und Erschreckendes hat, und z. B. ein Regiment roth gekleideter Soldaten auf Indianer einen viel furchtbareren Eindruck mache, als ein Regiment blau oder grüngekleideter. Aber manche Menschen, und besonders die schwächsten, wollen gar gerne ein Ansehen über die Anderen haben und gefürchtet sein.

31. Infusions- oder Aufgußthierchen.

Wir haben bis jetzt die merkwürdigsten von den Tausenden und aber Tausenden von Thieren kennen gelernt, welche Gott geschaffen hat; und wenn wir deren verschiedenen und oft so wunderbaren Bau betrachten, so werden wir mit Staunen erfüllt und fühlen uns gedrängt, die Weisheit und Allmacht des Schöpfers zu bewundern. Alle die genannten Thiere sind so groß, daß man sie mit bloßen Augen sehen kann; was soll man aber dazu sagen, daß es noch unzählige Thiere gibt, die so klein sind, daß man sie nur mit Hilfe künstlicher Vergrößerungsgläser zu erkennen vermag! Sollte man wohl glauben, daß in einem Tropfen Wasser oder Schleim oft kleine Thiere, die kein unbewaffnetes Auge erkennen kann, zu Tausenden leben, darin mit grosser Schnelligkeit herumschwimmen, wie in einem Meere, sich einander angreifen, sich vertheidigen, in Krieg und Streit leben oder verträglich mit einander wirthschaften, wie die größern Land- und Wasserthiere? Und doch ist es so. Die kleinsten sind so winzig, daß man sich ihrer 25 Tausend in einer Reihe gestellt denken muß, bis sie die Ausdehnung eines Zolles erreichen. Man nennt diese kleinen Geschöpfe Infusions- oder Aufgußthierchen, weil sie in größter Menge durch einen Wasseraufguß auf zerschnittenes Heu, Stroh, welke Blumen und Mehl erzeugt werden. Läßt man einen solchen Aufguß eine Zeit lang in einem warmen Zimmer stehen, und bringt dann einen Tropfen davon unter ein starkes Mikroskop, so entdeckt man eine neue Welt von Thieren. Niemand weiß sich zu erklären, wie sie entstehen; Jedermann aber kann sich von ihrem Dasein überzeugen. Doch nicht allein in solchen künstlichen Infusionen (d. h. Aufgüssen) findet sich diese unzählige Menge kleiner Geschöpfe, sondern überhaupt in allen faulenden Gewässern, Essig und schleimigen Materien; selbst in den Eismassen der Polarmeere wohnen viele Arten derselben. An Gestalt sind sie einander ganz unähnlich. Die einen gleichen bloß einem lebendigen Klumpen, die andern haben ein Schwänzchen oder sie sind behaart, oder sie besitzen eine Art Arme, wie ein Rad gestaltet. Kurz man hat durch fleißige Untersuchungen schon gegen 200 Gattungen kennen gelernt, wovon einige ein gewaltig zähes Leben haben. Sie kommen zum Theil selbst in siedendem Wasser und zu Eis gefrornen nicht um, leben auch bisweilen wieder auf, wenn sie schon Jahre lang eingetrocknet waren. Von diesen wunderbaren Geschöpfen will ich nur das Kleisterälchen, das Essigälchen, das Kugelthierchen und das Räderthierchen anführen.

B. Das Pflanzenreich.

32. Pflanze und Thier.

Die Pflanzen gleichen in vielen Dingen den Thieren. Geboren aus dem milchreichen Samen, wie das Thier aus dem Ei, saugen sie aus der Erde ihre Nahrung, und die Wurzel ist ihr Mund. Wie das Blut in den Thieren, steigen in ihnen Säfte verschiedener Art auf und ab. Sie athmen Dünste aus, wie die Thiere, und sterben ohne Nahrung oder im Uebermaaße der Hitze oder Kälte, wie die Thiere.

Gleich den Thieren scheinen Pflanzen bei einbrechender Nacht zu schlafen. Sie verschließen ihre Blumenkelche; sie legen ihre Blätter zusammen; sie erwachen nicht, bis die Sonne hervorsteigt. Aber wie unter den Thieren viele des Tages ruhen, und erst in der Nacht herumschwärmen, so sind auch manche Pflanzen beim Tage unthätig; sie wachen erst mit den Sternen auf und streuen ihre Wohlgerüche in der stillen Dämmerung aus. Manche Pflanzen verrathen sogar thierische Empfindungen. Die in Brasilien wachsende Mimose (Sinnpflanze) zieht ihre Blätter schüchtern zusammen, wenn man sie berührt, sie läßt ihre Blätter traurig niederhängen, wenn man sie schlägt, oder stark erschüttert. An den meisten Gewächsen aber bemerkt man besonders ihre Liebe zum Lichte. Welch ein wetteifernbes Gedränge der Bäume eines dichten Waldes, Theil zu haben am Sonnenlicht! Wie traurig und kränkelnd stehen die unterdrückten da, während freudig die über ihnen rauschen, deren Wipfel vom Glanz der Himmelsgestirne trinken! Wie breiten die in Zimmern und Gewächshäusern gehaltenen Pflanzen ihre Zweige, ihre Blätter nach den Fenstern hin. Es ist mehrmals bemerkt worden, wie die zur Winterszeit in Kellern aufbewahrten Gewächse im Frühlinge weite Ausläufer treiben, um Licht zu finden. So trieb eine Kartoffel, die im Winkel liegen geblieben war, ihren Ausläufer erst zwanzig Schuh weit auf den Boden hin gegen die Thür, dann rankte sie an der Wand in die Höhe und in gerader Richtung zum Lichtloch des Gewölbes. — Welche merkwürdige Aeußerungen des Pflanzensinnes!

Wie unter den meisten Thieren herrscht sichtbar auch unter den Pflanzen eine Art Geselligkeit. Sie wohnen, wo sie frei für sich leben, familienweise beisammen. Da scheinen sie dann kräftiger zu gedeihen; als wenn man sie vereinzelt; ihr Wuchs ist, besonders an Bäumen schlanker, ihre Oberfläche glänzender.

Hingegen einzeln — und freistehende Pflanzen sind zusammengedrängter, struppiger, rauher, auf Berghöhen behaarter. So wird auch der Mensch durch Geselligkeit heiterer, in seinem Aeußern gefälliger, während Einsamkeit ihn in sich gekehrter, rauher und wilder macht.

Wie es unter den Thieren solche gibt, die sich nur vom Untergang und Blut der andern ernähren, finden wir auch unter den Gewächsen mancherlei Raubpflanzen, die im Nahrungssaft oder Blut der übrigen schwelgen. Sie hängen sich ihnen an und sind überall mit Saugröhren bewaffnet. Diese dringen mit solchen in sie ein und zehren ihre Kraft aus.

So wie in den Einöden des Erdtheils Amerika die schrecklichsten Raubthiere einher wandeln, wuchern in diesen Wäldern auch die gewaltigsten Schmarotzerpflanzen. Die Lianen, mit Arm- und Schenkeldicke, umspinnen die Bäume, saugend in allen Richtungen; ja von Baum zu Baum, in einer Länge von mehr als 100 Schuh fortschleichend, schnüren sie wie starke Seile ganze Waldungen zusammen und machen sie so undurchdringlich, daß mit der Axt oft gegen hundert Bäume von ihren Wurzeln getrennt werden, und dennoch in einem Verbande mit den andern stehen bleiben. In unsern Gärten hängt die Mispel ihre aussaugenden Wurzeln zwischen die Rinde der Obstbäume und entkräftet sie; ebenso der Frauenflachs die kleineren Pflanzen, welcher wie ein Bindfaden alle umwickelt. Er wächst zwar auch aus dem Saamen der Erde auf; sobald er aber eine Pflanze erreicht hat, zieht er seine Wurzeln aus dem Boden, und wenn er eine Pflanze getödtet hat, geht er mit seinen Spitzen zur andern über, und saugt sie aus.

Doch bei allen diesen merkwürdigen Eigenheiten der Pflanzennaturen ist ihr ganzes Wesen nur ein schwaches Schattenspiel der thierischen Welt. Sie sind ohne Bewußtsein, wenn gleich nicht ohne Empfindung; sie sind ohne Willen, wenn gleich nicht ohne Triebe, die einem Wollen ähnlich scheinen.

a. Bäume.

33. Die Edeltanne.

Wie der Fürst Teutobach über alle seine Gefährten hervorragte und der König Saul eines Kopfes Länge größer war, als das übrige Volk, so zeigt auch die Edeltanne ihr edleres Blut durch ihre gewaltige Höhe, welche kein anderer Baum zu erreichen vermag. Sie ist die nordische Palme, vor ihr müßte

sich selbst die majestätische Eiche demüthigen, wenn diese nicht in der Breite mächtiger und stärker wäre; denn während die Eiche höchstens 120 Fuß hoch wird, erreicht die Tanne eine Höhe von 150 Fuß. Es ist etwas schönes und herrliches um diesen hohen, stolzen, schlanken Wuchs und man wird hingerissen zur Bewunderung jener Macht, welche aus dem kleinen geflügelten Saamenkerne, noch nicht so groß als eine Linse, eine solche Riesenpflanze zu bilden vermag. Die Menschen haben aber auch Respekt vor einer solchen Tanne und hauen sie nicht, wie die Eiche oder Buche, in Stücke, sondern nehmen ihr nur die Aeste, damit sie glatt und schlank dastehen möge als ein kräftiger Mastbaum, der den Meeresstürmen widersteht und das schwere Segel zu tragen vermag. Freilich widerfährt solche Ehre nur den höchsten Bäumen, und die minder ausgezeichneten müssen es sich schon gefallen lassen, daß man sie zu Brettern zersägt und in eine Tischler- oder Drechsler-Werkstätte bringt. Aber der Handwerker merkt es sogleich, daß er das edelste Fichtenholz vor sich hat, denn das Holz der Edeltanne ist bei weitem weißer, leichter, biegsamer, als das Holz ihrer bürgerlichen Schwester, der Rothtanne, oder ihrer gemeinen Muhme der Kiefer. Als ein vornehmer Mann mag die Edeltanne nicht gerne in der Tiefebene bleiben und sucht die höhere reinere Luft der Berge; fordert jedoch immer einen trockenen, fruchtbaren Boden, während die Rothtanne sich mit steinigem Erdreich begnügt und die Kiefer gar mit dem Sande zufrieden ist. Auch die Nadeln sind bei der Edeltanne am schönsten; glatt, flach an der Spitze, zierlich ausgerandet, haben sie auf der Unterseite zwei weißliche Längenlinien, die ihnen einen weißlichen Silberschimmer verleihen, der zu dem Dunkelgrün der Oberfläche einen schönen Gegensatz bildet. Man hat deßhalb den Baum mit Recht Weißtanne oder Silbertanne genannt.

Festgewurzelt in ihrem Boden, wie die Eiche, steht sie und läßt ruhig die Stürme und Wetter ihr Haupt umtosen, der heftigste Windstoß mag ihr ein Zweiglein rauben, aber der Stamm bleibt fest und unerschüttert. Und würde man es diesem starren und starken, rauhen und stolzen Stamme ansehen, daß er sich biegsam zur Schachtel formen ließe, um das Eigenthum des Menscheu zu bewahren, und daß er voller musikalischer Anlage sei und in unsern Klavieren und Geigen Musik machen helfe? Der weiche, schmiegsame, dünne Resonanzboden im Klaviere ist von der Tanne genommen, und wenn sie nicht dazu hilfe, die schwingenden Saiten tönen zu lassen und selber mit zu schwingen, würden die Töne dieses Instrumentes nicht so angenehm dein Ohr berühren.

34. Die Ceder.

Die Ceder, die besonders auf dem Libanon wächst, ist ein Nadelbaum, unserem Lärchenbaume sehr ähnlich. Die Nadeln, welche auch im Winter grünen, sind steif; die Zapfen sind eirund. Das Holz des Baumes hat schönes Ansehen, denn es ist roth gestreift, sehr fest, wird von keinem Wurm gefressen und eignet sich daher vorzüglich zum Bau der Häuser. Reisende haben auf der nordöstlichen Seite 8—900 Cedern gefunden, worunter einige sehr alte waren, deren Stamm im Umfange über 20 Fuß enthielt. Der Cedernbaum ist der edelste Baum unter allen Nadelholzbäumen, wird ungemein alt und hat das edelste, dauerhafteste Holz, gibt auch den schönsten, dichtesten Schatten.

Jahrtausende verschwanden,
Seitdem ich, allbekannt
Auf Libanon gestanden,
Ein Held im Sonnenbrand.
Der stolzeste der Bäume,
Blüh' ich stets unentlaubt,
Und tauch' in Aetherräume
Mein grüngekröntes Haupt.

35. Der Kaffeebaum.

Als ursprüngliches Vaterland des Kaffeebaums wird theils Arabien, theils Abyssinien angegeben. Aus Arabien brachten ihn die Holländer 1690 nach Java und bald darauf nach Ceylon. Die Höhe des Kaffeebaumes beträgt etwa 18 Fuß. Er soll in seiner Gestalt unsern Aepfelbäumen gleichen. Seine Rinde ist weißlich, die Zweige stehen einander gegenüber und laufen pyramidenförmig empor. Das Blatt von 4 Zoll Größe soll dem Citronenblatt gleichen und die weiße Blüthe, die dicht am Grunde des Blattes hervortritt, einen balsamischen Duft verbreiten. Aus dieser entsteht nun die grüne Beere, die bald darauf roth und endlich bei ihrer Reife bräunlich wird. Sie enthält innerhalb ihres kirschenähnlichen Fleisches zwei aneinander liegende Kerne, die Kaffeebohnen, welche noch ein eigenes pergamentartiges Häutchen einschließt. Man zieht den Kaffeebaum mehr aus jungen Pflanzen als aus Samen. Im dritten Jahre, wo die Bäume gegen 6 Fuß Höhe erreichen und zu tragen pflegen, werden sie gekappt, im sechsten Jahre erreichen sie ihre Vollkommenheit und dauern 30 Jahre. Da der Baum zu jeder Jahreszeit Blüthen und Früchte hat, so gibt es oft dreierlei Ernten, wovon jedoch die im Frühlinge die reichste ist. Man schüttelt dann, wie bei uns, die reifen Früchte von den Bäumen herab, fängt sie in untergebreiteten Tüchern auf und setzt sie dann auf Matten in die Sonne, bis sie völlig getrocknet sind.

Die Bohnen von den Schaalen zu sondern, bedienen sich die Araber einer Art von Handmühlen mit gefurchten Mühlsteinen, mittelst welcher ein einziger Arbeiter täglich 90 Pfund Bohnen aushülsen kann. Die abgehülsten trockenen Schaalen werden dort gleichfalls gekocht und zu einem Tranke bereitet. Man treibt einen beträchtlichen Handel mit dem Kaffee, und es gibt Sorten von dem verschiedensten Werthe. Der in Arabien gewonnene gilt für den vorzüglichsten, vielleicht daß die Behandlung, welche ihm dort zu Theil wird, die günstigste für den Wohlgeschmack ist; in Westindien mag man weniger umständlich und sorgfältig mit demselben verfahren. Die bläuliche Farbe unserer Kaffeebohnen soll ein Beweis davon sein. Auch trägt das Verpacken und Verschiffen mit andern Waaren oft viel dazu bei, die würzige Kraft des Kaffee zu vermindern. Dessen ungeachtet wird er von den Europäern nur zu sehr geliebt, und der Vornehmste und der Geringste glaubt den braunen Trank des Morgenlandes nicht mehr entbehren zu können.

36. Der Kuhbaum.

Der berühmte Reisende Alexander von Humboldt erzählt: Auf der Rückreise von Porto Cabello nach Valenzia (beide Städte in Südamerika und ehemals den Spaniern gehörig) schlugen wir einen andern Weg ein, um den Kuhbaum kennen zu lernen, über den wir viel gehört hatten. Man versicherte uns, die Neger der Meiereien, welche die Milch von diesem Baume tränken, hielten sie für eine sehr gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen z. B. die der Wolfsmilch, scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns die Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung lehrte uns aber, daß der Kuhbaum hievon eine Ausnahme mache. Der Kuhbaum gehört zu den schönsten Bäumen, hat die Gestalt eines Sternapfelbaumes, zehn Zoll lange, zugespitzte, zähe, abwechselnd stehende Blätter, und eine fleischige Frucht, worin sich eine oder zwei Nüsse befinden. Macht man in den Stamm dieses Baumes Einschnitte, so fließt eine klebrige, vollkommen wohlschmeckende und angenehm riechende Milch in großer Menge hervor. Man reichte uns solche in weiten Kürbisflaschen, die an dem Kürbisflaschenbaume wachsen, und wir genossen davon große Massen Abends und Morgens, ohne irgend eine nachtheilige Wirkung zu spüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas weniger angenehm, als die Kuhmilch. Man trinkt dieselbe gewöhnlich, indem man Maisbrod eintaucht. Der Ver-

walter der Meierei versicherte uns, daß die Sklaven von dieser Milch zusehends fetter würden. Steht die Milch in freier Luft, so bilden sich auf ihrer Oberfläche gelbliche faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Die Häute sind elastisch, wie das Federharz. Man nennt die Massen Käse, und sie werden in 5—6 Tagen sauer. Ich gestehe, daß nur wenige Sachen einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht haben, als der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, und Alles, was das Getreide angeht, erregte eine Theilnahme, die nicht allein auf dem Werthe dieser Dinge, sondern auf manchen früher gehabten Vorstellungen und Gefühlen beruht. Wir sind gewohnt, die Milch uns nur in Brüsten und Eutern zu denken; hier aber sahen wir eine plötzliche und andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhange eines Felsens wächst ein Baum mit dürren, zähen Blättern. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befruchtet ihn kein erquickender Regen; die Aeste scheinen darum abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde, nährende Milch, wovon er bei Sonnenaufgang die meiste gibt. Es kommen alsdann die Bewohner von allen Seiten mit ihren großen Näpfen zu dieser gemeinschaftlichen Kuh und melken sie. Manche trinken gleich den duftenden Saft aus, andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken.

Auch der Melonen- und der Federharzbaum haben einen der Milch des Kuhbaumes ähnlichen Saft; allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Pflanzensaft, als der des Kuhbaums. In Amerika liefert der Kuhbaum Milch, in Afrika der Butterbaum Butter, welche dauerhafter, weißer, fester und schmackhafter ist, als die beste Kuhbutter.

37. Der Hemdenbaum.

Daß es Gegenden gibt, in denen Brod und Milch und Butter auf den Bäumen wachsen, verdient unstreitig unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung; ebenso sehr aber auch, daß Hemden auf Bäumen wachsen und sogar Hauben von ihnen geschüttelt werden können. — Ueberall bringen sich uns die Spuren der waltenden göttlichen Vorsehung auf. In Südamerika gibt es nämlich einen Baum, welcher 50 Fuß hoch wächst. Von diesem schneiden die Indianer cylindrische Stücke ab, welche 2 Fuß im Durchmesser halten, trennen davon die rothe faserige Rinde und hüten sich dabei sehr vor Längenschnitten, damit die

Rinde ganz bleibt. Diese gewährt eine Art Kleidung, die einem Sack ohne Nath aus grobem Zeuge gleicht. Die obere Oeffnung dient für den Kopf, und für die Arme werden Seitenöffnungen gemacht. Die Eingebornen tragen diese Säcke als Hemden unter dem Namen Marina-Hemden, besonders während der großen Regenzeit. So wie nun hier Hemden auf den Bäumen wachsen, so kann man auch Hauben von denselben schütteln, indem die Blumenscheiden einiger Palmenarten ein weitmaschiges, gegen die Sonne schützendes Gewebe liefern, das, wie es da ist, gerade auf den Kopf zu passen pflegt.

38. Lobrede auf das Laub.

Jedermann redet gern von dem, was er liebt, und bemüht sich, dessen Vorzüge und Annehmlichkeiten in das möglichst hellste Licht zu setzen. Auch ich will es heute mit meinem Lieblingsgegenstande aus der Natur, mit dem Laube der verschiedenen Gewächse machen. Was ich liefere, sind Betrachtungen, die ich in den letzteren schönen Maitagen angestellt habe, wenn ich durch das junge Grün des Waldes ging. Die Blätter sind erstlich für die Pflanze selbst ein sehr wichtiger Theil. Sie sind Werkzeuge zum Athmenholen für sie, durch die sie Wasser, Luft und Licht einsaugt und Aehnliches wieder von sich gibt. Sie schützen bei manchen Gewächsen deren Wurzel und das Land umher vor den austrocknenden Sonnenstrahlen, und bewahren dort die nöthige Feuchtigkeit. Selbst heruntergefallen, nützen sie noch dem Mutterstamme, indem sie seinen Fuß gegen des Winters Kälte decken und, endlich verweset, die fruchtbare Gartenerde bilden helfen, welche dem Pflanzenwuchse so förderlich ist. Und wie freuet sich des Laubes die ganze thierische Schöpfung! Eine unübersehbare Anzahl von lebendigen Wesen nährt sich mit diesem Theile der Pflanzen, von der Raupe und dem Käfer an, bis zu der Kuh und dem Pferde, denen Gras und Klee von der Wiese, oder zu dem Elephanten, dem der ganze Pisangbaum als Futter dient. Ein anderer Theil sucht im Sommer unter den Blättern Schutz vor Wind, Regen und Sonnenhitze, oder vor verfolgenden Feinden, und birgt sich im Winter im dürren Laube vor der Kälte. Ja, der Schneidervogel in Indien näht aus zwei Blättern sein ganzes zartes Nest zusammen! Vor allem aber weiß der Mensch, wie alle Theile der Natur, so auch diesen, zu seinem Vortheile und zu seinem Vergnügen anzuwenden. Auch er benützt zuvörderst die Blätter einzelner Pflanzen zur wohlfeilen, wohlschmeckenden und gesunden Nahrung; sei es, daß

er sie roh als Salat, oder gekocht als Kohl verspeist. Ein Aufguß auf Theeblätter, gibt jenes bekannte warme Getränk. Als Gewürz dienen: die Blätter des Sauerampfers, des Lauchs und anderer; einige werden, den Gaumen zu reizen, gekauet, andere verbrannt und nur der Rauch eingesogen, wie der Betel und der Tabak. Ferner liefert dieser Pflanzentheil manche Arznei, die Wilden heilen Wunden durch gewisse zerkaute Blätter, und auch der europäische Arzt legt Wallnußblätter auf offene Schäden. Besonders aber bereitet der Apotheker aus den Blättern des Wermuths, der Münze, des Fieberklees, der Senna und anderer: Decocte, Extrakte und Tränke der heilsamsten Art. Bedeckung und Obdachung begehren wir freilich von dem Laube nur gegen Sonne und Regen; aber in der heißen Zone bildet man auch ordentliche Dächer aus Palmblättern, und wenn das Blatt des Maulbeerbaumes nicht den Seidenwurm nährte, so würden wir wenigstens dessen Gespinnst entbehren. Außerdem dient unser Gegenstand dem Menschen noch zu mancherlei nützlichen Zwecken. Einige Blätter, wie die der Birke, des Ginsters, der Färbeflechte, geben Farben; die der Weinpalme dienen dem Bewohner der Küste Malabar zum Schreiben, und unser Landmann holt im Herbste das dürre Laub aus dem Walde zur Streu für das Vieh. Jedoch auch ohne diese Rücksicht auf körperliche Benützung würde das Laub eines der interessantesten Naturerzeugnisse sein. Im Einzelnen betrachtet, setzt es den Beobachter in Erstaunen durch seine höchst verschiedenartige Gestalt und Farbe, durch seinen künstlichen Bau und seinen mannigfaltigen Geruch. In ganzen Massen genommen, erscheint es uns als die alleranmuthigste Zierde, welche der Schöpfer der Oberfläche der Erde geben konnte. Das frisch entsprossene Grün des Frühlings, welches Wiese, Acker und Wald unter dem blauen Himmel bedeckt, im Scheine der Sonne gesehen, läßt wohl selten einen Menschen ganz kalt und besonders die Laubhallen des Waldes mit ihrer grünen Dämmerung, ihrer Kühlung, ihrem Dufte, ihrem lieblichen Säuseln! — Nein, wir Menschen können Gott nicht genug für diese herrliche Gabe danken!

b. Sträucher.

39. Der Weinbau in Palästina.

Auch seines, durch viele Berge und Hügel so sehr begünstigten Weinbaues halber, hatte Palästina einen vorzüglichen Namen. Daraus erklärt sich, warum die Propheten und auch

Jesus so viele Bilder und Gleichnisse vom Weinstocke und seiner Cultur hernahmen. Die Weingärten wurden meistens an abhängigen Anhöhen, oder auch in flachen Thälern angelegt, und die Weinstöcke ließ man entweder auf dem Boden hinranken oder zog sie aufrecht an Pfählen, Geländern und Bäumen. Einen solchen Weingarten umgab man mit Zäunen oder Mauern, um ihn vor den Verwüstungen der wilden Thiere zu schützen, und legte Thürme oder Wachthäuser in demselben an, die nicht nur zum Aufenthalte der Wächter, sondern auch zum Vergnügen des Besitzers dienten. Die Behandlung des Weinstockes und die Bearbeitung seines Bodens war übrigens wie bei uns. Bereits im Juni und Juli hatte man reife Trauben, und die Stöcke trugen, bei gehöriger Pflege, dreimal Früchte; aber im September begannen eigentlich erst die ungemein fröhlichen Tage der Weinlese. Die Trauben wurden unter frohem Gesange abgenommen, ihre Beeren entweder getrocknet und so als süße Speise zum künftigen Genusse aufbewahrt, oder in die Keltern gebracht und ausgepreßt. Der Most wurde in irdene Krüge oder, besonders zum weiteren Versenden, in neue, lederne Schläuche gefüllt, die seiner Gährungskraft zu widerstehen vermochten. Auch aus den getrockneten Beeren bereitete man dadurch, daß man sie einige Zeit in Wein legte und sie dann ausdrückte, eine Art von Ausbruch oder sogenannten süßen Wein, der sehr berauschend war. Ein großer Theil des Mostes wurde auch durch Einkochen in einen trefflichen Syrup verwandelt. Die Weintrauben waren und sind noch jetzt gegen die unsrigen von ungeheuerer Größe, hatten oft 12—14 Pfund am Gewichte, und Beeren, die unsern Pflaumen glichen, daher die hebräischen Kundschafter eine derselben aus dem Traubenthale auf einer Stange mit sich forttragen mußten. Vorzüglich beliebt war im jüdischen Lande der rothe Wein, daher sein Saft, Traubenblut genannt, die Kleider der Keltertreter roth färbte. Gewiß bediente sich auch Jesus bei Einsetzung des heil. Abendmahles des rothen Weines. Noch jetzt, unter der Herrschaft der Türken, welche bekanntlich aus religiösen Grundsätzen Feinde des Weines sind, wird der Weinbau in Palästina doch nicht ganz vernachlässigt. Noch jetzt werden die Trauben entweder getrocknet und als Rosinen oder Zibeben ausgeführt, oder auch zu Most und Wein gemacht.

40. Die erste Pflanzung des Weinstockes.

Als Vater Noah den ersten Rebenstock geflanzt hatte, kam ein guter Geist und begoss ihn mit freundlichem Gesichte

mit dem Blute eines Lammes. Ein böser Geist trat nach ihm hinzu, grinste und tränkte die Pflanze mit dem Blute eines Löwen und sodann auch mit dem Blute eines Schweines.

Darum, sagt die arabische Fabel, ist der Mensch beim ersten Becher Wein sanft und mild und heiter wie das Lamm; beim zweiten wild und unbändig wüthend wie der Löwe und beim dritten wird er viehisch wie das Schwein.

41. Der Pfeffer.

Der Pfeffer wächst freilich, wie schon das alte Sprichwort sagt, gar weit von uns, ist aber den Reichen wie den Armen ein so nützliches und fast täglich zu gebrauchendes Gewürz, daß wir ihn doch erwähnen wollen, ob er gleich so ferne hergeholt werden muß. Ist es doch so gar gut und weise eingerichtet, daß der Mensch so Vieles, was er nöthig braucht oder auch nicht nöthig braucht, und nur gerne haben möchte, nicht um sich hat, sondern aus fernen Ländern holen muß. Denn dadurch hat ein Volk das andere kennen gelernt, und die Europäer haben den andern armen unwissenden Völkern zwar viel Böses, aber zuletzt auch das Christenthum mitgebracht.

Der Pfefferstrauch schlingt sich wie Hopfen, hat seine Blüthchen und Früchtchen in einer Art von Aehre und Träublein beisammen, und seine Früchte sind Beeren. Er wächst in Ostindien, in Ländern, wohin die Reise zu Schiffe fast ein halbes Jahr lang dauert, und die ersten Europäer, die ihn dort sahen, freuten sich gar sehr, daß sie doch nun auch einmal den Pfeffer hatten wachsen sehen. Er verlangt ein sehr heißes Land zu seinem Gedeihen.

Die weißen, sowie die schwarzen Pfefferkörner sind beides die Beeren von einer und derselben Art von Pfeffer. Der schwarze Pfeffer ist die noch unreife und darum auch so runzelig aussehende und scharfschmeckende Beere; der weiße ist die ganz reife, die man so lange in Wasser und Essig weicht, bis die Haut mürbe wird, die man dann heruntertreibt und nun die Beere trocknet. Einige weiße Pfefferkörner, die man früh nüchtern ganz verschluckt, sind oftmals ein gar trefflich Hausmittel gegen mancherlei Magenbeschwerden, selbst gegen den angehenden Magenkrampf. Der weiße Pfeffer hat, eben weil er reif ist, bei Weitem nicht die Schärfe, die der unreife schwarze Pfeffer hat.

c. Kräuter.

42. Die Lilie auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt?
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid
Mit goldnem Staub besä't,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus dem schwarzen Grund,
Hat liebend auf dich Acht;
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknet's in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht,
Du bist zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht!

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch;
Du denkst: der hohe Herr der Welt,
Besorgt sein Blümchen auch.

43. Vergißmeinnichts=Name.

Als der liebe Gott Himmel und Erde erschaffen und Alles was auf Erde ist, da benannte er auch die Pflanzen. Und es kamen Blumen von mancherlei Art, die der Herr bedeutungsvoll nach ihrem Namen benannte. Aber, fügte er hinzu, gedenket des Namens, den euch der Herr, euer Gott, gegeben.

Siehe, da kam bald darauf ein Blümlein, angethan mit der Farbe des Himmels, bläulich schimmernd und gelb und fragte: „Herr, wie hast du mich genannt? Ich habe meinen Namen vergessen.“

Und der Herr sprach: „Vergißmeinnicht!“ — Da schämte sich das Blümlein und zog sich zurück an den stillen Bach in das dunkle Gebüsch, zur Einsamkeit und trauerte. Wenn es aber Jemand sucht und pflückt, dann ruft es ihm zu: „Vergißmeinnicht!“

44. Das Stiefmütterchen.

Das Stiefmütterchen zu beschreiben, dürfte hier nicht nur ein unnützes, sondern selbst ein thörichtes Geschäft sein; denn wer kennt wohl nicht dieses Mode-Ziergewächs unserer Tage, welches mit Rücksicht auf die herrlichen Kronen fast in zahllosen Spielarten erscheint? So beschäftige uns denn allein sein medizinischer Gebrauch. Das Stiefmütterchen ist, weil es so ausgezeichnet auf die Haut wirkt, bei langwierigen Hautausschlägen eines der vorzüglichsten Mittel. Wer es in jenen Krankheiten bei Kindern unter drei Jahren gebrauchen will, koch' ein halbes bis ein ganzes Quentchen des getrockneten Krautes mit soviel Wasser, als 2 gewöhnliche Obertassen fassen können, einigemal auf, vermische dann den dadurch erhaltenen Absud mit einer Tasse Milch und laß ihn nun den Tag über in getheilten Gaben trinken. Bei Kindern zwischen fünf und zehn Jahren kann man schon ein bis zwei Quentchen nehmen, also jene erstere Gabe verdoppeln. Durch den Gebrauch dieses Mittels wird der Ausschlag nicht nur stärker hervorbrechen, sondern auch leichter wieder abtrocknen. Ganz besonders wendet man das Stiefmütterchen bei Flechten, Kopfgrind und dem sogenannten Milchschorf oder Ansprunge, auch einem Ausschlage der Kinder, mit großem Erfolge innerlich und äußerlich an, ja bei dem Milchschorfe soll es alle Arzneimittel übertreffen. — Je frischer übrigens das Kraut ist, desto kräftiger ist es auch; nicht selten liegt der Grund der Unwirksamkeit allein in seinem Alter.

45. Die Schafgarbe.

Bei den Landleuten steht die Schafgarbe von jeher, und gewiß nicht mit Unrecht (ihre Kräfte sollten überhaupt noch mehr untersucht werden,) in großem Ansehen. Sie benutzen z. B. die Blätter als Thee, essen sie nach Art gewöhnlicher Gemüse, und mischen sie wohl auch, damit das Bier berauschende Kräfte erhalte, dem Hopfen bei; sie zählen sie ferner zu den Futterpflanzen erster Klasse, und sehen sie auf ihren Wiesen und Grasplätzen noch außerdem sehr gerne, weil sie gegen den

zu üppigen Wachsthum des Mooses ein vortreffliches Mittel abgibt; sie wissen endlich, daß fast alle Theile derselben, besonders aber die Blätter und Blüthenköpfchen, einen gewürzreichen, etwas kampherartigen Geschmack haben, auflösend, krampfstillend und schweißtreibend sind, und daher bei Krämpfen, Blutspucken, Schwäche der Verdauungsorgane, ja wohl auch bei Schlaffheit und Verschleimung der Lungen mit vielem Erfolge angewandt werden. Als Hauptmittel dient sie bei nicht entzündlichen Brustkrankheiten und liefert, mit Mistel, Gundermann und Ehrenpreis, ebenfalls drei arzneilichen Pflanzen, verbunden, einen der kräftigsten Theeaufgüsse. Gewöhnlich wendet man sie in einem Absude an. Man nimmt hiezu etwa eine Hand voll des getrockneten und zerschnittenen Krautes oder der getrockneten Blüthen, kocht es mit 6 bis 8 Tassen Wasser, und läßt dann diese Flüssigkeit, nachdem sie durchgeseiht worden ist, als tägliche Gabe tassenweise trinken.

46. Der Stechapfel.

Der Stechapfel wächst überall wild an Wegen und auf dem Schutte. Die Früchte gleichen an Größe den Wallnüssen oder Roßkastanien und sind mit scharfen Stacheln besetzt, woher die Pflanze auch ihren Namen hat. Alle Theile desselben: Kraut, Blumen, Wurzel, vorzüglich aber der Same, haben für die Gesundheit des Menschen sehr schädliche Eigenschaften. Der stinkende Geruch derselben macht schon Kopfschmerz und Schwindel. Der unvorsichtige Genuß davon verursacht sogleich Berauschung, Taubheit oder Blindheit, Wahnsinn und zuletzt den Tod.

47. Die Tollkirsche.

Die gefährlichste Giftpflanze ist die Tollkirsche, deren reife Beeren im Spätsommer eine schöne glänzend schwarzblaue Farbe haben und einer Kirsche ähnlich sind, auch süßlich schmecken und deßhalb von Kindern leicht genossen werden. Die Tollkirsche heißt auch Belladonna, zu deutsch „schöne Frau,“ welcher Name davon herrührt, daß die Frauen in Italien vormals eine Gesichtsschminke aus den Beeren bereitet haben, gewiß ein gefährliches Mittel, wozu nur die grenzenlose Eitelkeit der Frauen hat greifen können! Die Tollkirsche findet sich in Bergwaldungen mit gutem Boden, und wächst in manchen Alpenwäldern so häufig, daß die Beeren schäffelweise gesammelt und zu Brennöl benützt werden. Gewöhnlich wird die Pflanze 3—4 Fuß hoch, in

gutem Boden aber auch 6—8 Fuß, und ist über und über bedeckt mit ihren lockenden Beeren. Die Pflanze hat oft das Aussehen eines kleinen Strauches mit reichlicher großblättriger Belaubung. Die Blätter haben eine trübgrüne Farbe, und sind unangenehm fettig anzufühlen; sie stehen meist paarweise nebeneinander, das eine halb so klein, als das andere. Die rothbraunen glockigen, nickenden Blumen haben ein trübes, verdächtiges Aussehen.

Hat sich Jemand verleiten lassen, Tollkirschen zu essen, was gleich bemerkt werden kann, weil Hände, Mund und Zähne vom Safte derselben sich blauroth färben, so sende man vor allen Dingen sogleich nach dem nächsten Arzte und bereite ohne Verzug starken schwarzen Kaffee und gebe denselben dem Unglücklichen in großer Menge ohne Zucker zu trinken. Vorher muß man aber das Erbrechen durch Kitzel im Gaumen mit einer Feder zu befördern suchen. Auf den Kaffee lasse man Essig in Menge folgen, bis der Arzt kommt.

Der Genuß der Tollkirsche bewirkt Schwäche des Gesichts, Erweitung der Augäpfel, Krampfanfälle, Betäubung, Schwäche und endlich den Tod.

d. Gräser.

48. Die Getreidearten.

Jede Zone hat ihr eigenthümliches Getreide. In Europa und dem nördlichen Asien wird Roggen, Weizen, Dinkel, Gerste und Hafer gebaut, im Süden von Europa und im ganzen übrigen Asien Reiß und Hirse, in Afrika die Mohrenhirse und einige andere Hirsearten; in Amerika Welschkorn, welches sich von da aus nach der alten Welt verbreitet hat. Unser Getreide stammt höchst wahrscheinlich aus Mittelasien, aus der Gegend des Euphrats, wo man am wenigsten Weizen, Dinkel und Gerste wild findet.

Obschon der Weizen in wärmeren Gegenden am besten gedeiht, so sät man ihn doch bis zum 60° nördlicher Breite; in ganz heißen Ländern gedeiht er nicht, außer auf Bergen, deren Temperatur unsern Gegenden entspricht. Es gibt in der Nähe des Aequators noch Weizenfelder in der Höhe von 10,000 Fuß. Bei uns treibt ein Korn gewöhnlich nur eine Aehre, und gibt mithin nur 6fältig; in Mexiko 24fältig.

Der Dinkel wird mehr in südlichen Gegenden gebaut, z. B. in Italien und Griechenland, selbst schon in den ältesten Zeiten.

Bei uns ist das allgemeinste Getreide der Roggen, woraus vorzüglich Brod gebacken wird; die Gerste gehört den nördlichen Gegenden an, wird aber fast blos zu Bier verbraucht; der Hafer wächst auf dem schlechtern und kältern Boden, daher auf den Bergen, und dient zum Pferdefutter. Die Alten scheinen ihn nicht gekannt zu haben; sie fütterten die Pferde mit Gerste.

Der Hirse kommt mehr im südlichen und östlichen Europa vor, desgleichen in China, Japan und Ostindien. Der Schwaden wächst in Schlesien und Polen an Ufern und auf feuchten Wiesen, in solcher Menge, daß er geschnitten und als Grütze in den Handel gebracht wird. Man gibt sich nicht die Mühe, denselben anzubauen.

Der Reiß ist das Hauptgetreide im südlichen Asien, und ist von da nach dem Mittelmeere gewandert, um das er nun ebenfalls sehr häufig gebaut wird; ebenso in Amerika. Er wird zu Brod, Grütze, allerlei Mehlspeisen, und zu Branntwein (dem Arak) verwendet. In Indien hat man Sumpf- und Bergreiß. Die Felder für den erstern werden vertieft, damit man sie unter Wasser setzen kann. Es ist merkwürdig, daß die jungen Schößlinge verpflanzt werden. In 3—4 Monaten ist er reif. Der Bergreiß wird wirklich auf trockenem Boden und auf Bergen gepflanzt, wo man Reute gebrannt hat. Er bringt 40fältig, der Sumpfreis sogar 100fältig.

Das Welschkorn oder der Mais (türk. Weizen) stammt aus dem heißen Amerika, wo es schon bei dessen Entdeckung angepflanzt wurde; es bringt 200—400fältig; in Californien, unter 30°, nur 70fältig. Man verwendet es zu Brod, Gemüse und Mastfutter für Rindvieh und Schweine; gegenwärtig fängt man aber in Amerika an, den Weizen zum Backen des Brodes vorzuziehen. Der Anbau dieses nützlichen Korns kam bald nach Europa, Afrika und Asien, bei uns aber wird es nur im südlichen Deutschland mit Erfolg gebaut. Man setzt es auf den sogenannten Sommerfeldern schrittweit von einander in Löcher oder Rudden, wie die Erdäpfel und Bohnen. Die Aehren sind große Kolben, welche abgebrochen, abgezogen und an Schnürren unter die Dächer zum Trocknen aufgehängt werden. Die Körner, viel größer als Erbsen, sind gewöhnlich gelb; es gibt aber auch rothe und blaue. In Mexiko gewinnt man jahrlich 16 Millionen Zentner; bei einer Bevölkerung von 5,000,000 kommen also auf jeden Menschen 3 Zentner. Es wird daher dem Vieh viel gefüttert. Man macht auch in Peru eine Art Weißbier daraus, unter dem Namen Chicha. Aus dem Zucker der Stengel bereitet man in Mexiko den Branntwein Pulqua.

Die Mohrenhirse oder das Negerkorn ist das eigentliche Getreide von Afrika, wird aber auch im südlichen Europa und Asien gebaut, und sowohl zu Brod, täglich aber zu Grütze unter dem Namen Cuscussu gebraucht.

Obschon der Buchweizen oder das Heidekorn nicht zu den Grasarten gehört, so muß man es seinem Gebrauche nach zum Getreide rechnen. Es scheint aus der Mongolei und Sibirien zu stammen, wird aber auch in Polen und im östlichen Deutschland angebaut, meistens zu Grütze, jedoch auch zu Brod, welches aber sehr schwarz ist.

Im südlichen Amerika gibt es eine ähnliche Pflanze mit Namen Quinoa, eine Art Melde, welche auf den Hochebenen von Peru angebaut wird, wo kein anderes Getreide mehr wächst. Sie wird 3—4′ hoch, und ihre Samen werden allgemein von der ärmeren Volksklasse zu Brei, Chokolade und einer Art Branntwein verwendet. Sie ist daselbst mit den Erdäpfeln fast die einzige Nahrungspflanze. Ihre Blätter werden überdieß als Gemüse, wie Spinat benützt.

Auf den Hochebenen des Himalaya wird auch der Mehl-Amarant zu ähnlichen Zwecken angebaut.

49. Das Gras.

Wunderbar fröhlich wird es mir im Herzen, wenn ich einen schönen Rasen sehe. Es ist unbeschreiblich, wie ich das grüne Gras liebe; keine Pflanze, keine Blume liebe ich so herzig, so mit wahrer Seelenfreude, als das grüne Gras. Zuweilen kann ich gar nicht müde werden es anzusehen und mich daran zu ergötzen, und wenn ich es ansehe, dann freue ich mich recht, daß ich auf der Erde bin. — Ein grasreicher Boden und ein blauer Himmel — das ist meine höchste Herrlichkeit.

Es ist nicht bloß das frische, dem Auge so erquickliche Grün, die Farbe der Hoffnung, die ich an dem Grase liebe. Es sprießt so üppig; der Segen des Himmels ist so recht sichtbar an ihm; es ist in so reicher Fülle vorhanden; wo nichts Anderes mehr fortkommt, da gedeiht doch oft das Gras noch, ein Bild des wohlthätigen Ueberflußes und ein Pfand jener milden Gabe der Natur.

Das Gras erfrischt sich zuerst und am meisten, wenn nach langer Dürre die fruchtbaren Tropfen fallen. Vor allem Andern ergrünt im Frühlinge das Gras. Das erste grüne Gras, an warmen, quelligen Plätzen, wie erfreut es bis ins innerste Herz.

Die Perlen des Thaues glänzen am zahlreichsten im grünen Grase.

Das Gras bekleidet so freundlich die mütterliche Erde. Wo nur Gras wächst, fühle ich mich daheim, selbst geschieden von Allem, was mich sonst vertraulich umgibt. Wo kein Gras wächst, o, wie öde und traurig! Was auch immer die Kunst da gethan habe, der Fluch scheint auf den Stellen zu ruhen, wo kein Gras gedeiht. Das weiche Gras bettet sich dem Müden, der keine andere Ruhestätte hat, zum erquickenden Schlummer. Aus dem Grase blinken die lieblichen Quellen; durch blumenreiches Gras rieseln die fröhlichen Bäche, und die holdesten Kinder der Natur blühen im Grase. In der Jugend war das Gras mir Spiel- und Tummelplatz. Im Grase pflückte ich die Blume. Das Gras bedeckt auch die Gräber meiner lieben Verstorbenen; und o, wie werth ist es mir da! Unter den begrasten Hügeln muß es sanft sich ruhen. Einst auf mein Grab — keine Blumen, nur ein Kreuz und grünes Gras, dieses Bild des Lebens und der Hoffnung!

e. Schwämme.

50. Der Badeschwamm.

Als fast ein unentschiedenes Mittelding zwischen Thier und Pflanzenreich steht an der Grenze dieser beiden Reiche der Seeschwamm oder Badeschwamm. Er findet sich häufig an den östlicheren Inseln und Buchten des Mittelmeeres und wird von den Tauchern aus der Tiefe heraus geholt. Im frischen Zustande sind seine Löcher mit organischer Gallerte gefüllt, von der man ihn ganz sorgfältig reinigen muß, wenn er nicht faulen soll. Manche Beobachter wollten an dieser gestaltlosen Gallerte ein schwaches thierisches Zucken wahrgenommen haben, wenn man das Gewächs frisch aus dem Meere herausbrachte.

51. Die Trüffeln.

Die Trüffeln machen ein eigenes Geschlecht von vier Gattungen aus. Es sind runde, fleischige Körper, mit einer markartigen Substanz, welche von Adern durchzogen ist. Hievon heißt eine Gattung die wahre oder eigentliche Trüffel. An Gestalt gleicht diese dem Bovist, denn sie ist rundlich und dicht, äußerlich aber warzig und ohne Wurzel. Man findet sie von der Größe einer Erbse bis zu der eines Apfels in lockerem, aus

Sand und Lehm gemischten Boden in Laubwäldern hie und da in Deutschland, Italien und andern Ländern unter der Oberfläche der Erde. Sie riechen meistens knoblauchartig und haben bald eine braune, schwärzliche, aschgraue, bald eine weiße, weißgelbliche oder weißröthliche Farbe. Die Leckermäuler hielten sie von jeher für eine der größten Delikatessen und bezahlten ehemals das Pfund zu 6 bis 8 Thaler. Um sie aufzufinden, bedient man sich eigens dazu abgerichteter Hunde, welche Trüffelhunde heißen und sie durch ihren Geruch aufspüren. In Italien läßt man sie auch durch Schweine aufsuchen, denen ein Ring um den Rüssel gelegt wird, damit sie sie nicht selbst verzehren.

f. Moose.

52. Die Moose.

Die Moose sind kleine, schöne Pflanzen, welche in allen Erdstrichen anzutreffen sind, im Allgemeinen aber mehr ein kühles und selbst kaltes Klima lieben. Sie wachsen an schattigen Stellen auf der Erde, in Sümpfen, auf Felsen, Baumstämmen, alten Mauern und Dächern. Einige Arten kommen nur im stehenden oder fließenden Wasser vor. Sie haben zahlreiche, haarförmige Wurzeln, dünne, entweder einfache oder verästelte Stämme und größtentheils grüne Blätter. Die Blätter des Torfmooses, welches ganze Sümpfe ausfüllt und durch Vermodern zur Bildung des Torfs und der schwarzen Moorerde beiträgt, sind weiß oder roth, seltener grünlich. Die dichten grünen oder graugrünen Moospolster, die man so häufig in trockenen Nadelhölzern trifft, bestehen meistens aus Gabelmoos. Andere Arten sind das Kugelmoos, Sternmoos und Astmoos, welches letztere fast überall, wo der Boden nicht sehr naß ist, die Hauptmasse der Moosdecke bildet. Alle hier genannten sind Laubmoose, und heißen so, weil sie mit ihrem gleichsam belaubten Stämmchen nach aufwärts streben. Etwas verschieden davon sind die Lebermoose, die fast alle platt auf ihrem Standorte aufliegen und Mittelformen zwischen den Moosen und Flechten darstellen. Das sehr häufig an nasser Erde und auf feuchten Steinen wachsende Stern-Lebermoos hat $^1/_4$—1 Zoll breite, ziemlich lange gelappte Blätter und wurde früher als Heilmittel gegen Leberkrankheiten angewendet. Die ganze Gattung hat hievon auch ihren Namen erhalten.

C. Das Mineralreich.

a. Erden und Steine.

53. Die Glasfabrikation.

Lieber Freund!

Ich habe Dir schon in einem frühern Briefe gemeldet, daß wir mit unserm Lehrer manchmal die Werkstätten der Handwerker und Künstler besuchen, um uns mit den Beschäftigungen dieser Leute bekannt zu machen. Wie angenehm und nützlich solche Besuche für uns sind, brauche ich Dir gewiß nicht erst zu sagen. In der verflossenen Woche machten wir, zu unserer Freude, einen größern Ausflug nach einer zwei Stunden von hier in einem reizenden Thale gelegenen Glashütte, was mir, auch ganz abgesehen von den übrigen Freuden, welche dieser Spaziergang darbot, darum äußerst lieb war, weil ich schon längst den Wunsch hatte, durch eigene Anschauung mich über die Bereitung des Glases gründlich belehren zu können. Der Eigenthümer dieser Glashütte, ein sehr freundlicher Mann, bewies sich sehr gefällig und war auch so gütig, uns bei Allem, was er uns zeigte, die nöthigen Erläuterungen mitzutheilen, damit wir genau Kunde von der Bereitung des Glases erhalten möchten. Ich öffnete, wie Du Dir denken kannst, Augen und Ohren, um nichts zu übersehen, noch zu überhören, und glaube nun auch im Stande zu sein, Dir die Art und Weise, wie das Glas verfertigt wird, wenigstens der Hauptsache nach, beschreiben zu können. Und daß Dir eine solche Beschreibung nicht unwillkommen sein werde, darf ich um so weniger bezweifeln, weil Du mir schon öfters Beweise Deiner großen Theilnahme in Gegenständen der Gewerbkunde gegeben hast. So vernimm nun, was ich in jener Glashütte gelernt habe! Man erhält Glas, wenn man Kieselerde (Sand, Quarz, Feuerstein, Bergkrystall u. dgl.) durch Schmelzen innigst mit Laugensalz verbindet. Soll das Glas Farbe bekommen, so fügt man der Mischung noch verkalkte metallische Theile, z. B. Kobalt, Bleikalk, Arsenik u. dgl. bei. Die Güte des Glases hängt von der Reinheit, dem Mischungsverhältnisse und der vollkommenen Vereinigung der genannten Stoffe ab. So geben schlechte Kieselerde und gewöhnliche Holzasche nur grünes Glas, weißer Kies und Pottasche weißes Glas, und die feinsten Stoffe das feinste und reinste Glas — Krystallglas, Flintglas, Kronglas, (Crownglas). Die zu vereinigenden Be-

standtheile werden, bevor man sie zum Schmelzen bringt, in einem besondern Ofen gebrannt oder ausgeglüht, damit alle Feuchtigkeit und alle Theile, welche ein Aufwallen und Ueberlaufen der schmelzenden Glasmasse veranlassen würde, entfernt werden. Die Masse, die durch das Glühen schon einen so starken Hitzgrad erhält, daß sie wie halbgeschmolzen erscheint, heißt Fritte. Sie wird in gut gereinigten eisernen Schaufeln aus dem Glüh- oder Frittofen (auch Calcinirofen genannt) in die Glashäfen (Töpfe oder Schmelztiegel aus eisen- und sandfreiem, feuerfesten Thone) gebracht, welche in dem geheizten Schmelz- oder Glasofen stehen, und in diesem einer solchen Hitze ausgesetzt, daß sie nach 15—20 Stunden zu schmelzen beginnt. Auf der feurigen, flüssigen Glasmasse zeigt sich ein aus erdigen Theilen bestehender Schaum, Glasgalle genannt, welche von Zeit zu Zeit mit eisernen Kellen oder Löffeln abgeschöpft wird. Bleibt Etwas von dieser Unreinigkeit darin, so entstehen Körnchen, Blasen, oder dunkle Stellen im Glase. (Die Glasgalle verwendet man zum Löthen und Schmelzen der Metalle, zum Glasiren, auch als Vieh-Arznei.) Indem man nun die geschmolzene Masse einige Zeit fortsieden läßt, taucht man zu wiederholten Malen eiserne Ruthen hinein, an welche sich die Flüssigkeit anhängt. Dadurch erfährt man, ob dieselbe hinlänglich klar und durchsichtig, (blank geschmolzen) sei. Ist dieses der Fall, so wird mit der Feuerung nachgelassen, und man läßt die Masse sich abkühlen, bis sie breiartig und zähe wird, so daß man sie in lange dünne Fäden ziehen und spinnen kann, wie Wolle. Jetzt befindet sich das Glas in dem Zustande, um geblasen zu werden. Dies geschieht vermittelst einer ungefähr zwei Ellen langen eisernen Röhre (des Blaserohres oder der Pfeife), die unten einen etwas erweiterten Ansatz — einen hohlen Knopf — und oben ein hölzernes Mundstück hat. Diese Röhre wird mit dem untern Ende in die Masse getaucht, wie die Thonpfeifen in den Seifenschaum, wenn man Seifenblasen machen will. Hat sich von der Masse ein Klumpen angehängt, so neigt der Glasbläser die Röhre gegen die Erde, damit sich das Glas vermöge seiner Schwere abwärts senke. Er bläst nun und bildet auf diese Weise einen länglich runden Körper — eine Blase — den er durch Schwenken in der Luft, wie durch Hin- und Herrollen auf einer heißen Marmorplatte beliebige Formen zu geben vermag. Darauf wird das, in so weit fertige Glas, das noch lange heiß und verarbeitbar bleibt, durch mancherlei Werkzeuge z. B. Hacken, Zangen, Scheeren ꝛc. in eine gefällige Form gebracht und von allen Ansätzen und Unregelmässigkeiten befreit. So werden

Flaschen, Fensterglas, Gläser und selbst kleine Spiegeln geblasen. Der Flasche gibt man einen flachen oder hohlen Boden, je nachdem man sie auf ein Eisenblech oder auf einen eisernen Kegel aufdrückt. Die Gläser mit verzierten Rändern, wie sehr künstliche Glaswaaren überhaupt, werden in hiezu verfertigten eisernen oder thönernen Formen gebildet. Die Vertiefungen in manchen Trinkgläsern drückt man mit einem Eisen ein. Die Kelchgläser werden aus drei Theilen zusammengesetzt: aus dem Fuße, aus dem Stiele oder Halse und aus dem Glase. Die schlangenförmigen Windungen in dem Fuße mancher Gläser entstehen durch Ziehen oder Blasen. Die Taschenuhrengläser werden mit einem glühenden Eisen aus hohen Glaskugeln geschnitten. Auch das Tafelglas (zu Fenstern 2c.) macht man aus hohlen durch das Blasen entstandenen walzen- oder birnförmigen Tutten, welche mit einem glühenden Eisen im Streckofen der Länge nach aufgeschnitten und zu Tafeln ausgebreitet werden. — Das geformte Glas darf nicht an der freien Luft erkalten, weil es sonst sehr spröde werden und beim schnellen Wechsel von Hitze und Kälte leicht zerbrechen würde. Man bringt es daher in einen mäßig geheizten verschlossenen Ofen, den Kühlofen, und läßt diesen mit dem Glase nach und nach kalt werden. — Das Spiegelglas ist das reinste und feinste Tafelglas. Die Bereitung desselben erfordert große Sorgfalt und die größern und bessern Spiegeln werden nicht geblasen, sondern gegossen. Man gießt nämlich die geschmolzene Glasmasse auf eine metallene, durch unterlegte Kohlen zuvor erwärmte, mit messingenen Leisten eingefaßte Platte, rollt sie mit einer heißen, metallenen Walze, um sie zu ebnen, so wird die Tafel, weil sie noch eben und blank genug ist, geschliffen und polirt. Zum Schleifen nimmt man feinen Sand oder Schmirgel, streut diesen zwischen zwei aufeinandergelegte Tafeln und reibt diese über einander ab. Um die geschliffene Tafel zu poliren, bestreut man sie erst mit fein zerriebenem Bolus, geschlämmten Trippel, auch mit Zinnasche, und reibt sie sodann mittels eines mit Filz überzogenen Brettchens. Nun fehlt aber der Glastafel, um Spiegel zu sein, noch die Folie. Man nimmt deßhalb eine dünne, zinnerne Platte (Stanniol, Blattzinn), glättet sie auf einem steinernen Tische, schüttet Quecksilber darauf, welches sich mit dem Zinne vereinigt, (amalgamirt), und legt dann die Glastafel darauf, die man mit Gewichten — Stein- oder Metallplatten — beschwert. In 24 Stunden hat sich die Folie an dem Glase festgesetzt; — die Tafel ist foliirt. Hierauf gibt man dem Tische eine schiefe Lage,

damit das überflüssige Quecksilber ablaufe, nimmt sodann den Spiegel heraus und faßt ihn in einen Rahmen.

Ich glaube, Dir nun das wichtigste über die Bereitung des Glases mitgetheilt zu haben, und ich würde mich sehr freuen, wenn Dich meine Beschreibung nicht gelangweilt hat. Besuchst Du mich während der nahe bevorstehenden Ferien, so wollen wir einen Spaziergang nach der nicht weit von hier gelegenen Glashütte machen, was Dir gewiß sehr angenehm sein wird.

In der Hoffnung Dich bald zu sehen, schließt

Dein treuer Freund.

54. Der Demant.

Der Demant ist der härteste Stein und überhaupt der härteste Naturkörper der Erde, mit welchem man in alle andern Mineralien hineinschneiden kann, und welcher mithin von den Steinschneidern zum Graviren und Durchbohren der Steine benützt wird. Auch an Glanz kommt dem Demant kein anderer Körper gleich. Ungeachtet seiner großen Härte ist er dennoch spröd und zerspringbar. Seine Hauptfundorte sind Ostindien und Brasilien, wo er lose, im Sand, oder eingewachsen im Sandsteine vorkommt.

Der Demant, namentlich wenn er von wasserheller Farbe ist, was nur mittelst des Pulvers eines andern Demants geschehen kann, hat unter allen Kostbarkeiten der Erde den höchsten Geldwerth. Man spricht bei seiner Abschätzung nicht von Mark oder Loth, sondern von Karaten, davon 72 auf ein kölnisch Loth gehen. Ein zum Brillant geschliffener Demant, der ein Karat, das heißt also: den zwei und siebenzigsten Theil eines Lothes wiegt, kann 70 bis 100 fl. kosten. (Der Werth ist nach verschiedenen Zeiten veränderlich.) Wenn aber ein Demant von derselben Schönheit und Klarheit wie einer, der 100 fl. geschätzt war, 2 Karat wiegt, dann wird er auf 2mal 2hundert, das das heißt auf 400, ein 3 Karat schwerer auf 900, ein 10 Karat schwerer auf 10mal 10hundert, d. h. auf 10,000 fl. geschätzt. Darum schlägt man den Werth des sogenannten Amsterdamer-Demants, der im kaiserlich russischen Schatze ist und 194 Karat wiegt, weit über 3 Millionen Gulden an, obgleich er nur in Ostindien geschnitten, keine vollkommen schöne Brillantform hat; ja der Brillant, der unter dem Namen „der Pitt,“ bisher im Besitze der französischen Krone war, hat bei 136 $^{3}/_{4}$ Karat Gewicht einen Werth von 3 $^{1}/_{2}$ Millionen Gulden; jener der sich vormals im Schatze des Groß-Moguls befand, und der die

Größe eines Taubeneis hatte, (von fast 280 Karat Gewicht) wurde im Werthe zu 7 Million Gulden angeschlagen. Und dennoch besteht dieser theuere Stein, den die Menschen gar hoch im Werth halten, aus nichts, als aus reiner Kohle, denn man kann den Demant, so unbezwingbar hart er auch erscheint, im Brennpunkte eines großen Brennspiegels, oder, unter Zutritt der Luft, in einer Hitze, wobei etwa das Silber zum Schmelzen kommt, langsam verglimmen und verbrennen sehen, und also der Welt Kostbarkeit in einen Kohlendampf verwandeln.

55. Der Rubin.

Der Rubin kommt dem Demant am nächsten. Er hat eine recht schöne rothe Farbe und einen hohen, starken Glanz, ist regelmässig krystallisirt, und so hart, dass ihn auch die beste Feile nicht angreifen kann. Im Feuer bleibt er unverändert. Er ist sehr theuer, denn ein schöner Rubin, der ein Karat wiegt, kostet 20—30 *fl., und einer, der* 10 *Karat schwer ist, gilt bei* 2000 *fl. Der schönste kommt aus Indien, wo man ihn besonders auf Ceylon und Calcutta häufig findet; zwar liefern Böhmen, Ungarn, Schlesien auch Rubine, diese sind jedoch von weit geringerer Qualität. Bei chemischer Auflösung soll sich gezeigt haben, dass dieser Stein, wie der schöne blaue Saphir, grossentheils aus Thonerde bestehe. Die dunkelrothen Rubine sind am theuersten und werden Karfunkel genannt.*

56. Der Asbest.

Der Asbest ist ein aus haarförmigen, kleinen Krystallen bestehendes, wenig sprödes Mineral von weißer, grüner oder grauer Farbe, das nicht selten wegen seiner Biegsamkeit auch Flachsstein, Bergflachs oder Federweiß genannt wird. Der biegsame Asbest, Amiant genannt, wird häufig in Sachsen, Böhmen, Schlesien, Italien angetroffen, doch selten rein, sondern in Thon, Quarz und Schiefer eingefugt. Aus dem Amiant verfertigten wahrscheinlich die Alten ihre unverbrennliche Leinwand, worin man die Leichname vornehmer Verstorbener verbrannte, um die Asche davon unvermengt mit der Holzasche für die Urnen zu behalten. Jetzt wirkt man noch in dem pyrenäischen Gebirge der Seltenheit wegen Gürtel, Bänder, Schnüre u. dgl. daraus. Kaiser Karl V. hatte Tischtücher von Amiant, welche er nach

der Tafel zum Vergnügen der Gäste ins Feuer warf und rein brennen ließ.

Man hat auch versucht, aus Asbest Papier zu machen, das nach dem Gebrauch mittelst des Feuers wieder gereinigt werden könnte, doch ohne guten Erfolg. Besser jedoch gerathen die Lampendochte aus Asbest für Begräbnisse und Tempel, die den Vortheil haben, daß sie nicht verbrennen. In neuester Zeit hat man mit dem besten Erfolge versucht, aus Asbestleinwand Sicherheitskleider für Leute zu verfertigen, die beim Feuer thätig sind. Die meiste Anwendung findet der Asbest bei der Füllung der sogenannten Zundfläschchen.

b. Salze.

57. Der Salpeter.

Der Salpeter, auch Nitrumsalz genannt, kommt in sechsseitigen Säulen vor, hat eine weiße Farbe, einen salzigkühlenden Geschmack und löst sich im Wasser sehr leicht auf. Der Salpeter besteht aus Salpetersäure und Laugensalz, und erzeugt sich, hie und da auch bei uns, an solchen Orten, wo Pflanzen und thierische Stoffe verwesen, wie z. B. in Viehställen, unter den Stubenböden der Landleute; recht häufig aber doch nur in heissen Ländern, in Italien, Spanien, Ungarn 2c. Der meiste im Handel vorkommende Salpeter kommt aus Bengalen in Ostindien. Derselbe kann auch künstlich dadurch erzeugt werden, daß man Ackererde mit Asche oder Kalk und verwesenden Pflanzen- und Thierstoffen vermischt und von Zeit zu Zeit mit Urin und Mistjauche übergießt. Läßt man solche Erdhaufen, in welche man schichtenweise Reisig legt, damit die Luft eindringen kann, einige Jahre lang gegen Regen geschützt liegen, so hat sich in dieser Zeit Salpeter gebildet, welcher durch siedendes Wasser ausgelaugt wird. Früher hat man in Frankreich und auch in Deutschland an vielen Orten solche Salpeter-Plantagen, wie man sie nennt, angelegt und jährlich viel Salpeter erzeugt. Da aber der ostindische so wohlfeil, und die künstliche Erzeugung sehr langwierig ist, so sind die Salpeterplantagen fast alle wieder eingegangen. Der Salpeter ist sehr nützlich. Der meiste wird zu Schießpulver verwendet, wozu man ungefähr 76 Theile Salpeter, 15 Theile Kohlen und 9 Theile Schwefel nimmt; ein anderer Theil zur Verfertigung von Schwefelsäure; er dient ferner als Zusatz beim Einpöckeln des Fleisches, dann in der Färberei und auch als Arznei.

58. Der Vitriol.

Der Vitriol hat einen süßlich zusammenziehenden metallenen Geschmack, und eine verschiedene Farbe, je nachdem er außer der Schwefelsäure nach Eisen, Kupfer oder Zink enthält. Der eisenhaltige Vitriol ist grün, und heißt Eisenvitriol, der kupferhaltige ist himmelblau, und heißt Kupfervitriol, und der mit Zink verbundene ist weiß und wird Zinkvitriol genannt. Der erstere wird vielfach bei der Färberei benützt, auch ist er zur Bereitung der Schwefelsäure und der schwarzen Tinte wesentlich nothwendig. Der Kupfervitriol, im gewöhnlichen Leben auch blauer Galizienstein genannt, wird in der Malerei, Färberei, sowie in der Medizin vielfach verwendet. Hauptsächlich wird er im aufgelösten Zustande zum Besprengen des zur Aussaat bestimmten Getreides, namentlich Weizen, angewendet, um dem Getreidebrande vorzubeugen. Der Zinkvitriol zerfällt sehr leicht an der Luft und wird gewöhnlich unter dem Namen weisser Galizienstein zu verschiedenen Zwecken, z. B. um das Trocknen der Oelfarben zu beschleunigen, so wie in der Heilkunde, besonders zur Bereitung von Augenwässern, gebraucht.

59. Der Alaun.

Der Alaun ist ein Salz von bläulicher Farbe und herbem, süß zusammenziehendem Geschmack, das sich häufig in Flötzgebirgen, mit Thonerde verbunden als Alaunschiefer, sowie in Steinkohlen, Schwefel u. s. w. findet. Aus diesen Mineralien wird der Alaun in besonderen Siedewerken bereitet, weil man ihn in der Natur selten krystallisirt antrifft. Der römische Alaun, von Tolfa kommend, ist der beste. Der Alaun ist ein sehr nützliches Salz. Er wird zum Färben, Gerben, Papiermachen u. dgl. gebraucht, und, weil er zusammenziehend ist, und der Fäulniß widersteht, auch zum Einsalzen des Fleisches verwendet.

60. Das Bittersalz.

Das Bittersalz ist ein wichtiges Arzneimittel, das sich als flockiger Ueberzug auf verschiedenen Gesteinen, so wie im Wasser mancher Quellen findet. Es ist grau oder weißlich von Farbe, hat einen bittern Geschmack und löst sich sehr leicht im Wasser auf. Die berühmtesten bittersalzhaltigen Mineralquellen (Bitterwässer) sind in Eger, Saidschütz, Epsom 2c.

e. Brennbare Mineralien.

61. Der Schwefel.

Der Schwefel ist ein sehr wichtiges und werthvolles Mineral. Er bildet mit mehreren Metallen, Eisen, Kupfer, Blei u. s. f. die große Reihe von Schwefelmetallen, aus denen er zum Theil künstlich dargestellt wird; mit Wasserstoff gibt er den Schwefelwasserstoff oder jene flüchtige Säure, welche sich in vielen Mineralquellen findet und denselben Geruch und Geschmack von faulen Eiern verleiht, und aus ihm wird die für eine große Zahl von Bedürfnissen so unentbehrliche Schwefelsäure verfertigt. Er kommt gediegen in geringer Menge lagerartig mit Schwefelmetallen im Urgebirge, so wie im Glimmerschiefer und Quarz, häufiger im Flözgebirge mit Gyps, Kalkstein und Mergel, am häufigsten aber in vulkanischen Gegenden vor. Hier sammelt man ihn besonders in den sogenannten Solfataren (Schwefelgruben oder vulkanischen Spalten), aus welchen er dampfförmig aufsteigt und sich als Pulver oder Kruste ansetzt. Die Solfataren, die sich in großer Menge in Toskana und Neapel befinden, liefern jährlich über 30,000 Zentner. Den größten Reichthum an Schwefel hat aber die Insel Sizilien, wo er sich in mächtigen Lagern mit Gyps und Steinsalz zwischen Kreidesteinen befindet. Die Menge des von hier in den Handel gebrachten Schwefels beträgt nicht weniger als 1½ Millionen Zentner jährlich; viel Schwefel wird, wie erwähnt, auch künstlich aus Eisenkies und andern Kiesarten gewonnen, indem diese Erze in irdenen Röhren erhitzt, und die sich hieraus bildenden Schwefeldämpfe in eiserne mit Wasser gefüllte Behälter geleitet werden, wo sich der Schwefel dann absetzt.

Man verwendet große Mengen Schwefel zur Bereitung von allerlei Zündstoffen, namentlich von Schießpulver, ferner zu Schwefelhölzern, Schwefelfäden und gebraucht ihn hie und da auch als Arznei. Die größte Masse dient aber zur Verfertigung des Vitriolöls oder der Schwefelsäure. Diese ist eine sehr giftige, heftig ätzende Flüssigkeit, welche daher mit großer Vorsicht verwahrt werden muß, damit nicht durch Verwechselung mit andern Flüssigkeiten oder durch Verschütten derselben Unheil entsteht. In ihr können mehrere Metalle wie Eisen, Zink, Kupfer aufgelöst werden; die Säure verliert dabei ihren sauern Geschmack und die genannten Metalle werden in Eisenvitriol, Zinkvitriol und Kupfervitriol umgewandelt. Außerdem benützt man Vitriolöl zum Färben mit Indigo, zur Bereitung verschiedener Arzneimittel und noch zu vielen andern Zwecken.

62. Der Bernstein.

Der Bernstein ist ein weißliches oder gelbes, harzähnliches Mineral, der als Stein in unregelmäßig gestalteten Stücken und Körnern vorkommt, und wahrscheinlich aus dem Pflanzenreiche abstammt. Er ist etwas durchsichtig, läßt sich mit dem Messer bröckeln, brennt mit einer gelben Flamme, unter Entwicklung eines angenehmen Geruches und unter Hinterlassung eines kohligen Rückstandes. Man findet in manchem Bernsteine Insekten und andere organische Körper eingeschlossen. Er wird an den Küsten der Ostsee, auf der Insel Rügen angetroffen, wo er durch die Meereswellen ausgewaschen und an das Land geworfen wird. Den Bernstein kannten schon die Phönizier und später auch die alten Deutschen. Letztere nannten ihn Glessum, oder Gläsum. Man benützt den Bernstein zu Firnissen, Räucherpulvern, zu verschiedenen Kunstarbeiten, zur Gewinnung des Bernsteinöls und der Bernsteinsäure, auch zur Arznei. Das Pfund schöner Bernstein kostet 1 fl. 48 kr. bis 2 fl.; das Pfund Firnißbernstein aber nur 24—30 kr.

d. Metalle.

63. Das Silber.

Das Silber ist ein sehr bekanntes Metall von silberweißer Farbe, das sich gern mit andern Metallen, als Kupfer, Eisen, Arsenik, Antimon vereint, geschmeidig und ziemlich leicht schmelzbar ist. Seine Schwere ist etwas geringer als die des Bleies. Man gräbt es auf Gängen der ältern Gebirge, an vielen Stellen Deutschlands, z. B. am Schwarzwald, Erzgebirge, Fichtelgebirge, am Harz, desgleichen in Frankreich, Spanien, England, Schweden und Norwegen, Sibirien; am häufigsten in Süd-Amerika, wo das Bergwerk von Potosi das ergiebigste ist. Es kommt weniger gediegen vor als das Gold. Im reinsten Zustande heißt es 16löthiges; das gewöhnlichste, vom Goldschmied verarbeitete, ist 12-löthiges, d. h. es besteht eine Mark aus 12 Loth reinem Silber und 4 Loth Kupfer als Zusatz. Vom Goldschmiede werden daraus allerlei Geräthe und Schmucksachen verfertigt; auch dient es zur Bereitung des Knallsilbers, dem Hauptbestandtheile der für Schießgewehre mit Percussionsschlössern so unentbehrlichen Zündhütchen, sowie des Höllensteins, welcher dem Wundarzte zur Reinigung der Wunden treffliche Dienste leistet.

64. Das Quecksilber.

Das Quecksilber nach dem Platina und Golde das schwerste Metall, findet sich häufig tropfbar und flüssig in kleinen Kügelchen eingesprengt. Seine Farbe ist weiß, wie die des Zink. Es verflüchtigt sich schon bei gewöhnlicher Temperatur, im Feuer aber vollkommen in farblosen Dämpfen, deren Einathmen der Gesundheit äußerst schädlich ist, da das Quecksilber zu den stärksten Giften gehört. Man findet es in Europa, Asien und Amerika, am häufigsten in Idria und Spanien. Es wird vielfach benützt, z. B. zur Verfertigung von Thermometern, Barometern und andern Meßinstrumenten, besonders auch als Arzneimittel. Außerdem dient es zu Feuervergoldungen, sowie zur Unterlage der Spiegel und zur Bereitung des Knallquecksilbers, welches wie Knallsilber benützt wird. Weil es sich sehr leicht mit Gold und Silber zu Amalgama verbindet, so wird es auch beim Hüttenwesen zur Abscheidung der edlen Metalle aus ihren Erzen mit Nutzen gebraucht. Auch entsteht durch eine Verbindung desselben mit Schwefel der künstliche Zinnober (Vermillon).

Es gibt auch ein natürliches Amalgama, das theils im halbflüssigen, theils im festen Zustande verschiedentlich angetroffen wird.

III. Zur Naturlehre.

a. Luft.

1. Das Wetterglas.

Die Luft drückt nicht jederzeit gleich stark auf die Oberfläche der Erde, denn sie ist nicht immer gleich schwer. Dieses hat verschiedene Ursachen. Eine derselben besteht darin, daß die Luft zu verschiedenen Zeiten bald mehr, bald weniger Wasserdampf enthält; andere Ursachen sind die verschiedene Wärme, gewisse Windrichtungen und dergleichen. Es findet in der Schwere der Luft sogar, ebenso wie im Weltmeere, eine Art Ebbe und Fluth statt, so daß in 24 Stunden regelmäßig ein zweimaliges Sinken und Steigen des Luftzuges bemerkt werden kann. Um den Druck der Luft zu messen, bedient man sich eines Instrumentes, welches Barometer oder Schwermesser heißt. Seine Einrichtung kann leicht aus dem, was eben vorhin gesagt worden ist, begriffen werden. Er wird aus einer Glasröhre ge-

macht, welche gegen 30 Zoll lang und an dem einen Ende zugeschmolzen ist. Diese Glasröhre wird mit Quecksilber gefüllt, dann umgedreht, und mit dem offenen Ende in Quecksilber gestellt. Es fließt alsdann nicht alles Quecksilber aus der Röhre, sondern es bleibt so viel darin übrig, daß dasselbe ungefähr 28 Zoll hoch steht. Dieses ist genau so viel, als die Luft in der Röhre emporzudrücken vermag. Wenn die Schwere der Luft sich ändert, so muß offenbar auch ihre Kraft, auf das Quecksilber zu drücken, sich ändern; daher wird also, wenn die Luft weniger stark drückt, das Quecksilber in der Barometerröhre tiefer stehen; wenn dagegen die Luft stärker drückt, so wird das Quecksilber in der Röhre steigen. Aus der Höhe des Quecksilbers pflegt man auf die künftige Beschaffenheit des Wetters zu schließen, so daß der Barometer von Vielen als eine Art Wetterprophet angewendet wird. Dieß gründet sich hauptsächlich darauf, daß das Steigen oder Fallen des Quecksilbers von der Richtung des Windes abhängt, indem durch diese häufig die verschiedene Wärme und Dichtigkeit der Luft bestimmt wird. Der Ostwind ist kälter, der Westwind wärmer, bei dem erstern die Luft dichter, drückt stärker auf das Quecksilber und dieses steigt; bei dem wärmern Westwind ist die Luft dünner, drückt weniger auf das Quecksilber und dieses fällt. Man schließt daher bei dem Steigen des Barometers auf gutes, trockenes Wetter, beim Fallen desselben auf baldigen Regen. Während des Winters soll das Steigen Frost bedeuten; bei schwülem Sommerwetter pflegt das rasche Fallen ein herannahendes Gewitter anzuzeigen. Fällt und steigt das Quecksilber wechselweise, so erwartet man unbeständiges Wetter. Sicher sind aber die genannten Anzeichen für erwarteten Witterungswechsel niemals, da noch eine Anzahl anderer Ursachen für Vermehrung oder Verminderung des Luftdruckes thätig sind.

2. Druck der Luft.

Otto von Guerike, ein ehemaliger Bürgermeister zu Magdeburg, welcher im Jahre 1650 der Erfinder der Luftpumpe wurde, nahm zwei kupferne Halbkugeln mit einem platten Rande, die umher mit starken Ringen versehen waren, um Pferde davor spannen zu können. Diese Halbkugeln setzte er an einander und zog aus ihnen die Luft vermittelst der Luftpumpe. Die Halbkugeln wurden von der sie von allen Seiten umgebenden äußern Luft so stark an einander gedrückt, daß eine ungemeine Kraft erfordert wurde, sie von einander zu reißen. Dieser Natur-

forscher machte damit auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1654 vor dem Kaiser Ferdinand III. eine Probe. Er wählte dazu sehr große Halbkugeln, die im Durchschnitte fast eine Elle hatten. Auf jeder Seite derselben ließ er an die starken Ringe 8 Pferde spannen. Und eine solche Kraft von 16 Pferden gehörte dazu, um die Kugeln von einander zu reißen. Ließ er aber durch die Eröffnung eines Hahnes wieder Luft in sie hinein, so fielen sie von selbst durch eigene Schwere von einander. Als er nachher noch größere machen ließ, so waren 24—30 Pferde kaum im Stande, die Kugeln von einander zu ziehen. Diese Erscheinung, welche aus dem Drucke der Luft vollkommen erklärt werden kann, machte in den damaligen Zeiten ein so großes Aufsehen, daß man diesen Bürgermeister für einen Hexenmeister hielt, der mit Hilfe des Teufels dergleichen Thaten verrichtete. Man würde ihm auch gewiß den Prozeß gemacht und ihn zum Feuer verdammt haben, wenn er nicht von der hohen Landesobrigkeit in Schutz genommen worden wäre. Nun werdet ihr auch glauben, wenn ich euch versichere, daß der Druck der Luft auf den menschlichen Körper gegen 40,000 Pfund beträgt. Wem es schwer fällt zu begreifen, wie der menschliche Körper eine so große Last aushalten könne, der muß bedenken, daß der Druck der Luft von allen Seiten gleich sei. Aus eben dieser Ursache werden ja auch die Fische von der großen Last Wasser, die über ihnen steht, nicht zerdrückt. Sie fühlen diesen Druck nicht, sondern können sich im Wasser ohne Schwierigkeit, wie die Menschen in der Luft bewegen.

3. Die Luftpumpe.

Um ein Gefäß luftleer machen oder die Luft darin so verdünnen zu können, daß die zurückbleibende für nichts mehr zu rechnen ist, erfand Otto von Guerike, ein Bürgermeister in Magdeburg, im Jahre 1650 die Luftpumpe, welche im Wesentlichen aus einer weiten messingenen Röhre (dem Stiefel), deren enge Mündung sich auf der Mitte eines wagerechten Tellers befindet, und eine gläserne, am Rande glatt geschliffene Glocke besteht, welche auf den Teller gesetzt wird. In den Stiefel ist ein Kolben luftdicht eingepaßt und vorne mit einem Handgriffe versehen; zieht man denselben aus, so füllt sich der Stiefel mit Luft aus der Glocke; ehe man ihn nun wieder einstößt, wird durch einen Hahn die Röhre nach der Glocke hin geschlossen, dagegen aber der Raum des Stiefels durch eine Oeffnung mit der äußern Luft in Verbindung gesetzt, und durch diese beim

Einstoßen des Kolbens die Luft aus dem Stiefel weggetrieben. Nun wendet man den Hahn wieder so, daß diese Oeffnung verschlossen, dagegen aber der Raum des Stiefels mit dem der Glocke verbunden wird und zieht von neuem. Nach einiger Zeit setzt sich die Glocke so fest auf den Teller, daß man sie nicht mehr wegzuheben im Stande ist. Daß dieses blos von der äußern Luft herrührt, werdet ihr wohl bald einsehen; die Glocke selbst würde dadurch zerdrückt werden, wenn nicht die runde Form derselben dieses unmöglich machte.

Unter der Glocke der Luftpumpe werden Thiere bis zum Umfallen betäubt und sterben; verlöscht ein Licht nach kurzer Zeit; verliert ein runzlicher Apfel seine Falten, zieht eine Spritze kein Wasser; fließt kein Heber; geräth erwärmtes Wasser bald in's Sieden; werden Pflanzen sehr bald welk; können geflügelte Thiere nicht mehr fliegen; Fische im Wasser nicht mehr untertauchen; entzündet sich kein Schießpulver; geben Glöckchen und Taschenuhren keinen Ton; fallen Körper von verschiedenem Gewichte, z. B. eine Flaumfeder und eine bleierne Kugel, gleich schnell; verwandelt sich Wasser neben einer Schale Schwefelsäure gestellt, bald in Eis ꝛc.

4. Die Katze unter der Luftpumpe.

Ein Naturforscher wollte in Gegenwart mehrerer Personen die Wirkungen der Luftpumpe zeigen. Zunächst hatte er deßhalb eine Katze unter die gläserne Glocke gesetzt, um an ihr die Wirkungen der allmäligen Verdünnung der Luft und dann des gänzlichen Mangels derselben darzuthun. Schon hatte er verschiedene Züge mit dem Pumpstocke gethan, als dem Thiere in der sich immer mehr verdünnenden Luft unwohl werden mochte. Doch jetzt merkte die Katze, woher die Gefahr kam, und schnell setzte sie die Pfote auf das Loch, durch welches die Luft hinweggezogen wurde. So verhinderte sie, daß ihr noch fernere Luft aus ihrem Behälter genommen wurde. Alle Bemühungen des Naturforschers die Katze zum Zurückziehen der Pfote zu bewegen, blieben vergeblich. Da ließ er endlich wieder Luft einströmen, und augenblicklich zog das Thier die Pfote zurück, und schaffte der willkommenen Gabe freien Eingang. Sobald er aber wieder einen Zug that, die Katze der Luft zu berauben, eilte sie schnell, die Oeffnung wieder zu schließen. Alle Zuschauer klatschten dem klugen Benehmen des Thieres Beifall zu, und man sah sich genöthigt, es wieder zu befreien, und eine andere Katze an seine Stelle zu bringen, die weniger Umsicht und Klugheit besaß.

5. Ein Sturm auf den Antillen.

Dieser Sturm, welcher unter die furchtbarsten Naturerscheinungen des vorigen Jahrhunderts gehörte, verheerte um die Mitte des Jahres 1780 alle Antillen, besonders aber die Insel Barbados und Jamaika. — Um 8 Uhr Morgens brach das Ungewitter aus und wüthete 48 Stunden unaufhörlich fort. Die Schiffe, welche in den Häfen vor Anker lagen und sich in völliger Sicherheit glaubten, wurden von ihren Ankern gerissen, in die hohe See getrieben und dort der Gewalt des Sturmes Preis gegeben. Die Lage der Bewohner der Inseln war noch trauriger; denn in der folgenden Nacht verdoppelte sich die Wuth des Sturmes. Häuser stürzten ein und die größten Bäume wurden mit ihren Wurzeln ausgerissen. Menschen und Thiere irrten umher oder wurden unter den Trümmern begraben. Die Hauptstadt der Insel Jamaika wurde fast dem Boden gleichgemacht. Die prächtige Wohnung des Gouverneurs, deren Mauer drei Fuß dick waren, wurde bis auf den Grund erschüttert und drohte jeden Augenblick einzustürzen. In den Häusern bemühte man sich die Thüren und Fenster mit Riegeln zu befestigen, um den Windstößen zu widerstehen; aber alle Anstrengungen waren vergebens. Die Thüren wurden aus den Angeln gehoben, die Balken auseinander gerissen und die Wände spalteten sich. Die unglücklichen Bewohner irrten ohne Zufluchtsort und Hilfe verzweiflungsvoll umher. Viele wurden zerschmettert unter den Trümmern ihrer Wohnungen, andere ertranken in den von dem Orkan auf das Land geworfenen, unermeßlichen Gewässern; noch andere wurden von Sand und Staubwolken erstickt. Die dicke Finsterniß, das Feuer der häufigen Blitze, das unaufhörliche Rollen des Donners, das furchtbare Sausen des Windes und Regens, das herzzerreißende Geschrei der Sterbenden, das Klagen und Jammern derjenigen, welche ihnen nicht zu Hilfe kommen konnten, das Geheul der Mütter und Kinder; alles dieses schien den Untergang der Welt anzukünden.

Endlich enthüllte der wiederkehrende Tag den Blicken derer, welche diese Schreckenstage überlebt hatten, ein Schauspiel, welches sich die Einbildungskraft kaum zu entwerfen vermag. Die vorher so reiche und blühende Insel Barbados mit ihren bezaubernden Ländereien schien plötzlich in eine jener Gegenden am Nord- oder Südpol verwandelt zu sein, wo ein ewiger Winter herrscht. Es stand kein Haus mehr; überall sah man nur Trümmer der Verwüstung. Die Bäume waren entwurzelt; die Erde war mit Leichnamen von Menschen und Thieren bedeckt;

selbst die Oberfläche des Landes hatte ihr Ansehen verändert. Man sah blos Schlamm und Sand, die Grenzen der Ländereien waren verschwunden, die Gräben ausgefüllt und die Wege durch entstandene tiefe Abgründe zerschnitten. Die Zahl der Todten belief sich auf mehrere Tausende, außer denen, die unter den Trümmern ihrer Wohnung verschüttet oder von den Wogen und Stürmen fortgeschwemmt worden waren. Der Wind war von solcher Gewalt, daß eine 12pfündige Kanone von einer Batterie nach einer andern, welche über 300 Schritte von jener entfernt lag, geschleudert wurde.

b. Feuer.

6. Vom Feuer.

Wärmestoff in Verbindung mit Lichtstoff, nennen wir Feuer. Wenn ein stark erwärmter Körper zugleich leuchtet, so sagen wir, er glühe; reißt sich dagegen ein leuchtender, in die Höhe steigender Dunst los, so nennen wir denselben Flamme. Ohne Luft kann kein Feuer brennen, denn sie enthält das Sauerstoffgas, welches zum Brennen des Feuers eben so unentbehrlich ist, als zum Athmen der Thiere. Daher muß man, um Feuer zu löschen, gleich den Zutritt der Luft zu verhindern suchen, also den brennenden Körper mit einem andern zudecken, brennt es in einem Zimmer und ist das Feuer noch klein, schnell Bettwerk u. dgl. darüber werfen, besonders mit nassen Tüchern umschlagen, nicht gleich Fenster und Thüren aufsperren 2c., brennt es in einem Schornsteine, denselben mit Mist u. dgl. oben zudecken, oder von unten zustopfen. Zum schnellen Löschen bei ausbrechendem Feuer sollte man immer die nöthigen Löschgeräthschaften, als Löschwische, Handspritzen, Feuereimer u. dgl. und einen Vorrath an Wasser im Hause zu haben suchen, und um Feuersbrünste zu verhüten, mit Feuer und Licht vorsichtig umgehen, nie ein offenes Licht an Orte nehmen, wo leicht entzündbare Sachen, z. B. Flachs, Stroh, Heu u. dgl. liegen, und sich nie schlafen legen, ohne vorher nach der Feuerstätte und dem Schornsteine gesehen zu haben.

7. Brennspiegel und Brenngläser.

Am meisten wird das Feuer verstärkt, wenn die Sonnenstrahlen durch einen Brennspiegel oder Brennglas in dem Brennpunkte gesammelt werden. Die Brennspiegel sind hohe Spiegel,

welche aus Messing, vergoldetem Kupfer, Stahl, oder aus verschiedenen zusammengemischten Metallen, auch aus Glas verfertigt werden; doch muß die hintere Fläche des Glases mit Quecksilber belegt sein. Auch die papiernen, hölzernen, gypsernen leisten gute Dienste, wenn sie mit Goldplättchen überzogen werden. Man nennt sie Brennspiegel, und den Punkt, in welchem die zurückgeworfenen Strahlen zusammen kommen, den Brennpunkt, weil die in diesem Punkte concentrirten Sonnenstrahlen zum Brennen geschickt sind, wenn der Spiegel auch nur eine Breite von etlichen Zollen hat. Je mehr Strahlen in dem Brennpunkte gesammelt werden, welches von der Materie, Größe und Politur des Spiegels abhängt, desto beträchtlicher ist die Wirkung. Der Herr vor Tschirnhausen, ein Naturforscher des 17. Jahrhunderts, ließ besonders große Brennspiegel verfertigen. Einer von diesen befindet sich in Dresden. Er ist beinahe 3 Ellen breit, nicht gegossen, sondern aus einer dicken Kupferplatte geschlagen, und dennoch sehr gut polirt. Mit solchen Brennspiegeln können die schwerflüßigen Metalle in einem Augenblicke geschmolzen, der sonst unverbrennliche Asbest, in einigen Sekunden in Glas verwandelt, und selbst die Diamanten zerstört werden.

Auch glatte Spiegel, die man so richtet, daß sie alle ihre Sonnenbilder auf einerlei Ort werfen, brennen mehr als man glauben sollte. Der Graf von Buiffon ließ an Gestellen, die mit beweglichen Armen versehen waren, viele platte an 6 Zoll hohe und 8 Zoll breite Glasspiegel befestigen, die er durch Hilfe jener Arme so richten konnte, daß sie insgesammt, wenn sie von der Sonne beschienen wurden, ihre Bilder auf einen Gegenstand hinwarfen. Er brachte es nach einigen Versuchen so weit, daß er mit seinem Werkzeuge Holz auf 200 Fuß weit anzündete, Zinn auf 150, Blei auf 130, Silber 60 Fuß weit schmolz.

Die Brenngläser, das ist, diejenigen geschliffenen Gläser, die in der Mitte dicker sind, als am Rande, und convexe oder erhabene Gläser heißen, unterscheiden sich dadurch von den Brennspiegeln, daß die Sonnenstrahlen, welche auf ein solches Glas fallen, hinter dem Glas in einen Punkt vereinigt werden. Je größer die Oberfläche eines solchen Glases ist, desto mehr Strahlen kommen in dem Brennpunkte zusammen, und desto größer ist also die Wirkung des Brennglases. Der Herr von Tschirnhausen verfertigte Brenngläser, welche über 3 Fuß im Durchmesser hielten. Mit einem solchen Brennglase verband er ein kleineres, damit die, schon von dem größern Brennglase concentrirten Strahlen noch mehr concentrit werden müssen. Auf dieselbe Art wurde nicht nur das feuchteste Holz den Augenblick angezündet, sondern

auch Wasser in kleinem Gefäße binnen 2 Sekunden zum Sieden gebracht; auch Gold, Silber und alle übrigen Metalle wurden in einigen Sekunden geschmolzen.

8. Gewitter.

Gott zürnet nicht mit uns in schweren Ungewittern;
Er thut uns wohl dadurch. Was sollten wir denn zittern,
Wenn Stürme brausen und in schöner Pracht
Die Blitze leuchten und der Donner kracht.

9. Die gewaltige Schlange.

Unter allen Schlangen ist Eine, auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine, an Wuth sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in Einem Grimme den Reiter und sein Roß.
Sie liebt die höchsten Spitzen; nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen, der Harnisch lockt sie an.
Sie bricht wie dünne Halmen den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen, wie dicht und fest es sei.
Und dieses Ungeheuer hat zweimal nie gedroht;
Es stirbt im eig'nen Feuer, wie's tödtet, ist es todt.

10. Die Sternschnuppen.

Wenn man in heitern Frühlings-, Sommer- und Herbstnächten, besonders nach einem schwülen Tage, einige Zeit hindurch den gestirnten Himmel betrachtet, so sieht es oft aus, als wenn ein Stern vom Himmel fiele, und mit Pfeilschnelligkeit, oft mit einem Schweife hinter sich durch die Luft flöge. Diese Erscheinung nennt man Sternschnuppen, weil man ehedem glaubte, die Sterne (welche man als große Lichter betrachtete) putzen sich eben so, wie Landleute ihre Lichter mit den Fingern putzen, und den leuchtenden Schnuppen zu Boden werfen.

Diese Sternschnuppen, welche in manchen warmen Nächten sehr häufig zu sehen sind, sind höchst wahrscheinlich nichts, als hoch in unserer Athmosphäre zusammengetriebene brennbare und phosphorhaltende Luft (gephosphortes Wasserstoffgas). Wenn diese sich von selbst entzünden, welches gar leicht geschieht, so schießt der entzündete Stoff (den wir in unserer Einbildung so weit von uns, als die Sterne setzen) bald schneller, bald langsamer, oft mit einem Schweife durch die Athmosphäre. Größtentheils verschwinden sie in der Athmosphäre wieder; bis-

weilen fallen sie auch auf die Erde herab, wo sie dann bald erlöschen. Sieht man nun einen Sternschnuppen in der Richtung eines Sternes herabfallen, so scheint es, als wenn das Licht des Sternes ausgelöscht wäre (weil der Glanz des Sternschnuppens auf einige Augenblicke unsere Augen geblendet). Da einige Sternschuppen den Beobachtungen zu Folge in einer Sekunde 4—6 Meilen fortfliegen, so mußten diese 20—30 Meilen weit von uns entfernt sein; daher einige Physiker dafür halten, daß die Sternschnuppen gar nicht in unserer Atmosphäre ihren Ursprung haben.

11. Der Soldat und die Sternschnuppe.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern, was man meint und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte; bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm auf welchem die Sternseher sich aufhalten und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie es wissen. Auf einmal streckte einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaute nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr? denn er sah das Perspektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeit lang unbewegt zugeschaut hatte, dachte er: der zielt aber lange! Endlich schoß ein Stern, wie man es nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und in Staunen. Ei, sagte er, der kann's! Nämlich er meinte, der Sternseher habe nach einem Sterne gezielt und ihn vom Himmel heruntergeschossen, wie man einen Sperling vom Dache schießt. Der hat seinen Theil, sagte er, der kommt nimmer! Also gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne schießen, sondern einer hat sogar gemeint, daß sie können geschossen werden.

12. Die Morgen- und Abendröthe.

Wenn die Sonne des Morgens noch unter dem Horizonte ist, so wirft sie ihre Strahlen schon in den obern Luftkreis und erleuchtet ihn, und man sagt: Der Tag grauet. Dieser lichte Schein steigt am Himmel höher, bis die Sonne ganz über dem Horizonte erscheint, und der volle Tag anbricht. Des Abends, wenn die Sonne schon unter dem Horizonte ist, wirft sie ihre Strahlen ebenfalls noch in den Luftkreis, und erleuchtet ihn. Je tiefer die Sonne unter den Horizont kömmt, desto kleiner wird dieser lichte Schein, bis er endlich ganz verschwindet, und die Nacht einbricht. Diese Erscheinung heisst die Morgen- und Abenddämmerung.

Weise und gütig ist die Einrichtung des Schöpfers, weil dadurch unser Auge nach und nach an die Abwechslung des Lichtes und der Finsterniss gewöhnt wird. Ein schneller Uebergang vom hellen Tage in die Dunkelheit der Nacht, oder umgekehrt, würde unsere Augen blenden, und schädlich sein.

Wenn nun die Zeit der Morgen- und Abenddämmerung die Luft mit vielen, besonders wässerigen Dünsten angefüllt ist, so brechen sich diese Sonnenstrahlen in denselben, und verursachen die Morgen- und Abendröthe. Die Verschiedenheit der Wolkenstellung verändert die Farben der Morgen- und Abendröthe oft auf eine sehr mannigfaltige Art wegen der Dunkelheit und wegen des Schattens der Wolken. Indessen ist gelb und roth die eigentliche Farbe dieser Erscheinung.

13. Die Reise in die Abendröthe.

Schon als Kind hätte ich gerne weit und hoch fliegen mögen und hatte doch keine Flügel. Als ich etwa 5 Jahre alt war, da sah ich mehrere Male von dem Berge, auf welchem unsere Kirche steht und von meines Vaters Garten der Abendröthe zu, wie sie, gleich einem Himmelsgarten voller Rosen, hinter den Tannenwäldern der westlichen Gebirge stand. Mir war es, als müßten dort die Engel sein, welche singen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ und wenn man bis an den Tannenwald und in die Abendröthe hineinginge, da müßte man die Engel singen hören. Darum beschloß ich eines Abends, ich wollte in die untergehende Sonne hineingehen. Ich mochte aber die Reise nicht allein machen, sondern bewog das Söhnlein unseres Hausnachbars, eines armen Perückenmachers, daß er mit mir

ging, indem ich ihm mein ganzes Abendbrod zum Lohne gab. So lange der Kleine an dem Butterbrod zu essen hatte, ging er willig hinter mir drein; als aber das Brod verzehrt war, und je weiter wir auf dem Wege zwischen den Gärten am Berg hinabkamen, desto höher und weiter die Abendröthe von uns weg schien, da fing mein Reisegefährte an zu zagen und wollte durchaus nicht weiter, sondern nach Hause zu seiner Mutter. Ich aber warf noch einen sehnsuchtsvollen Blick in die Abendröthe hinein, die mir noch immer so nahe und erreichbar schien, „wenn nur der kleine Karl hätte weiter mitgemacht," und kehrte dann mit ihm um. Eben läutete die Abendglocke, die uns Kindern immer ein Zeichen war, daß wir uns zum gemeinsamen Gebet mit den Eltern und andern Hausgenossen versammeln sollten. Da betete ich, bei den Knieen meines Vaters stehend, außer andern Gebeten jene Gebetlein, die ich noch gerne beim Laute der Abendglocke bete:

So oft ich hör' den Glockenschlag,
Hilf, Gott, daß ich beden'en mag,
Daß wieder meines Lebens Frist
Ein Stündlein kürzer worden ist.

c. Wasser.

14. Das Eis.

Wenn das Wasser seine Wärme verliert, wird es zu Eis, und da, wo die Wärme nicht wirken kann, wird dieses niemals flüssig, wie z. B. auf sehr hohen Bergen, in Eisgruben ꝛc. Daraus schließt man, daß das Wasser ursprünglich kein flüssiger Körper sei. In den Polargegenden ist das Meer mit ewigem Eise bedeckt; weiter abwärts, wo die Sonnenstrahlen schon zu wirken anfangen, lösen sich von den unübersehbaren Eisfeldern mächtige Eisstücke ab, treiben in dem Meere umher und werden zuweilen für die Schifffahrt sehr gefährlich; denn jedes Schiff ist unrettbar verloren, welches zwischen zwei solche schwimmende Eisberge geräth. Zuweilen schwimmen solche Eisstücke aus dem Eismeere weit in den atlantischen Ozean herab und schmelzen nach und nach. Im hohen Norden ist das Eis viel härter, als in unseren Gegenden und läßt sich kaum mit dem Hammer zerschlagen.

In dem strengen Winter 1740 ließ die russische Kaiserin Anna in Petersburg einen Eispalast von 24 Fuß Länge, 16 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe bauen. Die Eisstücke wurden in Form

von Quadersteinen behauen und nach den Regeln der Baukunst zusammengefügt. Alles Hausgeräthe, bis auf die Fenster und Schlüssel, und selbst die Oefen bestanden aus Eis. Vor dem Palaste befanden sich 6 Kanonen und 2 Bombenmörser von Eis, aus welchen, ohne sie zu treffen, erst mit Kugeln von Hanf und dann mit eisernen Kugeln geschossen wurde. Die Stuben wurden wirklich geheizt und die Kaiserin gab darin ein glänzendes Fest. Dieses merkwürdige Gebäude stand mehrere Monate und erst im Anfange April wurde es von der rückkehrenden Wärme aufgelöst.

Bei zunehmender Kälte dehnt sich das Eis mit solcher Gewalt aus, daß steinerne Wasserbehälter, eiserne Röhren und dicke Bomben zerspringen, wenn sie mit Wasser gefüllt und dem Gefrieren ausgesetzt werden. Daß bei heftiger Kälte oft die stärksten Bäume und mächtige Felsen bersten, ist eine bekannte Thatsache.

15. Der Honig- und Mehlthau.

Es gibt, nebst dem erquickenden Wasserthaue, noch zwei Arten des Thaues, nämlich den Honig- und Mehlthau.

Die Gewächse schwitzen nicht nur bloße wässerige Dünste, sondern auch oft einen klebrigen Saft aus. Dieser verhärtet, wenn die Luft trocken und die Hitze groß ist. Da dieser Saft einen etwas süßlichen Geschmack hat, so nennt man ihn Honigthau. Regnet es gleich nach dem Ausschwitzen der Pflanzen, so verliert sich dieser Saft bald wieder; bleibt es aber noch lange trocken und warm, so entstehen, besonders auf den Blättern der Bäume, rothe Flecken, die man den Rost heißt. Befindet sich dieser Saft auf Küchengewächsen, z. B. auf dem Kohle, so entstehen unzählig viele kleine Würmchen, die wie weißlicher Staub aussehen, welcher Mehlthau genannt wird.

Der Mehlthau ist den Pflanzen, besonders dem Getreide, sehr schädlich, und die Thiere, die von den mit Mehlthau befallenen Pflanzen fressen, werden krank.

Der Honig- und Mehlthau kommen also aus einer bösartigen Ausdünstung der Pflanzen, zu welcher einige mehr, als die andern geneigt sind.

16. Die Stromfahrt.

Ein Jüngling kam vor einen breiten Strom, um sich übersetzen zu lassen. Es war die erste Wasserfahrt in seinem Leben.

Das Dorf, wohin er begehrte, lag der Anfuhrt, von welcher er abstieß, gerade gegenüber. Der Schiffer aber stemmte sich auf seinem Kahne der Strömung des Wassers so mächtig entgegen, daß es schien, als wollte er weit oberhalb des Dorfes landen.

Der Reisende fragte daher: Wo soll es denn hingehen, guter Freund?

Gerade hinüber! antwortete der Schiffer.

Wenn das gerade heißt, sprach der junge Mensch, so hab' ich alles Augenmaß verloren. Geht es so fort, so kommen wir 4—500 Schritt zu weit hinauf.

Ja, mein lieber junger Herr, wenn es so fort geht, versetzte der Schiffer; die Gewalt des Wassers aber wird uns, wenn wir in die Mitte kommen, weit genug abwärts treiben. Mein seliger Vater, Gott tröst' ihn, pflegte zu sagen: Ein guter Fährmann, der gerade über einen Strom will, muß, wie ein guter Christ, sein Ziel ein wenig zu hoch stecken, sonst kommt er zu tief darunter. Den Einen treibt der Strom des Wassers, den Andern treibt der Strom der Welt abwärts.

Wirklich mußte der Schiffer am Ende noch alle Kraft anstrengen, um nicht unter dem Ziele zu landen; der Jüngling aber bezahlte das Fahrgeld vierfach. Eine gute Lehre, sprach er, ist oft mehr werth, als ein geleisteter Dienst, und Ihm, mein lieber Freund, gebührt für Beides meine Erkenntlichkeit.

17. Fulton, der Erfinder der Dampfschiffe.

Fulton, ein berühmter Mechaniker in Nordamerika, wurde geboren in der Grafschaft Lancaster in Pensylvanien im Jahre 1767. Sein Vater war unbemittelt, und noch jung wurde Fulton nach Philadelphia zu einem Goldschmied in die Lehre gegeben. Er zeigte viel Talent und Geschmack im Zeichnen; seine Armuth würde ihn aber verhindert haben, sich zu heben, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihm durch einen seiner Landsleute die Mittel verschafft hätte, sich nach London zu begeben, um daselbst unter dem berühmten West, einem gebornen Amerikaner, die Malerei zu studiren. Nachdem Fulton hier einige Jahre sehr fleißig studirt hatte, war er selbst mit seinen Fortschritten in der Kunst wenig zufrieden und gab alle Hoffnung auf, je ein berühmter Maler zu werden. Er beschloß daher, seine Talente auf andere Gegenstände zu richten. Er kam in Verbindung mit einem seiner Landsleute, Ramsey, einem sehr geschickten Mechaniker, der in der Absicht nach London gekommen war, die Dampfmaschinen

und andere nützliche Erfindungen kennen zu lernen und sie in sein Vaterland Virginien zu verpflanzen. Fulton warf jetzt den Pinsel weg und widmete sich ganz dem Studium der Mechanik. Während er sich damit beschäftigte, bewog ihn sein Landsmann Barlow, nachmaliger Gesandter der nordamerikanischen Staaten in Frankreich, nach Paris zu kommen, um da an einem Panorama zu arbeiten. Die Arbeit verschaffte ihm Ansehen und Verdienst; er konnte nun länger in Paris bleiben und sich den mechanischen Studien ausschließend widmen. Barlow, der ihm selbst sein Gedicht, die Colombiade, zueignete, brachte ihn in Verbindung mit einigen Mitgliedern des Nationalinstituts und mit verschiedenen französischen Ingenieurs; der Umgang mit diesen Männern und ihre Schriften erweiterten den Kreis seiner Ideen, und aus dieser Periode rühren mehrere Erfindungen her, die er in der Folge bekannt machte. Das Dampfboot aber ist unstreitig Fulton's wichtigste Erfindung, die seinen Namen unsterblich machen wird. Er bot diese Erfindung in Frankreich und England an, aber vergebens. Zu Paris machte er auf der Seine den ersten Versuch damit; aber vielleicht lag es in der Beschaffenheit des Flusses, daß selbst ausgezeichnete französische Mechaniker keinen großen Erfolg von dieser Erfindung erwarteten. Eben so wenig fand er in England Eingang. Er wendete sich nun mit seinen Erfindungen in sein Vaterland Nordamerika. Das erste Dampfboot wurde unter seiner Anleitung zu New-York von Brown im Jahre 1807 erbaut. Seitdem sind die Dampfboote fast auf allen großen Flüssen in Nordamerika eingeführt worden, und der große Vortheil, den diese Fahrzeuge in einem Lande, das, wie Nordamerika, von schiffbaren Flüssen durchschnitten ist, gewähren, ist nicht zu berechnen. Fulton hatte das Schicksal vieler anderer Erfinder. Zwölf Jahre hindurch hatte er sich in Europa und Amerika bemüht, den Gebrauch der Dämpfe bei der Schifffahrt einzuführen; aber er fand überall Schwierigkeiten, kalte Aufnahme, leere Versprechungen. Endlich überzeugte er die Regierung seines Vaterlandes durch die imponirenden Resultate seiner Versuche. Der Kongreß ertheilte ihm ein Patent, auf den größeren Flüssen Amerika's die Dampfschifffahrt allein während der für die Dauer der Patente gesetzlich bestimmten Zeit betreiben zu dürfen. Aber Fulton, arm wie Columbus, war durch Geldverlegenheit gezwungen, sein Privilegium für die mehrsten amerikanischen Flüsse um geringe Preise zu verkaufen. Nur für zwei Flüsse hatte er noch das Privilegium, als er unter Nahrungssorgen und in Armuth starb, und seiner Familie eine Schuldenlast von

mehr als 106,000 Dollars hinterließ. Fulton hatte im Jahre 1810 von dem Kongreß eine Summe von 5000 Dollars erhalten, um seine Versuche, die Zerstörungsmaschine Torpedo zu vervollkommnen, fortsetzen zu können. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn hauptsächlich der Gedanke, ein Kriegsschiff zu erbauen. Die Ausführung entsprach seiner Idee vollkommen; der Kongreß unterstützte ihn in diesem Punkte und befahl, daß nach seiner Angabe ein solches Kriegsschiff (Dampffregatte), 145 Fuß lang und 55 breit, erbaut werden sollte. Fulton starb wenige Tage vor der gänzlichen Vollendung dieses seines letzten Werkes den 24. Februar 1815.

18. Dampfkraft und Dampfmaschinen.

Der Dampf ist Wasser, der durch Hitze in Luftform oder Gasform übergeht. In dieser Form nimmt das Wasser ein 2000mal größeren Raum ein, als in seiner gewöhnlichen Gestalt. Das Bestreben nun, diesen größeren Raum einzunehmen und alle ihm entgegenstehenden Hindernisse zu überwältigen, ist die Kraft des Dampfes. Wenn man Wasser in einem verschlossenen Gefäße erdampfen läßt, so hindert das Gefäß den Dampf daran, sich auszudehnen und den Raum einzunehmen, der ihm zukommt. Wird nun nach und nach die Ausdehnungskraft des Dampfes stärker, als die Zusammenhaltungskraft des Gefäßes, so wird das letztere zersprengt. Diese Ausdehnungskraft des Dampfes nun zu regelmäßigen, gleichmäßig wiederkehrenden Wirkungen zu benutzen, ist der Grundgedanke der Dampfmaschine.

Der Erste, welcher den Gedanken faßte, die Dampfkraft zu benutzen, ist der Franzose Salomon de Caus. Er gab 1615 ein Buch heraus, worin er eine Vorrichtung beschrieb, durch die Kraft des Dampfes Wasser aus einem geschlossenen Gefäße herauszutreiben. Zwar war diese Vorrichtung noch keine Dampfmaschine; allein wer weiß, ob es dem scharfsinnigen Manne nicht gelungen wäre, durch Nachdenken und erneute Versuche weiter zu kommen. Leider aber traf ihn das Schicksal fast aller Männer, die mit ihren großen Gedanken ihrer Mitwelt voraneilen: man hielt ihn für verrückt. Salomon de Caus wandte sich mit seiner Erfindung an den Kardinal Richelieu, damals ersten Minister Frankreichs, machte ihn auf die Wichtigkeit derselben aufmerksam und bat um Unterstützung zur Ausführung derselben. Richelieu wies ihn wiederholt ab; da sich aber Salomon de Caus nicht abschrecken ließ, so befahl der Minister, um den zudringlichen Gelehrten los zu werden, ihn — in's Irrenhaus zu sperren.

Das war der Lohn für einen Mann, dessen Erfindung die ganze Menschheit später bereichern sollte! — Wie schändlich Salomon de Caus behandelt worden, geht schon aus dem Umstande hervor, daß man über sein ferneres Schicksal nichts weiß. Daß er, als Wahnsinniger eingesperrt, zuletzt wirklich den Verstand verloren habe, ist nur zu natürlich und darum wahrscheinlich.

War aber auch Salomon de Caus untergegangen, sein Gedanke war es nicht. Andere nahmen ihn auf und bildeten ihn fort. Der Italiener Branca, die Engländer Marquis von Worcester und Moreland, der Franzose Papin machten vielfältige Versuche und Vorschläge. Der Erste aber, der eine wirkliche praktische Anwendung der Dampfkraft machte, war der Engländer Savery. Er brachte eine Vorrichtung zu Stande, vermittelst welcher man Wasser bis zu einer bestimmten Höhe heben konnte. Andere verbesserten diese Maschine. Da trat der Engländer James Watt auf (geb. 1736, gest. 1819,) und seinem mechanischen Genie gelang es, die Dampfmaschine bis zu ihrer jetzigen Einrichtung zu vervollkommnen. Er ist sonach der zweite Erfinder der Dampfmaschine. Das englische Parlament hat sein Andenken durch eine Bildsäule verewigt.

Die Erfindung der Dampfmaschinen ist für die Gewerbe von großer Wichtigkeit; sie ersetzen Hunderttausende von Menschenhänden und Tausende von Zug- und Lastthieren; sie machen den Schiffer von Wind und Strömung unabhängig; sie setzen Mühlen in Bewegung, wenn auch der Mühlbach versiegt oder auf den Grund gefroren ist; sie überwinden jede Last mit Leichtigkeit und durch die Eisenbahnen jede Entfernung mit großer Geschwindigkeit.

19. Die Elektricität. (Friktions-Elektricität.)

Wenn man gewisse Körper, wie z. B. Bernstein, Glas oder Siegellack u. s. w., mit der trockenen Hand oder mit einem wollenen Lappen stark reibt, so werden kleine Stückchen Papier, Sägespänne und andere leichte Sachen von denselben angezogen und wieder zurückgestoßen. Diese Eigenschaft nennt man Elektricität, und Körper, die dieselbe zeigen, elektrische Körper.

Obgleich man die Wirkungen der Elektricität kennt, so weiß man dennoch nicht genau, was der Grund dieser Materie sei; es ist jedoch gewiß, daß sie durch den ganzen Weltraum verbreitet ist und daß die meisten Körper dieselbe in höherem oder geringerem Grade zeigen.

Einige Körper, wie z. B. die Metalle, leiten die Elektricität leicht in andere Körper und nehmen sie auch leicht von elektrisirten Körpern an; daher nennt man sie Leiter und unterscheidet sie von den Nichtleitern, welche die Mittheilung und Weiterverbreitung der Elektricität verhindern, wie dies z. B. durch Seide, Siegellack, Glas u. s. w. geschieht. Eine an seidenen Schnüren aufgehängte oder auf Glasfüße gestellte metallene Röhre kann elektrisirt werden, weil sie durch Seide oder Glas von andern leitenden Körpern getrennt (isolirt) ist; sie entladet sich aber augenblicklich, wenn ein Leiter ihr nahe kommt, wobei sich immer ein knisternder Funke zeigt.

Man hat in Deutschland eine Maschine erfunden, wodurch die Elektricität nach Belieben erzeugt und zu verschiedenen Versuchen verwendet werden kann. Eine solche Elektrisirmaschine besteht aus einer Scheibe, Kugel oder Walze von Glas, welche sich beim Umdrehen an 2 kleinen Kissen von Leder, die mit Quecksilber, Zink und Kreide gefüllt, stark reibt und dadurch elektrisch wird. Ein glattes Rohr von Blech, das an einem Ende mit Spitzen oder mit einer Quaste von Goldfäden versehen ist, wird auf Glasfüßen so in der Nähe der Maschine gestellt, daß die Quasten oder Spitzen die Glasscheibe während des Umtreibens berühren, wodurch die Röhre, welche man Leiter (oder Konduktor) nennt, die Elektricität in sich aufnimmt.

Berührt man diese Röhre mit einem Fingerknöchel, so springen knisternde Funken heraus, und man empfindet einen leichten Stich im Finger. Hängt man eine Drahtkette an eine Röhre und gibt dieselbe einer Person in die Hand, welche auf einem Stuhl mit Glasfüßen steht, so wird diese auch elektrisch; die Haare sträuben sich, und wo sie berührt wird, fahren stechende Funken heraus. Um die Elektricität noch zu verstärken, nimmt man ein großes Trinkglas, belegt es innen und außen mit Staniol oder Godlplättchen und läßt nur am Rand einen Zoll davon frei. Wo innen die Belegung anfängt, wird ein Pappendeckel eingefügt, durch dessen Mitte ein Draht, der oben mit einem Knopfe versehen ist, bis auf den Boden geht, worauf man den Deckel mit Pech übergießt. Faßt man nun die Flasche an der äußersten Belegung an und hält den Knopf an den Leiter der Maschine, so füllt sich die Flasche mit Elektricität, und man sagt, sie ist geladen. Hält man sie mit einer Hand und berührt mit der andern den Knopf, so bekommt man einen Schlag, besonders in den Arm- und Handgelenken. Wenn mehrere Personen sich die Hände reichen, dadurch eine Kette bilden, und die erste hält die Flasche, während die letzte in der Reihe den Finger auf den

Knopf des Drathes legt, so fühlen alle den Schlag. Steht die geladene Flasche auf dem Tische, und man nähert sich dem Knopfe mit dem Finger, so fahren kleine, stechende Funken heraus. Nimmt man einen gebogenen Draht, der an beiden Enden mit glatten Kugeln versehen ist, und hält ihn an die äußerste Belegung der Flasche und die andere an den Knopf des Drahtes, so entsteht ein starker Funken mit einem Knalle, und die Flasche ist entladen.

Werden mehrere solche Flaschen durch einen Draht, welcher an den Kugeln derselben befestigt wird, verbunden, so erhält man eine elektrische Batterie, welche die oben beschriebenen Wirkungen in erhöhtem Grade zeigt. Man kann mit einer solchen Batterie Löcher durch mehrere Kartenblätter schlagen, Pulver und Weingeist anzünden, Thiere tödten und überhaupt alle Wirkungen im Kleinen zeigen, die der Blitz im Großen hervorbringt, wodurch man sich überzeugt hat, daß die bei diesen Versuchen wirksame Materie die gleiche sein müsse, welche sich bei einem Gewitter durch Blitz und Donner äußert.

Um das Gebäude gegen die zerstörenden Wirkungen der Blitze zu sichern, versieht man sie mit Blitzableitern. Dieses sind eiserne Stangen, welche an der Spitze vergoldet sind und auf dem Dache aufgestellt werden. Mit diesen Stangen stehen starke Drähte in Verbindung, die über das Dach hinwegführen und bis in die feuchte Erde hinabreichen. Wird eine Gebäude, das mit einem solchen Ableiter versehen ist, vom Blitze getroffen, so fährt derselbe, ohne das Haus zu beschädigen, in die Erde hinab, wenn die Leitung nicht schadhaft geworden, oder vom Roste angegriffen ist, in welchem Falle er auch leicht abspringen und zünden könnte.

Die Wirkung einer Auffangstange erstreckt sich auf einen Kreis, dessen Durchmesser viermal die Höhe der Stange beträgt. Daß ein Blitzableiter einem Nachbarhause Gefahr bringen könnte, ist eine ganz unbegründete Befürchtung.

20. Magnetismus.

Es gibt einen aschgrauen, zuweilen auch schwarzen Stein, der sich in den reichhaltigen Eisengruben Deutschlands in unförmlichen Stücken mitten unter den gemeinen Eisensteinen findet. Er hat die Eigenschaft, daß er Eisen und eisenhaltige Körper an sich zieht, wenn sie ihm nahe kommen, und, wenn er sich findet, frei bewegen kann, immer eine bestimmte Richtung oder Lage einnimmt. Man nennt diesen Stein nach der Stadt Mag-

nesia in Kleinasien, woselbst er zuerst gefunden wurde, Magnetstein, und die Anziehungskraft gegen das Eisen den Magnetismus. Taschenspieler bewirken viele Künste durch Magnete, die sie in Kleidern und Geräthschaften versteckt halten. Der Magnet zieht aber nicht an allen Stellen gleich stark an. Die beiden Stellen der stärksten Anziehung heißen Pole; die sie verbindende gerade Linie nennt man die Achse des Magnets. Man erkennt die beiden Pole am besten, wenn man den Magnet in Eisenfeilspäne legt; denn diese legen sich da am meisten an. Die bestimmte Richtung, welche der Magnet bei freier Bewegung einnimmt, ist von der Art, daß sich der eine Pol immer nach der nördlichen, der andere immer nach der südlichen Himmelsgegend wendet. Jener heißt deßhalb der Nordpol, dieser der Südpol. Die Anziehungskraft des Magnets kannten schon die Alten; die bestimmte Richtung kennt man erst seit dem 14. Jahrhunderte.

Durch letztere Eigenschaft hat er ein größeres Ansehen erlangt, als der köstlichste Edelstein; denn durch sie ist er der allgemeine Wegweiser auf dem Weltmeere geworden.

Einen künstlich verfertigten Magnet, in Gestalt einer Nadel von Stahl (Magnetnadel), welche so in ihrem Schwerpunkte auf einen Stift gesetzt wird, daß sie sich leicht wagrecht auf demselben drehen kann und die in eine Kapsel eingeschlossen ist, auf deren Boden die Himmelsgegenden sich befinden, nennt man Compaß.

Mit Hilfe desselben richtete der Schiffer seinen pfadlosen Lauf durch das weite Weltenmeer und suchte die entlegensten, bisher unbekannten Länder auf. Der Handel wurde dadurch erweitert, und man fand vielfache Gelegenheit, an Länder-, Menschen- und Produktenkunde, so wie überhaupt an Bildung des Verstandes und an Geistesaufklärung sich zu bereichern. Durch zwei Magnete, von denen einer eine freie Bewegung hat, während man den andern in der Hand hält, entdeckte man folgendes Verhalten zweier Magnete zu einander:

Man fand, daß sich sowohl die Nordpole, als auch die Südpole abstossen; der Nordpol des einen und der Südpol des andern dagegen einander stets anziehen. Weil sich die ungleichnamigen Pole gleichsam suchen, die gleichnamigen aber fliehen, nennt man jene auch freundschaftliche, diese aber feindliche Pole. Wird unter ein mit Eisenfeilspänen bestreutes Papier ein Magnet gehalten, so stellen sich diese, gleichsam zu Fäden vereinigt, senkrecht auf. Denn jedes Spänchen wird ein Magnet und kehrt dem auf sie wirkenden Magnet den

entgegengesetzten Pol zu. Es läßt sich auch dem Eisen durch künstliche Behandlung diese magnetische Kraft mittheilen.

Hätte der Entdecker der wunderbaren Eigenschaften des Magnets einen Kaufmann gefragt, was er von dieser wunderbaren Entdeckung halte, so würde dieser wahrscheinlich geantwortet haben: „Nutzlose Spielerei.“ Wer hätte aber auch ahnen sollen, daß diese Entdeckung den Welthandel so sehr erleichtern würde!

21. Electromagnetismus.

Professor Oersted in Copenhagen machte im Jahre 1820 *die Entdeckung, dass Magnetismus durch Electricität, und umgekehrt Electricität durch Magnetismus hervorgerufen werden kann. Seitdem hat man diese beiden wichtigen Naturkräfte in ihrem Verhältnisse zu einander genauer kennen gelernt und weiss jetzt, dass dieselben vereint in der Natur thätig sind und mit Licht und Wärme in ununterbrochener Wechselwirkung stehen. Magnetische Kraft, hervorgerufen durch Electricität, wird Electromagnetismus, electrische Kraft, hervorgerufen durch Magnetismus, Magnetoelectrismus oder Magnetoelectricität genannt. Wenn man einem Stücke recht weichen, walzenförmigen Eisens die Biegung eines Hufeisens gibt, jedoch so, dass die beiden Schenkel desselben parallel laufen; die Endflächen der Schenkel glatt feilt und um das Eisen einige Linien hoch über der Erdfläche eines der Schenkel anfangend mit einem dicken Metalldraht, der mit Seide oder Wolle umsponnen ist, bis gegen die Biegung umwickelt, den Draht dann auf den untern Schenkel führt und fortwickelt bis einige Linien hoch über dessen Endfläche, dann einen electrischen Strom durch den Draht gehen lässt, so erhält das Eisen magnetische Kraft, welche so lange dauert, als die electrische Strömung. Unterbricht man diese, d. h. öffnet man die magnetische Kette, so ist augenblicklich die Kraft fort; schliesst man dieselbe, so ist sie augenblicklich wieder da. Das umwickelte Eisen ist ein Electromagnet. Die glattgefeilten Endflächen sind die Pole desselben. Der Electromagnetismus lässt sich im praktischen Leben zur Hervorbringung dauernder magnetischer Bewegungen mancherlei Art benützen, wird aber nach der bisherigen Darstellungsweise dazu noch theuer. Seine wichtigste*

Anwendung hat er bis jetzt in dem electromagnetischen oder kurz, electrischen Telegraphen, dieser bewundernswürdigsten Erfindung unseres wissenschaftlichen Zeitalters.

22. Elektromagnetische Uhren.

Wichtig ist auch die Anwendung des Elektromagnetismus zum Bezeichnen der Zeit. Man hat nämlich elektromagnetische Uhren gemacht, welche, mit einer Hauptuhr verbunden, den allergenauesten Gang haben. Diese Uhren bestehen nur aus einem Zifferblatt, hinter welchem ein kleiner Elektromagnet mit Anker und ein Rad mit 60 Zähnen angebracht ist. Der Anker steht durch einen leitenden Draht mit der Hauptuhr, die allein ein wirkliches Uhrwerk hat, in Verbindung. Die Hauptuhr hat ein Sekundenpendel, das bei jeder Schwingung eine galvanische Kette schließt und damit nach jeder mit dem galvanischen Apparate verbundenen Uhr einen elektrischen Strom sendet, wodurch jeder Anker, von seinen Magneten angezogen, das Rad um einen Zahn fortschiebt und dies an allen verbundenen Uhren in demselben Augenblicke. Das Rad ist also ein Sekundenrad und seine Bewegung nach der gewöhnlichen Art auf Minuten- und Stunden-Zeiger übertragen. Es müssen also alle elektromagnetischen Uhren der ganzen Stadt, ja des ganzen Landes, wenn sie mit einer Hauptuhr in Verbindung stehen, ganz genau mit einander gehen. Die Hauptuhr muß man aber immer nach der Sonne, oder genauer, nach dem Gange der Erde, welche die allergenaueste Uhr ist, gestellt werden, was mittelst des sogenannten Mittags-Fernrohres geschieht. In Leipzig, vielleicht auch noch in andern Städten, hat man bereits solche Uhren und kann dort jeder gegen eine billige Abgabe eine solche, sehr richtig gehende Uhr im Hause haben. In der Bequemlichkeit, welche die elektromagnetischen Uhren im bürgerlichen Leben bieten, besteht nicht der größte Werth derselben; weit wichtiger ist ihr Einfluß auf die Wissenschaften, namentlich auf Länder- und Himmelskunde. So kann man z. B. durch sie, weit genauer als durch die sorgfältigsten astronomischen Betrachtungen, die geographische Länge eines Ortes bestimmen, und dies ohne die mindeste Schwierigkeit. — Ueberhaupt wird der Elektromagnetismus, bereits seiner Kindheit entwachsen, zum Manne herangereift, eine große Rolle spielen, manche Maschinerien stürzen und selbst dem Dampf seinen Rang abstreiten.

23. Nutzen der Naturlehre.

Abergläubige, in der Naturlehre nicht unterrichtete Menschen fürchten sich bei manchen der erwähnten Naturerscheinungen; halten ein Irrlicht, einen feurigen Drachen u. dgl. für böse Geister; zittern und beben vor Angst, wenn sich der Blitz durch die Luft schlängelt und der Donner die Erde erschüttert, weil sie dieses für ein Zürnen der beleidigten Gottheit halten, sehen jede ihnen unbekannte leuchtende Erscheinung am Himmel als Verkündigung eines bevorstehenden Krieges oder wohl gar der Nähe des sogenannten jüngsten Tages an, und fragen einander ängstlich, wenn sie einen Kometen am Himmel sehen: was mag doch der Stern mit der Ruthe wieder zu bedeuten haben? Gewiß eine Strafe für die sündige Welt u. s. w. Ihr aber Kinder, die ihr das in diesen wenigen Bogen Vorgetragene begriffen habt, ihr werdet euch nicht fürchten vor einem Irrlicht, einem feurigen Drachen; werdet nicht zittern und beben vor einem Donnerwetter, und eine, wenn auch unbekannte, glänzende Erscheinung am Himmel nicht für einen Vorboten eines blutigen Krieges halten; werdet den Lichtschweif eines Kometen nicht als eine Zuchtruthe des Vaters im Himmel ansehen u. s. w. Euch macht gewiß dieses Alles ungemeine Freude; ihr möchtet wohl gerne einmal ein Irrlicht, oder einen feurigen Drachen recht in der Nähe sehen, ihr bewundert die ungeheuere Schnelligkeit des Blitzes, die Stärke des Donners und die Menge der Elektricität in den Wolken; ihr suchet jede euch unbekannte Erscheinung zu erklären, betrachtet mit forschendem Blicke den Kometen mit seinem Schweife, der auf seiner weiten Reise auch einmal wieder in unsere Nähe kommt rc., und erkennt in allem diesen, von der Natur und den Erscheinungen in derselben auf den Schöpfer der Natur schließend, die Macht und Größe eines liebenden nicht zürnenden Gottes, der Alles erhält, Alles regiert und der allein würdig ist, zu nehmen Preis und Ehre und Anbetung.

IV. Zur Geographie Deutschlands.

1. Deutschland

ist unser Vaterland, die Heimath unserer Väter, wo auch uns Gottes Sonne zuerst geschienen und liebend die Mutter an's Herz gedrückt. Hier verlebten wir den Frühling unserer Kindheit und genährt vom väterlichen Boden lernten wir deutsche

Zunge, deutsche Zucht und deutsche Sitte. D'rum habe lieb dein Vaterland wie deine Heimath! Trage es in deinem Herzen wie dein Vaterhaus! Für das Vaterland lebe, kämpfe und sterbe!

Kein schöneres Land als Heimath
Und meine Heimath nur;
Wie blüht der Baum so anders,
Wie anders Wald und Flur!

2. Das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz?
Das Land, wo auf den sanften Höh'n
Die Traube reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb' und Treu
Den Schmerz des Erdenlebens stillt?
Das gute Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreise froher Menschen wohnt?
Das heil'ge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

Heil dir, du Land, so hehr und groß,
Vor allen auf dem Erdenrund!
Wie schön gedeiht in deinem Schooß
Der edlen Freiheit schöner Bund!
Drum wollen wir dir Liebe weih'n
Und deines Ruhmes würdig sein.

Mathematische Beschaffenheit.

3. Deutschlands Größe.

Unser Vaterland reicht von einem Meere zum andern und stößt gegen Norden an die Nordsee oder das deutsche Meer, Dänemark und die Ostsee oder das baltische Meer, gegen Osten an die

preußischen Provinzen Preußen und Posen, ferner an Polen, Galizien, Ungarn und Kroatien, gegen Süden an das adriatische Meer, Italien (Venetien, Lombardei), die Schweiz und gegen Westen an Frankreich, Belgien und Holland. Sein südlichster Punkt ist bei Pola, sein Nordpunkt bei Kolding, sein Mittelpunkt aber ist das Fichtelgebirge.

Der Flächeninhalt von Deutschland beträgt 11,438 □ Meilen, worauf 46 Millionen Menschen wohnen. Etwa 23 Mill. (Süd-Deutschland) bekennen sich zur katholischen, 22½ Mill. (in Nord-Deutschland) zur evangelischen Kirche; ½ Mill. Juden. Größer war Deutschland freilich zur Zeit seines Glanzes, als es noch die Schweiz und Elsaß, Holland und Belgien umfing und selbst über Lothringen und Burgund herrschte.

Physische Beschaffenheit.

4. Bodenform und Gebirge.

Von den steilen Bergwänden der bis zu 14,000 Fuß Höhe hinaufsteigenden Alpen senkt sich das Land schnell bis zu einer Höhe von 2000 Fuß herab, und zeigt in Mitteldeutschland Lagen von 800—1000 Fuß, die mit Höhen von 2000—3000 Fuß abwechseln. Von dort an senkt sich der Boden gegen die Nord- und Ostsee hin allmälig so, daß das Land an manchen Stellen durch Dämme oder Deiche gegen Meeresfluthen und Stromgewässer geschützt werden muß. Man heißt den nördlichen Theil Deutschlands, fast ununterbrochenes Tiefland, Niederdeutschland, den südlichen Theil, größtentheils Gebirg und Hochland, Oberdeutschland.

Die vorzüglichsten und höchsten Gebirge in Deutschland sind: 1) Die Tyroler-Alpen mit der Ortelesspitze (12,050′ h.) und dem Großglockner (12,000′ h.), die Norischen-, die Karnischen-Alpen, der Terglou (9,400′ h.), die Julischen Alpen, der Hundsrück mit dem Watzmann, die Salzburger-, die Steirischen Alpen, der Wiener-Wald; 2) auf der rechten Seite des Rhein: der Schwarzwald, die schwäbische oder rauhe Alp, der Odenwald, der Taunus, das Vogelgebirg, der Teutoburger-Wald, das Wesergebirge (mit dem westphälischen Thor); 3) auf der linken Seite des Rhein als Fortsetzung der Vogesen: der Donnersberg, der Hochwald, Hundsrück und als Fortsetzung der Ardennen die hohe Veen und Eifel; 4) vom Fichtelgebirge mit dem Schneeberg (3200′ h.) gehen aus: die fränkische Jura, der Steigerwald, der Harz mit dem Brocken (3500′ h.), das Erzgebirge mit dem Fichtelberge

(3700′ h.), das Lausitzer-Gebirge, das Riesengebirg mit der Schneekoppe (5000′ h.), die Sudeten (3000′ h.), woran sich die Karpathen schließen; der Böhmerwald, das Mährische Gebirge.

5. Das Alplied.

Auf hoher Alp wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein weiss und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp von kräuterreichen Höh'n
Die Lüftlein lieblich weh'n,
Gewürzig, frei und rein
Mags wohl sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Gletschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp des Giessbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hohler Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp in Schaaren weiss und schön,
Die Schaf und Zicklein geh'n
Und finden's Mahl bereit
Dass sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp der Hirt sein Heerdlein schaut,
Sein Herze Gott vertraut,
Der Geis und Lamm ernährt
Ihm auch wohl gern bescheert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

6. Aussicht von einer Alpe.

Vor dem Dorfe Ebensee, auch Lambath genannt, und liegend an dem südlichen Ende des Gmündner- oder Traunsee's, liegt gen Abend nicht fern die Alpe Kanabitsattel. Sie ist nur von mäßiger Höhe, leicht und sicher selbst während der Nacht zu besteigen. Mache dich auf Abends gegen 10 Uhr von Ebensee. Um zwei Uhr gelangst du zur Hütte der Sennerin. Hast du dich daselbst erquickt, so tritt auf die Höhe, um die Geburt

des neuen Lichtes zu erleben. Noch ist es Nacht; nur ein fahler Schein des Lichtes verräth nach Mittag hinaus eine räthselhafte Luftgestalt; aber bald, wenn es um dich dämmert, wird sie verklärt. Wie eine Pyramide von rosenfarbigem Quarze steht sie jetzt vor dir; es ist der Gipfel des Thorsteins mit seinen Gletschern und Schneefeldern. Jetzt röthet sich am obern Saume der Morgennebel, der die niedern Berge umschwebt, und dann strahlt der Gipfel jenes Gletschers schon im heitern Sonnenlicht, obgleich die Sonne dir noch tief hinter den östlichen Bergen verborgen ist. Wende dich jetzt gen Mitternacht und tritt an die schroffsten Wände der Alpe, die hier 500 Klafter tief in Abgrund hinabsetzen. Da siehst du Bayerns Ebenen im Lichte der Morgendämmerung und das ganze Hügelmeer Oesterreichs, von Passau und dem dunkeln Böhmerwalde bis hinab an die Berge bei Marbach und Mölk an der Donau. Aber so wie mit jedem Augenblicke diese nördliche Welt mit frischerem Morgenroth überströmt wird, treten dir bestimmter hervor die Hügelrücken, die Gebirgskette, die schimmernden Flüsse, die Städte und üppigen Wohnplätze. Tritt der Tag nun lichter herauf, kürzen sich die Alpenschatten um dich her, dann breitet sich der weite Attersee und der Gmündnersee, der hintere und vordere Lambathsee zu deinen Füssen aus, häufig durch zwischentretende Felsen so oder so in mehrere Stücke getheilt, so daß diese Seen wohl als zwölf große Spiegel erscheinen. Diesen ungeheuern Gesichtskreis von den Hügeln an der Isar bis gegen Wien hin an die Berge von Marbach und Mölk an der Donau, dies ausgebreitete Schaustück von Städten und Märkten, von Schlössern und Dörfern, dieses Heer von Seen im Vordergrunde mit einem Blicke zu überschauen, welch ein Zaubergemälde! — Nur auf den Voralpen und vorzüglich hier auf dem Schafberge, ist das möglich; darum heißt der Kanabitsattel der Rigi des deutschen Landes.

7. Das Riesengebirge.

Die Kuppen des Riesengebirges sind ganz kahl, und die Gehänge und niederen Joche tragen meistens Nadelholz. Ueber der Höhe von 3600 Fuß wächst nur noch eine kleine Strecke hinauf die Zwergkiefer, das niedere Knieholz, aus welchem man in Schlesien allerlei niedliche Sachen verfertigt. Nur vereinzelnt zeigt sich hier und da noch der Vogelbeerbaum (Eberesche). Auf den höchsten Punkten finden wir nur noch lange Flechten (Teufelsbart), isländisches Moos und wohlriechendes Veilchenmoos. Dörfer gibt es im eigentlichen Riesengebirge nicht, aber

viele zerstreute Wohnungen, Bauden genannt, gleich den Sennehütten auf den Alpen, nur daß man einige derselben auch im Winter bewohnt (Winterbauden). Man zählt deren wohl an 3000, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen 20,000 Kühe und 12,000 Ziegen halten. Diese Bauden sind von Holz, auf einer steinernen Grundlage erbaut, welche eine Klafter hoch über den Boden hervorragt. Der Eingang ist durch das überhängende Dach vor dem Wetter geschützt; die Wohnstube, mit einem großen Kachelofen, einigen Tischen und Bänken ausgestattet, ist geräumig, daneben eine Kammer, und gegenüber, durch Hausflur und Küche getrennt, befindet sich der Stall. Das Dach ist mit Schindeln bedeckt und reicht bei den an Bergabhängen stehenden Bauden an der Hinterseite bis auf den Boden hinab; unter demselben ist der Futtervorrath und zuweilen die Schlafstelle für einen Theil der Familie oder Gäste. Der Reisende findet darin eine gute Herberge.

Im Frühjahre ist das Viehaustreiben, im Sommer die Wanderung auf die Waldweide die Freude und Belustigung der Bewohner dieser einsamen Berghütten und Dörfer am Fuße des Gebirges. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Ställen „zu Berge getrieben." Beim Schalle langer, hölzerner Schalmeien, Hellahörner genannt, bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine an einem verzierten Bügel am Halse trägt, treibt man die blöckenden Heerden zwischen Fichten und Tannen zn den Sommerbauden in das Hochgebirge, welches nun 14 bis 15 Wochen lang von diesen fröhlichen Tönen wiederhallt. Das ist die Zeit der Ernte; da wird Butter und Käse viel gemacht für den eigenen Bedarf und für auswärtigen Absatz; vorzüglich lobt man die runden Kräuterkäse (Koppenkäse), denen ein gewürztes Pulver von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergmünze, Steinklee und Schafgarbe beigemischt ist.

Ein stets schneereicher Winter, welcher vom Oktober bis in den Mai dauert, verkürzt die Frühlings- und Herbstzeit auf wenige Wochen, wie in den Gegenden des hohen Nordens. Der Herbst selbst beginnt mit Frösten, welche auf den Gebirgsrücken meistens von Schneegestöber begleitet sind, während derselbe im Flachlande noch von feuchter, regnerischer Beschaffenheit ist. Auf den höchsten Gebirgsrücken schmilzt dann gewöhnlich der Schnee nicht mehr, und nur auf den niedern Abhängen und in den Thälern herrscht vor dem gänzlichen Einwintern noch einige Wochen der Wechsel von Frost und Thauwetter. Die angehäufte Schneemasse, gewöhnlich die Höhe einer Klafter übersteigend,

setzt dann die Baudner oft Wochen, ja Monate lang aus aller Verbindung mit den Thalbewohnern, und macht den Verkehr schwierig, selbst lebensgefährlich. Oft müssen die Bewohner den Ein- und Ausgang durch die Dachlucken oder den Schornstein suchen, die Richtung der gewöhnlichen Wege durch aufgesteckte lange Stangen bezeichnen, und, falls ein Sterbefall in der Familie eintritt, die Leichen so lange im Schnee aufbewahren, bis das Thauwetter es ihnen erlaubt, sie hinab auf den Kirchhof ihres Ortes zu bringen. Diese großen Schneemassen verursachen aber auch hier, wie in allen Hochgebirgen, an den steilen Lehnen häufige Schneestürze, die den Lawinen der Alpen ähnlich sind; doch werden sie nicht so verderblich, wie diese. Im Winter sind Schlittenfahrten, auf kleinen Schlitten die Bergabhänge hinab, ein gewöhnliches, dem Anscheine nach halsbrechendes Vergnügen, dessen Gefahren aber die Kühnheit und Gewandtheit der Lenker leicht beseitigt.

Während im Winter der Schnee die Baudner oft entsetzlich belästigt, erfahren sie im Sommer den häufigsten Wechsel von Nebel, Regen und heiterer Witterung mit Winden und Stürmen. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und vertheilen sich wieder, einen lichten, bald zerrissenen, bald dichten und zusammenhängenden Schleier um die Gipfel der Berge ziehend. Schnell entstehen Windstöße von Norden und Süden und umgekehrt; unerwartet ergießen sich die heftigsten Regengüsse, und im schnellsten Wechsel erheitert und trübt sich der Himmel. Furchtbare Gewitter, welche auch im Hochgebirge häufig sind, entladen sich mehr an den Hängen und Thalrändern; doch treffen die Blitze nicht selten die höchsten Gipfel der Berge, wie schon oft die Schneekoppe selbst, namentlich am 18. Oktober 1828 in einer Stunde fünfmal.

Diese schnell wechselnden Erscheinungen in den höheren Regionen sind, nach der Volkssage, die Launen des gewaltigen Berggeistes Rübezahl, welcher seit dem dreißigjährigen Kriege diese schauerlich große Gebirgsgegend beherrscht. Er ist indessen den Schlesiern mehr als den Böhmen bekannt. In ihm laufen alle Märchen und Sagen des Riesengebirges zusammen; bald erscheint er als Mensch riesenhaft und rußig, bald auch in verschiedenen Thiergestalten, die Bewohner der Gegend entweder beglückend oder neckend. Im Ganzen ist jedoch der Charakter der Sagen von Rübezahl mehr launenhaft und komisch, selten tragisch. Seine Launen sind mannigfaltig und abwechselnd, wie das Wetter im Gebirge: er straft diejenigen oft, die ihn durch Rufen seines Namens necken und reizen; betrügerischen Roß-

händlern verkauft er ein stattliches Pferd, welches sich nachher in einen Strohwisch verwandelt; Abenteurern wird ihr Pferd plötzlich und ohne daß sie es selbst merken, zum Stocke, auf dem sie hernach im lächerlichsten Aufzuge durch das Dorf reiten; Armen dagegen füllt er den Korb mit trocknem Laube, das sie keuchend fortschleppen und nachher in Gold verwandelt sehen; Kinder und rechtschaffene Brautleute aber beschenkt er öfters. Er läßt sich statt des mit Unrecht Verurtheilten hängen, zappelt stundenlang am Galgen, und wenn man endlich nachsieht, findet man nur einen Strohwisch. Im höchsten Gebirge duldet er keine Jagd; nicht einmal Jagdhunde darf man dahin mitnehmen. — Von den hundert verschiedenen Ableitungen seines Namens ist die bekannteste: er habe sich von einer schönen Prinzessin foppen lassen, die ihm, während er auf ihren Befehl die Rüben seines Gartens zählte, entflohen sei.

8. Meere, Meerbusen, Meerengen.

An drei Meere gränzt Deutschland, nämlich an die Nordsee oder das deutsche Meer, an die Ostsee oder das baltische Meer, und an das adriatische Meer. Die Nordsee hat den Dollart und den Jahdebusen, nebst den weiten Weser- und Elbemündungen. Die Ostsee hat den Travebusen (auch Busen von Lübeck genannt), den Busen von Wismar, das pommersche Haf, dann in Ostpreußen das kurische Haf, frische Haf und Putziger-Wik, alle drei in dem großen Busen von Danzig. Das adriatische Meer hat den Busen von Triest und von Quarnero.

Als Meerengen sind zu merken: Der Femersund zwischen Holstein und der Insel Femern, dann die Gellen zwischen Pommern und der Insel Rügen.

9. Die Ostsee.

Die Ostsee oder das baltische Meer hängt durch den Sund, den großen und kleinen Belt mit der Nordsee zusammen. Sie bespült zwei preußische Provinzen, Pommern und Preußen, und ist fast anderthalb Mal so groß, als der preußische Staat.

In der Ostsee liegen viele Inseln; am dichtesten zusammengedrängt finden sich dieselben im bottnischen Meerbusen. Viele von ihnen sind mit freundlichen Dörfern und baumreichen Gefilden geschmückt.

Im Vergleich zu den übrigen Meeren hat die Ostsee nur eine geringe Tiefe. An den meisten Stellen beträgt sie nur 50

bis 100 Fuß. Die Ufer sind meist so flach, daß ein erwachsener Mensch 200 Schritte in die See hineingehen kann. Daher hat die Küste viel gute Badestellen. Die Ostsee hat keine Ebbe und Fluth. Ihr Wasser ist meergrün, aber klarer und kälter, als das der großen Meere, und wegen der vielen ihr zufließenden süssen Gewässer auch weniger salzig. Daher geschieht es zuweilen, daß bei sehr strenger Kälte ein großer Theil von ihr zufriert. Wo im Sommer Schiffe fuhren, das reist man nun zu Fuß, zu Pferde und in Schlitten. Solche Reisen, die am gewöhnlichsten über den bottnischen Meerbusen von Rußland nach Schweden unternommen werden, sind sehr beschwerlich und einförmig. Auf der weiten Fläche stehen wunderbar geformte Eisblöcke, zwischen denen das Auge nichts als Schnee und Eis erblickt. Kein Laut, als das Geschleife des Schlittens, das Läuten der Schellen oder der Hufschlag der Pferde, unterbricht die Todesstille. Kommt ein Schneesturm, oder entstehen unter donnerähnlichem Krachen viele Risse und große Spalten im Eise, — dann wird die Reise gefährlich.

Erst im Mai gelingt es der Sonne, das Eis zu vertreiben und die Schiffahrt frei zu machen. Alsdann spielen die plätschernden Wellen über den weißen Sand bis an die Dünen (die mit angespülten Sandhügeln besetzte Küste) und laden den armen Strandfischer wie den reichen Schiffsbesitzer oder Rheder zur Fahrt ein. Bald schaukeln sich auf der grünen Fluth die kleinen Fischerboote mit ihren rothen, und die Seeschiffe mit ihren weißen Segeln und schnelle Dampfer durchfurchen ihre Wogen.

Das freundliche Bild ändert sich aber, wenn ein heftiger Nordostwind sich mit aller Gewalt aufs Meer stürzt. Dann färben sich von den heraufziehenden schwarzen Wolken die Wellen dunkelgrau; sie steigen immer höher in ununterbrochenem Rollen, und der überstürzende Kamm kräuselt sich mit weißem Schaume. Bald nahet ein Sturm über die aufgeregte See; ein Blitz zuckt aus den Wolken, und mit dem Rollen des Donners mischt sich das Gebrüll der am Ufer brandenden Wogen. Du stehest an dem hohen Strande sicher; aber das Schiff, das mitten in diesem Getöse bald auf die Spitze der Wellen gehoben, bald in den Abgrund gesenkt wird, ringt vergeblich mit dem Sturme. Schon hat der Wind die Masten halb herabgeschlagen; schon hängen die Segel in Fetzen zerrissen, schon haben die Wellen das Steuer zerbrochen, und so treibt das Schiff, ein Spiel des Windes und der Wogen, dem Lande immer näher. Die Schiffer erkennen wohl die Gefahr. Ein Kanonenschuß als Nothruf blitzt von dem Vordertheile des Schiffes auf, und der Knall bringt

durch den Sturm bis an dein Ohr. Du siehst den Untergang des Schiffes vor Augen und kannst doch nicht helfen; denn wer sollte es wagen, bei solchem Ungestüm in die See hinauszufahren? Da schallt ein zweiter, ein dritter Schuß vom Schiffe her, eine Welle hebt es hoch empor, und es schließt mit ungeheuerm Anpralle auf den steinigen Grund, so daß es von einander berstet. Ein Schrei des Schreckens vom Ufer her begegnet dem Angstrufe der Gestrandeten. Wellen auf Wellen wälzen sich unermüdlich über das Wrack und reißen manchen wackern Mann über Bord ins kühle Grab, bis endlich auch die letzte Planke losgerissen wird, und Rumpf und Masten mit Mann und Maus versinken. — Und wenn am Morgen die Sonne wieder klar und heiter leuchtet, dann rollen nur noch die geschäftigen Wellen mit dumpfem Gemurmel dahin, als plauderten sie von dem Raube, den sie gestern gemacht.

10. Schifffahrt.

Wie ein Schifflein auf dem Meere,
Schwebt das Leben über'm Tod,
Oben, unten, ringsumher
Von Gefahren stets umdroht.

Eine schwache Bretterwand
Trennet dich von deinem Grab,
Eines Hauches Unbestand
Wiegt sich schaukelnd auf und ab.

Seien Lüfte noch so klar,
Sei die Tiefe noch so still,
In Gefahr ist immerdar,
Wer durchs Leben will!

11. Flüsse.

Die Ströme Deutschlands sind: 1) die **Donau**, welche in Baden auf dem Schwarzwalde bei Donaueschingen entspringt und sich durch die Kilia-, Sulina- und Kredillo-Mündung ins schwarze Meer ergießt; sie nimmt auf von der rechten Seite: die I l l e r, den L e c h mit der Wertach, den I n n mit der Salza, die E n s, die D r a u mit der Muhr und die Save; von der linken Seite: die A l t m ü h l, die N a a b, den R e g e n und die M a r c h; 2) der **Rhein**, welcher in der Schweiz von den Graubündter Alpen aus entspringt, durch den Bodensee fließt und sich durch mehrere Arme (Yssel, Waal, Leck,

Vecht) in die Nordsee ergießt; der Rhein nimmt rechts auf: den Neckar mit dem Kocher und der Jaxt, den Main mit der Regnitz, die Lahn, die Sieg, die Luhr, die Lippe; links: die Mosel mit der Saar; 3) die **Weser**, welche aus dem Zusammenflusse der Werra und Fulda entsteht und in die Nordsee mündet, von der rechten Seite die Aller, mit der Ocker und Leine, von der linken Seite die Hunte aufnimmt; 4) die **Elbe**, welche in Böhmen von der Schneekoppe im Riesengebirge entspringt und in die Nordsee fließt; sie nimmt rechts auf: die schwarze Elster, die Havel mit der Spree, links: die Moldau, Eger, Mulde und die Saale mit der weißen Elster; 5) die **Oder**, welche in österreichisch Schlesien auf den Sudeten entspringt, in Pommern das stettiner Haff bildet und sich in die Ostsee ergießt, nimmt auf von der rechten Seite die Warthe, von der linken die Neisse, Schweidnitz und Katzbach; 6) die **Ems** mit Aa und Haase ergießt sich in den Dollart (einen Meerbusen der Nordsee).

12. Die Elbe.

Wenn man von dem Dorfe Schreibershau her den Kamm des Riesengebirges besteigt, so kommt man nach einem ziemlich anstrengenden Marsche auf eine weit ausgedehnte, hier und da etwas sumpfige, nicht überreich mit Blumen geschmückte Wiese, die den Namen Elbwiese führt und 420 Fuß hoch über dem Meeresspiegel liegt. Aus einigen der größeren sumpfigen Stellen fließt das Wasser nach den etwas tiefer gelegenen Theilen ab und bildet hier und da sogenannte Brunnen, das heißt, Vertiefungen mit klarem, steinigem Grunde von dem Umfange eines großen Waschfaßes. Diese unscheinbaren Brunnen sind die eigentlichen Quellen der Elbe; denn von ihnen aus bilden sich kleine, 1 bis 2 Fuß breite, kaum einen halben Schuh tiefe Löchelchen, die nach dem Südfuße des Gebirges hineilen und nach ihrer Vereinigung den Namen Elbe erhalten. Hat man ihr auf dem Wege nach der Riesenkoppe hin eine mäßige Strecke weit das Geleit gegeben, so stürzt sie sich in wildester Eile über jähe Felsen hinab in den nach ihr benannten Elbgrund, einem schönen, von hohen, steilen Gebirgswänden umgrenzten Thale. Raschen Laufes erreicht sie bei Hohenelbe die Hügellandschaft, tritt bei Josephsstadt in die böhmische Thalebene, wendet sich bei Parduwitz plötzlich westlich, geht dann nordwestlich, von Leitmeritz an nördlich und drängt sich bei Lobositz durch eine Felsenspalte, um aus dem großen Gebirgskessel Böhmen in das Königreich Sachsen zu gelangen. Hier

durchbricht sie zwischen Tetschen und Pirna die merkwürdigen Quadersandsteingebilde der schönen sächsischen Schweiz, bewässert hierauf den herrlichen Thalgrund, in dem Dresden liegt, und zwängt sich zum dritten Male bei Meißen durch Granitgebirge hindurch, um endlich in die norddeutsche Tiefebene zu gelangen. Dort nimmt sie außer andern Gewässern links die Mulde und Saale, rechts die Havel auf und ergießt sich, nachdem sie einen Lauf von 171 Meilen zurückgelegt hat, unterhalb Hamburg in einer Breite von zwei Meilen in die Nordsee. Wer die Elbe hier mit Hunderten von großen Dampf- und Segelschiffen bedeckt sieht, welche bestimmt sind, den Verkehr zwischen Deutschland, England, dem fernen Amerika und den übrigen Erdtheilen zu vermitteln, und sich dabei der unscheinbaren Quellen dieses Flußes erinnert, der wird lebhaft von dem Gedanken erfüllt, daß das Große recht oft einen gar kleinen Anfang nimmt.

13. Die Weser.

Die Weser ist unter den Hauptströmen Deutschlands der kleinste; dafür ist sie aber auch von den Quellen bis zur Mündung ein deutscher Fluß. Sie erhält ihren Namen erst durch die Vereinigung zweier anderer Flüsse, der Werra und der Fulda. Wo der schöne Thüringer-Wald seine grünen Höhen ausbreitet, da nimmt die Werra ihren Ursprung; anmuthige Bergthäler mit stattlichem Nadel- und Laubholz umgeben sie, bis sie immer stärker wird und in flachere Gegenden eintritt; westlich von dem Thüringerwalde liegt das Rhöngebirg; dort entspringt die Fulda; beide tragen bereits Schiffe, wenn sie sich bei der hannöver'schen Stadt Münden vereinigen. Eine Wasserfahrt von hier an bis nach Preußisch-Minden hat Aehnlichkeit mit einer Fahrt auf dem Rheine von Mainz bis Köln. Auf beiden Seiten erheben sich Gebirge, die zum Theil stark an die Ufer herantreten; alte Burgruinen krönen die Höhen; Schlösser schauen hier und da stolz herab; freundliche Städte breiten sich an dem Flusse aus, und Wiesen, Fruchtfelder, Obstalleen und Wälder säumen ihn ein, wo nicht Felswände die Ufer begrenzen. Manch grüner Eichen- und Buchenwald schaut anmuthig von den Hügeln ins Thal herab. Bei Karlshafen mündet die Diemel, unweit Vlotho die Werra in die Weser; auch die Pader fließt ihr zu; merkwürdig ist, daß die letztere unter dem Dome zu Paderborn entspringt; armsdicke Quellen stürzen aus der Mauer hervor, welche den Vorbau des Berges bildet, auf dem das Gebäude sich erhebt; sie füllen

sofort das Bett des Flußes mit dem klarsten Wasser. Nirgends sieht man wohl eine Quelle von so bedeutender Stärke.

Eine Stunde oberhalb Minden gelangt man zur Westphälischen Pforte. Während der Jakobsberg, die letzte schroff abfallende Höhe, sich unmittelbar an dem Strome erhebt, so daß nur durch bedeutende Sprengungen ein Durchgang für den Schienenstrang der Köln-Mindner-Eisenbahn und ein Raum für den Bahnhof Porta gewonnen werden konnte, breiten sich zwischen dem linken Ufer der Weser und dem Wittekindsberge Wiesen und Felder aus, in denen sich das Eisenwerk Porta erhebt. Das ganze Gebirge zeigt, so weit das Auge reicht, keinen einzigen tiefern Einschnitt, und so ist die Weserscharte, wie die dortigen Landleute die Westphälische Pforte nennen, der einzige, weit klaffende Bruch des Höhenzuges.

Bei Minden tritt die Weser für immer aus den Bergen heraus und strömt langsamer durch die norddeutsche Tiefebene dahin. Bald verläßt sie das preußische Gebiet, nimmt noch ihren bedeutenden Nebenfluß, die Aller, auf und strömt breit und stolz an der berühmten Handelsstadt Bremen vorüber. Wo sie zwischen Hannover und Oldenburg die Grenze bildet, erweitert sie sich durch die eindringende See zu einer Art von Meerbusen; dann mündet sie in die Nordsee.

14. Kanäle.

Die Kanäle sind: 1) der Wiener-Kanal von Wien bis Oedenburg (12 M. lang); 2) der Ludwigs-Kanal verbindet unmittelbar die Altmühl mit der Regnitz, mittelbar Donau mit Rhein; 3) der Bremer-Kanal ($^1/_2$ M. lang) verbindet die Weser und Elbe; 4) der Kieler-Kanal verbindet die Eider (also die Nordsee) mit der Ostsee; 5) der Plauensche-Kanal zur Verbindung der Havel mit der Elbe; 6) der Finow-Kanal, welcher die Oder mit der Havel verbindet; 7) der Friedrich Wilhelms-Kanal zur Vereinigung der Spree mit der Oder.

15. Der Ludwigskanal.

Darunter versteht man den Kanal, welchen König Ludwig von Bayern zur Verbindung des Mains und der Donau graben liess; wesshalb er auch der Donau-Mainkanal heisst. Was ist aber ein Kanal? Es ist nichts anderes, als ein grosser Graben oder Fluss, der von Menschenhänden angelegt ist und mit Wasser angefüllt wird, damit grössere oder kleinere Fahrzeuge

darauf gehen können, in welchen die Waaren hin- und hergeführt (transportirt) werden. Durch einen solchen Kanal wird also der Transport der Waaren erleichtert und der Handel befördert.

Der Ludwigskanal beschreibt folgende Linie: er geht von Bamberg über Forchheim, Nürnberg, Neumarkt, Kelheim und mündet in die Donau. Durch ihn werden also die Hauptflüsse des Königreiches Bayern: die Donau und der Main mit einander verbunden; und da der letzte Fluss in den Rhein fällt, und dieser in die Nordsee, so können die Waaren von dieser zu Schiffe in die Donau und auf derselben durch Oesterreich, Ungarn, Türkei und das schwarze Meer geschifft werden, so dass also der Ludwigskanal die Nordsee in Europa und das schwarze Meer in Asien mit einander verbindet. Schon vor 1000 Jahren hatte ein berühmter Kaiser, Karl der Grosse, den Gedanken gefasst, eine solche Verbindung herzustellen; aber er führte ihn nicht aus. Erst dem Könige Ludwig I. ist die Ausführung dieses grossen Gedankens vorbehalten gewesen, wesswegen der Kanal auch Ludwigskanal heisst. Er wurde 1835 begonnen und ist binnen 9 Jahren mit einem Aufwande von 11 Mill. Gulden glänzend durchgeführt worden. Er ist $23^1/_2$ Meilen lang, oben 54 und in der Sohle 34 Fuss breit und 5 Fuss tief und wird von 91 Schleussen gestaut. Dabei wird er mittels Brücken über 12 Flüsse geführt, geht aber selbst unter 105 Brücken durch und wird von der Nürnberg-Fürther Eisensahn durchschnitten.

16. Landseen.

1) In Oesterreich: der Traunsee, Attersee, Zirknitzersee; 2) in Bayern: der Bodensee, Königssee, Chiemsee, Würmsee, Ammersee; 3) in Würtemberg: der Federsee; 4) in Baden: der Mummelsee; 5) in Mecklenburg: der Ratzenburger-, Schweriner-, Müritzer-See.

17. Der Bodensee.

An Seen ist Deutschland, wenigstens das westliche, nicht reich, und nur einer, der zur Hälfte nach der Schweiz gehört, ist von beträchtlicher Größe, der Bodensee. Dafür übertrifft derselbe an Naturschönheiten alle die zahlreichen Seen an der Küste der Ostsee, und nur wenige Seen der eigentlichen Schweiz können ihm vorgezogen werden. Der Bodensee ist eigentlich

nichts weiter als eine Erweiterung des Rheinbettes zu einem weiten und tiefen Becken. Aber freilich ist dies Becken 7 Meilen lang und 2 Meilen breit und nimmt eine Fläche von 10 Q. Meilen ein. Dabei ist die größte Tiefe an 1000 Fuß gefunden worden. Man hat berechnet, daß, wenn der Bodensee leer wäre, der Rhein über 2 Jahre brauchen würde, um ihn wieder zu füllen. Auf dieser gewaltigen Wasserfläche gibt es nun auch Stürme, welche denen auf dem Meere gleichen, und wobei sich haushohe Wellen erheben. Da diese oft plötzlich hervorbrechen, so gilt die Schifffahrt auf dem See für gefährlich. Doch seit die Dampfschiffe eingeführt sind, haben Reisende sich nicht mehr zu fürchten; jene Schiffe widerstehen dem heftigsten Sturme. Die Fischer aber, welche in leichten Kähnen das Gewässer befahren, erkennen meistens an vorausgehenden Zeichen die Gefahr, und flüchten in einen Hafen. Fische halten sich zahlreich und gerne in dem klaren Gewässer auf, welches noch den Vortheil gewährt, daß es fast niemals zufriert. Außer vielen andern Arten, zum Theil von beträchtlicher Größe, fängt man jährlich eine ungeheure Menge sogenannter Blaufellchen, welche für eine Leckerei gelten. Natürlich ziehen sich nach einer solchen Nahrungsquelle auch viele fischfressende Vögel, als Reiher, Strandläufer, sogar Möven und Taucher. Die Ufer des Sees sind sanft aufsteigend und herrlich mit Früchten, Obst und Wein angebaut. Die höheren Berge der Schweiz erblickt man nur in der Ferne. Besonders lieblich nehmen sich aber die zwei kleinen Inseln aus, welche in den Erweiterungen des Sees gegen den Ausfluß des Rheins hin liegen, dort, wo die alte Stadt Konstanz hervorragt. Wie schön es an dem See sein muß, sieht man auch daraus, daß fünf verschiedene Staaten sich ein Stück seines Ufers angeeignet haben; im Süden die Schweiz, westlich Baden, nördlich Würtemberg und Bayern, östlich Oesterreich, welches mit seinem Tyrolerlande daran stößt.

18. Der Zirknitzer-See.

An den julischen Alpen liegt in Krain der berühmte Zirknitzer-See, von jeher das Wunder und Räthsel der Gegend. Oestlich von Adelsberg, wo die Geheimnisse der Unterwelt in hundert Gewölben der Kalkfelsen verschlossen sind, breitet sich der wunderschöne See von Zirknitz aus, wie ein Spiegel von 3 Q. Meilen. Aus ihm ragen hervor fünf Inseln, und eine derselben trägt selbst das Dörfchen Ottok. Er ist sehr reich an Fischen und Wasservögeln, und die ganze Thalgegend umher ist

romantisch schön. Bei vielem Regen gewinnt er an Umfang, aber bei sehr trockenem Wetter verschwindet sein Gewässer und ziehet in den geheimnißvollen Schooß der Unterwelt, begleitet von Wassergeflügel und allen Fischen. Von Stunde zu Stunde sinkt tiefer der Spiegel, denn eine Menge von Löchern im Grunde des See's verschluckt sein Gewässer. Unterirdische Höhlen von unermeßlichem Umfange, die nie ein menschliches Auge geschaut, nehmen es auf. Jetzt schaut der Grund des See's hinauf, er trocknet ab, und der rührige Mensch erntet das Gras, wo er sonst fischte, er wagt zu säen und erntet Buchweizen, er nimmt statt des Netzes das Feuerrohr und erlegt Wildpret. So ist der wunderbare See mit Recht im Rufe, daß man in ihm fischen, jagen und ernten kann, bis die Zeit sich wendet, häufige Regengüsse und starke Gewitter sich einstellen. Dann tritt das Gewässer aus den Grundlöchern gewaltsam herauf, so daß binnen 24 Stunden der See gleichsam wieder neu geschaffen ist.

19. Klima.

Deutschlands Klima ist im Ganzen gemäßigt und gesund; im ebenen Norden feucht und rauh, im gebirgigen Süden trocken und kalt. Der tiefste Süden erfreut sich eines italienischen Himmels. Die mildesten und freundlichsten Gegenden sind am Rhein, Main, Neckar und Bodensee.

20. Boden und Produkte.

Deutschlands Boden ist sehr fruchtbar, und wo es immer möglich ist, auf's Beste angebaut. Man findet zwar dürre und sandige, sowie auch sumpfige und morastige Gegenden, aber auch diese sind häufig verbessert und urbar gemacht, und Germanien gehört in jeder Beziehung unter die cultivirtesten Länder der Erde. Es ist daher auch sehr gesegnet an Produkten aller Art. Das Pflanzenreich liefert in hinreichender Menge alle Getreidearten, Hopfen, Obst, Tabak, in Süddeutschland und am Rhein auch treffliche Weine, und an der Südgrenze sogar Feigen, Citronen und andere Südfrüchte. Die nördlichsten Gegenden aber haben keine große Fruchtbarkeit. Die Waldungen haben sich zwar sehr vermindert, und in manchen Gegenden herrscht Holzmangel, indeß besitzt das Land noch ausgedehnte Wälder im Norden und in den Gebirgen. Das Mineralreich hat Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Bernstein, Asphalt, Steinkohlen, besonders Salz in Ueberfluß. Einige Halb-

edelsteine, als Topase, Granaten, Turmaline und Quarzkrystalle, findet man in den böhmischen und mährischen Gebirgen; die meisten ausgezeichneten Steinarten besitzt wohl Tyrol. Deutschland zählt einige Hundert mineralische Badequellen oder Gesundbrunnen, unter denen die vorzüglichsten zu Karlsbald, Eger, Töplitz, Wiesbaden, Selters, Pyrmont, Landek, Warmbrunn und Salzbrunn. Das Thierreich liefert treffliche Pferde, besonders an den Küsten der Nord- und Ostsee in Holstein und Mecklenburg, das beste Rindvieh im Norden und Süden, Schafe, Ziegen, Schweine, Bienen, Fische, sehr viel Wildpret in den Waldungen und fast gar keine reißenden Thiere.

21. Teplitz.

An der Spitze der merkwürdigsten und unwiderlegbarsten Zeugnisse für den feuerflüssigen Zustand des Erdinnern stehen neben den Vulkanen die warmen und heißen Quellen, und als Gesundbrunnen und Bäder sind sie zugleich der Menschheit ein wohlthätiges Geschenk des Schöpfers. Schon in den frühesten Zeiten wurden ihre Heilkräfte erkannt und es richtete die Dankbarkeit der Gottheit an solchen Orten Altäre und Tempel auf.

Kein Land in Europa ist gesegneter mit dieser Gottesgabe, als Böhmen, und die Gold- und Silbergruben des Kaiserstaates kommen in künstlicher Beziehung diesen Bädern gleich. Teplitz theilt sich mit Karlsbald in den ersten Rang der böhmischen Kurorte. Anmuthig, in einem von der Tepel durchschlängelten Thale, umgeben von den Vorgebirgen des Erzgebirges, links das freundliche, reinliche Städtchen, das in 400 Häusern etwa 3000 Einwohner hat. Außer der Badezeit ist's hier still und einsam; aber so wie die Nachtigallen im Tepelthale gehört werden, beginnt der Zug der Kurgäste über die Berge; und ein reges, glänzendes Leben blüht, und verblüht nicht eher wieder, als bis der Herbst die ersten falben Blätter auf die Wege streut.

Die Teplitzer Quellen sind warm (zwischen 24 und 40 Gr. R.), und der Heizheerd ist ohne Zweifel der nämliche, der auch das Karlsbader Wasser kocht. Die Sage, daß ein unterirdischer Brand mächtiger Braunkohlenflötze das Wasser erwärmen, ist ohne Grund und schon durch die Thatsache widerlegt worden, daß am Tage des Lissaboner Erdbebens (1. November 1755) alle Quellen plötzlich eine Viertelstunde lang ausblieben, dann aber mit unerhörter Gewalt und kochend hervorbrachen, und rund um Alles überschwemmten. Tief im Innern der Erde muß also die Ursache liegen, die zwei so weit entfernte Ereignisse zusammenknüpfen kann, und an eine engbegrenzte, örtliche, wie sie der

Brand der nahen Braunkohlenflötze wäre, ist gar nicht zu denken. Das Teplitzer Wasser wird meist als Bad, selten als Trank gebraucht. Uralt ist der Ruf hiesiger Heilsquellen und er reicht bis in das Dunkel der Sage hinein.

22. Industrie und Handel.

Die Industrie Deutschlands steht in ausgezeichneter Blüthe, wetteifert mit England und Frankreich, und übertrifft in einzelnen Kunstprodukten (Glaswaaren, Spiegel) alle Länder der Erde. Der Deutsche bearbeitet einheimische und fremde Erzeugnisse vortrefflich. Bergbau und Hüttenwesen sind nirgends vollkommener. Leinwand und Baumwollenzeuge werden vorzüglich in Schlesien und Sachsen verfertigt. Die deutschen Tücher und wollenen Gewebe stehen nur den niederländischen nach, so wie Waffen und Schneidewerkzeuge in der Zierlichkeit den englischen, nicht aber an innerer Güte. Die schlesischen Arbeiten in Gußeisen sind berühmt, auch die Porzellan- und Steingutgefäße an mehreren Orten in Sachsen und Brandenburg.

Der Handel ist umfassend und von großer Bedeutung, und wird durch die Lage Deutschlands an den Meeren, durch die vielen schiffbaren Flüsse und vielen Eisenbahnen sehr befördert. Er geht hauptsächlich dem Laufe der Eisenbahnen und Ströme nach, und ist in letzterer Beziehung auf der Elbe und demnächst auf dem Rhein und der Weser am wichtigsten. Deutsche Schiffe segeln auf allen europäischen Meeren.

Die wichtigsten Seehäfen sind: Hamburg, Bremen und Emden für die Nordsee; Lübek, Stettin und Rostok für die Ostsee; Triest für das mittelländische Meer; die vornehmsten Handelsstädte des innern Landes sind: Frankfurt am Main, Leipzig, Köln, Nürnberg, Augsburg, Bozen, Wien, Breslau, Frankfurt an der Oder, Magdeburg und Braunschweig.

Politische Beschaffenheit.

23. Einwohner.

Zwei Völkerschaften bewohnen das deutsche Land, das germanische Urvolk und später eingewanderte Slaven. Die deutsche Sprache erklingt in zwei Hauptdialekten, der Ober- oder Hochdeutschen in Oberdeutschland und der Nieder- oder Plattdeutschen in Niederdeutschland. In Böhmen und Mähren ist noch die slavische Sprache im Gebrauch.

Die Deutschen gehören zu den aufgeklärtesten und gebildetsten Bewohnern der Erde. In keinem Lande sind die Schulen in so gutem Zustande, wie in Deutschland. Menschen, die nicht lesen und schreiben können, trifft man in andern Ländern häufig, in Deutschland sehr selten. Es gibt 23 deutsche Universitäten, und sehr viele andere höhere Bildungsanstalten. An Gediegenheit und Anzahl großer Gelehrten, Schriftsteller und Künstler wird Deutschland von keinem Lande der Welt übertroffen. Die Erfindung des Schießpulvers durch Berchthold Schwarz und der Buchdruckerkunst durch Johann v. Guttenberg sichern den Deutschen für ewige Zeiten den Ruhm geistiger Größe.

24. Charakter der Deutschen.

Die Deutschen, Nachkommen der alten Germanen, zeichnen sich aus durch einen wohlgestalteten und kräftigen Körperbau, Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Biederkeit und Treue, durch religiösen Sinn, gründliche Bildung, Arbeitsamkeit, Ordnung und Reinlichkeit. Aufforderung genug, christliche Volksjugend, diese Stammestugenden durch Aneignung und Bewahrung einer ächtdeutschen Denk- und Handlungsweise dir zu erwerben und zu erhalten, und dir dadurch deinen Nationalcharakter zu sichern.

25. Deutsches Gelübde.

Ich hab' mich ergeben,
Mit Herz und mit Hand,
Dir, mit Lieb' und Leben,
Mein deutsches Vaterland.

Mein Herz ist entglommen,
Dir treu zugewandt!
Du Land der Frei'n und Frommen,
Du herrlich Hermannsland.

Ach Gott, thu' erheben
Mein jung Hermannsblut,
Zu frischem, freud'gem Leben,
Zu freiem, frohen Muth.

Laßt Kraft mich erwerben,
In Herz und in Hand,
Zu leben, zu sterben
Für's theure Vaterland.

26. Eintheilung.

Nachdem das Herzogthum Anhalt-Köthen 1847 durch Erbschaft an Dessau und die Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen 1850 durch Vertrag an Preußen gefallen sind, wird der deutsche Bundesstaat von folgenden 35 Staaten gebildet:

1) Das **Kaiserthum Oesterreich.** Es hat folgende deutsche Besitzungen: a) das Erzherzogthum Oesterreich, Hptst. Wien a. d. Donau mit 450,000 Einw.; b) das Herzogthum Salzburg, Hptst. Salzburg; c) das Herzogthum Steiermark, Hptst. Grätz; d) das Königreich Illyrien, Hptst. Laibach; e) die gefürstete Grafschaft Tyrol, Hptst. Innsbruck; f) das Königreich Böhmen, Hptst. Prag, 130,000 Einw.; g) die Markgrafschaft Mähren mit österreichisch Schlesien, Hptst. Brünn.

Geschichtlich merkwürdige Orte: Wagram (Schlachten 1809); Zirl am Inn mit der Martinswand (Jagdabenteuer des Kaisers Max I.); Trient (Kirchenversammlung von 1545—1563); Austerlitz (Dreikaiserschlacht am 2. und 3. Februar 1805).

2) Das **Königreich Preußen** mit folgenden deutschen Provinzen: a) Brandenburg, Hptst. Berlin mit 470,000 Einw.; b) Pommern, Hptst. Stettin; c) Schlesien, Hptst. Breslau; d) Sachsen, Hptst. Magdeburg; e) Westphalen, Hptst. Münster; f) Rheinprovinz, Hptst. Köln; g) die ehemaligen Fürstenthümer Hohenzollern, Hptst. Hechingen, Sigmaringen.

Geschichtlich merkwürdige Orte: Fehrbellin, (berühmt durch die Schlacht gegen die Schweden 1675); Lützen (Schlacht von 1632); Münster, (wurde 1648 der westphälische Friede geschlossen).

3) Das Königreich Bayern mit der Hptst. München, welches 132,000 Einw. zählt.

4) Das Königreich Sachsen, Hptstadt Dresden mit 90,000 Einw.

5) Das Königreich Hannover, Hptst. Hannover mit 40,000 Einw.

6) Das Königreich Würtemberg, Hptst. Stuttgart mit 50,000 Einw.

7) Das Großherzogthum Baden, Hptst. Karlsruhe mit 26,000 Einw.

8) Das Großherzogthum Hessen-Darmstadt, Hptst. Darmstadt mit 36,000 Einw.

9) Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, Hptst. Schwerin mit 18,000 Einw.

10) Das Großherzogthum Oldenburg, Hptst. Oldenburg mit 9000 Einw.

11) Das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, Hptst. Weimar mit 18,000 Einw.

12) Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, Hptst. Neustrelitz mit 8000 Einw.

13) Das Großherzogthum Luxemburg, Hptst. Luxemburg mit 14,000 Einw.

14) Das Churfürstenthum Hessen-Kassel, Hptst. Kassel mit 35,000 Einw.

15) Das Herzogthum Nassau, Hptst. Wiesbaden mit 14,000 Einw.

16) Das Herzogthum Braunschweig, Hptst. Braunschweig mit 40,000 Einw.

17) Das Herzogthum Holstein, Hptst. Glückstadt mit 9000 Einw.

18) Das Herzogthum Sachsen-Koburg, Hptst. Koburg mit 10,000 Einw.; Gotha 16,000 Einw.

19) Das Herzogthum Sachsen-Meiningen, Hauptstadt Meiningen mit 6500 Einw.

20) Das Herzogthum Sachsen-Altenburg, Hauptstadt Altenburg mit 16,000 Einw.

21) Das Herzogthum Anhalt-Dessau, Hptst. Dessau mit 13,000 Einw.

22) Das Herzogthum Anhalt-Bernburg, Hptst. Bernburg mit 6500 Einw.

23) Das Fürstenthum Waldeck, Hptst. Arolsen mit 2500 Einw.

24) Das Fürstenthum Lippe-Detmold, Hptst. Detmold mit 5000 Einw.

25) Das Fürstenthum Lippe-Schaumburg, Hauptstadt Bückeburg mit 3000 Einw.

26) Das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, Hptst. Rudolstadt mit 6000 Einw.

27) Das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, Hptst. Sondershausen mit 4500 Einw.

28) Das Fürstenthum Reuß-Greiz, Hptst. Greiz mit 7000 Einw.

29) Das Fürstenthum Reuß-Schleiz, Hptst. Schleiz mit 3000 Einw.

30) Das Fürstenthum Liechtenstein, Hpst. Vaduz oder Liechtenstein.

31) Die Landgrafschaft Hessen-Homburg, Hauptstadt Homburg mit 5000 Einw.

32) Die freie Stadt Hamburg an der Elbe mit 150,000 E.
33) " " Frankfurt am Main mit 63,000 E.
34) " " Bremen an der Weser mit 55,000 E.
35) " " Lübek an der Trave mit 30,000 E.

Nach dem Sturze Napoleons I. schlossen die Staaten, in welche Deutschland nach und nach zerfallen war, auf dem Wiener Kongreß am 8. Juni 1815 den deutschen Bund zur Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten. „Der deutsche Bundestag," von den Gesandten der einzelnen deutschen Staaten unter dem Vorsitze Oesterreichs und Preußens gebildet, hat seinen Sitz zu Frankfurt am Main. Das Bundesheer soll aus dem hundertsten Theil der Bevölkerung bestehen. Bundesfestungen sind: Luxemburg, Mainz, Landau, Germesheim, Rastadt, Ulm.

27. Wien.

Der Wiener hat Recht, wenn er singt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!" Denn nicht nur durch ihre Größe und die Schönheit ihrer Lage, sondern auch durch die vielfachen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, sowie ganz besonders durch die hervorstechenden liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner ist die Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zugleich die merkwürdigste Stadt Deutschlands. Schon von den alten Römern angelegt, widerstand sie späterhin mit ihren festen Mauern und Wällen, vertheidigt durch die standhafte Tapferkeit der Christen mehrmals den furchtbarsten Angriffen der siegreich vordringenden Türken; mächtigen deutschen Kaisern und dem habsburgischen Geschlechte diente sie zur Residenz, und die bedeutendsten unserer deutschen Musiker, Haydn, Beethoven und Mozart, haben den größten Theil ihres Lebens darin zugebracht und hier, unter den für alle Kunst empfänglichen Wienern, ihre Meisterwerke geschaffen.

Um die eigentliche Stadt herum, deren enge, meist unregelmäßig gebaute Straßen mit den 3 bis 5 bisweilen sogar 6 bis 8 Stockwerke hohen Häusern fortwährend vom Menschengewühl und dem ununterbrochenen Strome auf- und abfahrender Wagen und Karossen so sehr wimmeln, daß der Fußgänger dadurch nicht selten in Lebensgefahr kommt, und sich nur durch das Hineinspringen in einen Wagentritt oder in die naheliegenden Häuser vor Zerquetschungen retten kann, liegen, weitläufiger und freundlicher gebaut, die 34 Vorstädte Wiens, von denen die zwei nördlichen, die Jägerzeil und die Leopoldstadt, durch den Kanal von der Stadt getrennt und durch fünf Brücken mit derselben verbunden sind. Die 32 übrigen umgürten die Stadt in einem großen Halbkreise und sind von derselben durch ein 600 Schritt breites, mit herrlichen Alleen, üppigen Baumpflan-

zungen und grünen Rosenplätzen versehenes Glacis geschieden. Auf einem Flächenraume, welcher $3^1/_2$ deutsche Meilen im Umfange hat, wohnen hier gegen eine halbe Million Einwohner, Deutsche, Italiener, Ungarn u. s. w., die vielen, besonders orientalischen Fremden abgerechnet, welche sich fortwährend in Wien des ausgedehnten Handels wegen aufhalten und in ihren eigenthümlichen Nationaltrachten ein buntes Farben- und Formengemisch der Kleidung auf den Straßen zur Schau tragen. Auf die innere Stadt kommt indeß nur der zehnte Theil jener Bevölkerung.

Wien, der Zusammenfluß des höchsten Adels und der Sitz der reichsten Kaufmannschaft des ganzen Kaiserstaates, ist reich an großen, prachtvollen Palästen und andern Gebäuden, welche mit geschmackvollen Läden, in welchen der Luxus zur Schau gestellt ist, oft ganze Straßen einnehmen. Doch unter allen tritt ein Bauwerk ganz besonders hervor, es ist die Stephanskirche mit ihrem 420 Fuß hohen Thurme. Diese herrliche Kirche Wiens ist zugleich eine der schönsten in ganz Europa und ein vorzügliches Denkmal altdeutscher Baukunst. Sie ward 1144 angefangen und in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet.

Der geeignetste Punkt, die ganze Kaiserstadt zu überblicken, ist die Spitze des Wienerberges im Süden der Stadt, wo eine Säule von altdeutscher, kunstreicher Arbeit steht, die sogenannte Spinnerei am Kreuze.

Unter den vielen öffentlichen Veranügungsorten, in denen wir das Wienerleben in seiner Gemüthlichkeit und Ausgelassenheit zugleich beobachten können, zeichnen sich besonders zwei aus. Vor allen bekannt ist der in der Nähe der Stadt auf einer ausgedehnten Donauinsel mit üppigem Wiesengrunde gelegene Lustgarten, Prater genannt, welcher, abwechselnd Garten- und Waldpartien darbietend, fortwährend von den fröhlichen Wienern besucht wird, und in dessen langer, prachtvollen Allee oft Tausende von stattlichen Karossen, mit geschmückten Herren und Damen sich hin und her bewegen. Der eigentliche Tummelplatz des Volkes ist der sogenannte Wurstprater, wo unzählige Volksmassen in Kaffee-, Bier- und Weinhäusern, Kegelbahnen, Schaukeln, Carousfels u. dgl., welche ihre Zelte zwischen den grünen Bäumen aufgeschlagen haben, ihrem Vergnügen nachgehen. Denn ein Hauptvorzug des Wiener-Charakters ist Leben und Lebenlassen. Selbst mitten unter ernsten Bedrängnissen verläßt den Wiener sein Muth, der oft in ausgelassene Laune übersprudelt, so leicht nicht. Auch die Brigittenau ist gar oft der Schauplatz der Lust-

barkeit des Volkes, besonders an dem allgemeinen Volksfeste, welches am Brigittenkirchtag von Arm und Reich, Jung und Alt ohne Unterschied des Standes und Ranges dort begangen wird. Es ist leicht begreiflich, daß jeder Fremde unter den heitern Wienern und in ihrer schönen Gegend sich recht behaglich findet.

28. Berlin.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staates und erste königliche Residenz, ist eine der schönsten Städte von ganz Europa. Nur von London, Paris, Konstantinopel und Petersburg wird sie an Bewohnerzahl übertroffen; sie ist gegenwärtig mit ihren 500,000 Einwohnern die volkreichste Stadt Deutschlands, zugleich stärker bevölkert als Wien. Ihr Umfang beträgt fast drei Meilen, ihre größte Ausdehnung von Südost nach Nordwest etwa halb so viel. Sie wird von der für kleinere Fahrzeuge schiffbaren Spree in mehrfachen Krümmungen durchflossen und in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt.

Unter allen Gebäuden verdient vorzüglich das vor anderthalb hundert Jahren vom ersten preußischen Könige mitten in der Stadt dicht an der Spree erbaute große königliche Schloß genannt zu werden, ein über 100 Fuß hohes, prachtvolles Bauwerk, das ein längliches Viereck bildet, und innerhalb zwei große und zwei kleine Höfe einschließt. Ferner sind zu nennen das große Zeughaus, dessen unterer Saal die schweren Geschütze, der obere die schön geordneten leichten Waffen und die erbeuteten Kriegsfahnen und andere Feldzeichen enthält. Gegenüber dem Zeughause liegt das von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm bewohnte Palais. Neben dem Zeughause stehen die Hauptwache, die Singakademie, das Universitätsgebäude und weiterhin das Akademiegebäude, welchem gegenüber das Opernhaus gelegen ist, das nach dem furchtbaren Brande von 1843 um so prächtiger wieder eingerichtet, jetzt eines der schönsten Opernhäuser in Europa ist. Unter den Kirchen ist die katholische Hedwigskirche zu nennen.

Die großartigste aller Straßen Berlins ist die 1600 Schritt lange und 85 Schritt breite, mit einer vierfachen Baumreihe von Linden besetzte Straße: „Unter den Linden," welche sich zwischen prachtvollen Palästen, Hotels und Kaufhallen bis zum Brandenburger Thore hinzieht, und von der fast eine halbe Meile langen Friedrichsstraße ziemlich in der Mitte durchschnitten wird. Die regelmäßigste, geradeste Straße ist die

Leipziger, die belebteste die Königsstraße. Der Gensdarmenmarkt ist einer der größten Plätze; auf ihm steht zwischen zwei Kirchen das große Schauspielhaus. Viele auf öffentlichen Plätzen aufgerichtete Standbilder großer Helden gereichen der Stadt vorzüglich zur Zierde.

Von den Vergnügungsplätzen der Berliner ist der angenehmste und bekannteste der Thiergarten, ein über 800 Morgen großer, über zwei Stunden im Umfange haltender Park mit zahlreichen Fuß-, Reit- und Fahrwegen, schönen Wiesenplätzen und Teichen, Blumenbeeten und Gebüschgruppen zwischen den Baumpartieen, sowie mit einer Menge Kaffeewirthschaften und anderen Vergnügungsplätzen. Der Thiergarten liegt vor dem Brandenburger Thore und zieht sich zu beiden Seiten der Chaussee nach Charlottenburg hin, welche Nachts erleuchtet ist, was bei wenig andern großen Städten in den Parken der Fall ist. Berlin ist überhaupt des Nachts in allen Hauptstadttheilen glänzend erleuchtet.

Erklärungen aus der physikalischen Geographie.

29. Land und Meer.

Von der Oberfläche der Erde nimmt ungefähr den vierten Theil das Land, drei Viertheile das Meer ein. Das feste Land, d. h. große, zusammenhängende Theile der Erde nennt man Continent. Kleinere, von Wasser rings umgebene Landmassen heißen Inseln. Kleinere Inseln nennt man auch Eilande oder Holme. Ein Land, welches mehr als zur Hälfte vom Wasser umgeben ist, und nur an einer Seite mit dem Festlande zusammenhängt, nennt man Halbinsel, und wenn diese sehr schmal ist, Erdzunge. Inseln, welche durch zwei Arme eines Flusses gebildet werden, heißen Werder. Mehrere nahe beisammen liegende Inseln heißen eine Inselgruppe, ein Archipelagus oder Inselmeer. Klippen und Riffe sind Felsen, welche einzeln aus dem Meere hervorragen. Ein ins Meer vorspringender Theil einer Küste heißt ein Kap oder Vorgebirg. Die Erhöhungen, welche das Meer an manchen Orten aus zusammengespültem Sand aufhäuft, werden Dünen genannt. Hängen zwei große Länder durch einen schmalen Landstrich zusammen, so nennt man diesen eine Landenge oder einen Istmus, wogegen ein schmaler Theil des Meeres, der zwei größere Meere verbindet, eine Meerenge oder Straße heißt.

Kleinere Meere, welche von Land eingeschlossen sind, nennt man **Binnenmeer**, oder wenn sie von geringerem Umfange sind, **Landseen**. Die meisten derselben nehmen Flüsse in sich auf und verlieren das erhaltene Wasser ebenfalls durch Flüsse, wie dies z. B. bei dem Bodensee der Fall ist. Solche Seen nennt man auch **Flußseen**. Andere, wie z. B. der Aralsee in Asien, nehmen Flüsse auf, haben aber keine sichtbaren Abflüsse und werden **Steppen** oder **Mündungsseen** genannt.

Ein **Meerbusen** oder **Golf** ist ein Theil des Meeres, der sich weit in das Land hinein erstreckt. Kleinere Meerbusen heißen **Baien** oder **Buchten**. Jenen Landstrich, der zunächst am Meere liegt, nennt man die **Küste**, den äußersten Rand der Küste aber das **Ufer** oder auch das **Gestade**. Ein hohes Ufer heißt **Strand**, und das Anschlagen und Schäumen der Wellen am felsigen Strande die **Brandung**. Ein fast ganz oder auch nur theilweise von der Natur oder durch Kunst von Land oder Steinen eingeschlossener Theil des Meeres, worin die Schiffe gegen Stürme geschützt sind, heißt ein **Seehafen**.

Nur wenige Landstriche der Erde liegen tiefer, als das Meer, z. B. die Gegend am Jordanflusse in Asien und die Niederlande in Europa; sonst liegt alles Land höher, und man pflegt die Höhe der Orte durchgehends nach ihrer Steigung über die Meeresfläche zu berechnen. Die Höhenmessungen geschehen gewöhnlich mit Hilfe des **Barometers**.

Der Boden des Landes ist theils eben, theils bergig. Eine große Fläche ohne merkliche Erhöhungen oder Vertiefungen heißt eine Ebene. Wenn die Ebene nicht gar viel über der Meeresfläche liegt, heißt sie **Tiefland**, liegt sie wenigstens 3000 Fuß darüber, **Hochebene** oder **Hochland**. Manche Ebenen sind sehr fruchtbar, und man nennt sie **Feld**, wie z. B. das Marchfeld in Oesterreich, das Lechfeld in Bayern. Andere haben sehr geringe Fruchtbarkeit, und werden **Haiden** oder **Steppen** genannt. Unbewohnte Gegenden heißen **Einöden**, und wenn sie groß sind, Wüsten. Zuweilen findet man in der Wüste schön bewachsene fruchtbare Plätze, die wie Inseln aus dem Sandmeere hervorragen. Man nennt sie **Oasen**. Bisweilen aber sind sie ganz mit Sand bedeckt, und heißen dann **Sandwüsten**.

Kleine Anhöhen nennt man **Hügel**, größere aber **Berge**, und wenn sie aus kahlen Steinmassen bestehen, **Felsen**. Mehrere zusammenhängende Berge machen ein **Gebirg** aus, und wenn sie in mächtigen Reihen fortlaufen, eine **Gebirgskette**. Die massenhaftesten Berge einer ganzen Kette, von welcher die übrigen gleichsam Zweige oder Ausläufer zu sein scheinen, heißt man

den Gebirgsstock. Ein Gebirg, welches sich in das Meer hinein erstreckt, heißt Vorgebirg oder Kap.

30. Die Erde, dargestellt durch den Globus.

Der Globus stellt die runde Gestalt der Erde, und was sich auf derselben befindet, dar. Die wichtigsten Linien auf dem Globus sind: 1) der Aequator, oder die Linie, welche die Erde in die nördliche und südliche Halbkugel theilt; 2) der Meridian, welcher die Erde in die östliche und westliche Halbkugel theilt. Es gibt unendlich viele Meridiane; der erste wird durch die Insel Ferro gezogen gedacht. 3) Die Ekliptik oder Sonnenbahn, welche den Aequator an zwei entgegengesetzten Punkten durchschneidet. 4) Der Horizont oder Gesichtskreis; er theilt sich in den wahren und scheinbaren. Der wahre Horizont wird auf dem Globus durch den hölzernen Reif angezeigt. Der scheinbare Horizont ist der, welchen wir auf jedem freien Platze übersehen.

Kleinere Linien auf dem Globus sind: 1) die beiden Polarkreise, der nördliche und südliche; 2) die beiden Wendekreise, der nördliche oder Wendekreis des Krebses, der südliche, oder Wendekreis des Steinbocks. Nach diesen Kreisen werden die Zonen, welche die verschiedenen Grade der Wärme und Kälte in den verschiedenen Gegenden der Erde darstellen, bestimmt. Man unterscheidet fünf Zonen: die heiße, zwischen den beiden Wendekreisen; zwei gemäßigte, zwischen den Wende- und Polarkreisen, und zwei kalte, innerhalb den Polarkreisen.

V. Zur deutschen Geschichte.

Einleitung.

1. Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Unser Vaterland war in alten Zeiten größtentheils ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheuerer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große hercynische Wald zog sich von den Alpen 60 Tagreisen weit hindurch, und von ihm sind noch der Rheinwald, Schwarzwald, Odenwald, Westerwald, Spessart, Böhmerwald, Thüringerwald, das Fichtel- und Erzgebirge, der Harz und viele andere die Ueberbleibsel. Der Boden war wenig bearbeitet. An Getreide konnte man nur Gerste und

Hafer bauen; die Weiden aber waren grasreich und schön, und das Rindvieh sowie die Pferde, wenngleich klein und unansehnlich, doch von sehr guter und dauerhafter Art. Edle Obstbäume konnten nicht wohl gedeihen, es wuchsen nur einige Arten wilder Beeren, und die Römer fanden das ganze Land so unfreundlich, daß sie es für unmöglich hielten, Jemand könne Italien verlassen, um in Deutschland zu wohnen.

Unsere Vorfahren aber liebten dieses Land über Alles, weil sie als freie Männer darin geboren waren, und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freiheit schützen half. Die Wälder und Sümpfe schreckten den Feind, die rauhe Luft, sowie die Jagd der wilden Thiere stärkten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Kost wuchsen sie zu so hohen Gestalten und solcher Kraft empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten. So hart hatten sie sich von Jugend auf gewöhnt, daß sie selbst im Winter sich draußen im kalten Flusse badeten und an den kältesten Orten nur wenig Kleidung trugen. Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden, hingen von den Schultern herab, doch so, daß ein großer Theil des Leibes unbedeckt war. Die Kinder aber liefen fast ganz nackend umher, ohne ängstliche Pflege und Wartung, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die frühern Jahre hindurchbrachten, wunderten sich, wie die Knaben der Deutschen ohne Ammen und Windeln in solcher Fülle der Gesundheit heranblühten.

Die Römer nannten dieses Volk nach seiner kriegerischen und tapferen Sinnesart Germanen (d. i. Herrmannen, Wehr- oder Kriegsmänner), und hielten es mit Recht für ein uraltes, reines, ungemischtes Stammvolk. Es war nur sich selbst gleich; und wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus einfachem, reinem Samen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, so war auch unter den Tausenden des einfachen deutschen Stammes nur eine, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark, ihre Haare meistentheils gelb und lang herabhängend, ihre Augen blau, ihr Blick durchdringend und kühn. Zur Kriegsarbeit waren sie unermüdet, für sitzende Gewerbe aber unlustig. Sie litten geduldiger Hunger als Durst, geduldiger die Kälte als die Hitze des Tages.

Städte liebten und bauten sie nicht; sie verglichen sie den Gefängnissen; nicht einmal zusammenhängende Dörfer legten sie gerne an, so groß war ihre Lust und Liebe zu uneingeschränkter

Freiheit. Die Hütte lag meistentheils in der Mitte der Feldmark, die zu ihr gehörte, und mit einem Gehege umschlossen war, und eine Anzahl solcher Höfe zusammen bildete eine Mark oder einen Gau. Ja, sehr oft wählten sie ihre Sitze nicht sowohl nach der Bequemlichkeit und dem Nutzen, als nach ihrer Liebe zur freien und schönen Natur. Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockte, sagt ein römischer Geschichtschreiber, da bauten sie sich an; auf der Höhe des Berges, am steilen Abhange des Felsens, neben dem rauschenden Bergstrome und im Dunkel des waldigten Thales schlugen sie am liebsten ihre Wohnung auf. Und auch deßhalb mochten sie ihr Vaterland so sehr lieben, weil es eine so große Mannigfaltigkeit an Höhe und Thal, an Wald und Wasser und Wiese darbot.

Dieses starke Naturgefühl, welches in unsern Vorfahren von Anfang gelebt hat, ist ein Grundzug des deutschen Wesens und schützt uns, so lange wir es bewahren, vor der Erschlaffung der Sinne und der Sitten, in welche die gebildetsten Völker des Alterthums durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit und durch das Zusammendrängen in größere Städte versunken sind.

2. Lebensart und Sitten der alten Deutschen.

Der Deutschen Lieblingsbeschäftigung war nächst dem Kriege die Jagd, und sie war selbst ein Krieg; denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Elenthiere und viele Arten der großen Raubvögel. Der Ackerbau und die häusliche Arbeit war den Weibern und Knechten überlassen. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, und das war sein festlicher Tag, wenn er zuerst mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen, oder mit ihm in die Schlacht gehen konnte. Man mochte die Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen, und die Ernte zu erwarten; ja, es schien ihnen sogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen könnte.

So ist es bei rohen Völkern häufig; aber daneben ist bei keinem die edle Naturanlage, die Zucht und Ordnung, die Keuschheit, die Treue, die bei den Deutschen war; keines ist, bei welchem ein Wort so viel galt, als bei ihnen; denn es galt ihnen mehr als ihren Nachkommen die Eidschwüre. Sie waren ein tapferes, freies, züchtiges, gerechtes und ehrenhaftes Volk. Dort lächelte Niemand, wie der Römer sagt, über Laster, und verderben oder sich verderben lassen, hieß nicht vornehmer Ton;

denn bei ihnen vermochten gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze.

Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Brust; sie wurden nicht Mägden und Ammen zugeschoben. Dafür verehrten sie auch die tugendhaften Frauen sehr hoch; ja, sie glaubten, es sei ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles eingeboren, so daß sie ihren Aussprüchen oft in entscheidenden Augenblicken folgten.

Zu der Morgengabe einer Frau gehörte auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe, eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frauen oft dem Herrn in den Krieg folgten. Die Frau sollte sich nicht außerhalb der Tapferkeit, des Krieges uud der Waffen halten, und sie wurde daher durch diese heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege wie im Frieden, und so müsse sie leben und so sterben; sie empfange etwas, das sie unverletzt und würdig ihren Kindern übergeben, und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten solle, um es den Enkeln zu überliefern. Und so war diese Gabe gleichsam die geheime heilige Weihe, und die Schutzgottheit der Ehe.

Der Frauen einfacher Schmuck bestand im Haarwuchs; man gab den Haaren die blonde Farbe, wenn sie sie nicht von Natur hatten, durch künstliche Mittel. Uebrigens findet sich aber bei den Deutschen nichts von den Entstellungen des Körpers, die bei rohen Völkern überall gefunden werden, durch Einritzen und Brennen wunderlicher Zeichen und Zierrathen in die Haut; und so zeigt sich selbst hierin die edlere Natur des uralten Stammes. Der Mann kannte keinen Schmuck, als seine Waffen; Helm und Schild verzierte er so gut er konnte, und das Horn des erlegten Wildes, am Rande mit Silber eingefaßt, war das kostbarste Trinkgeschirr.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gastfreundschaft höher als die Deutschen. Einen Fremden, wer er auch sei, von seinem Hause zurückzuweisen, wäre sehr schimpflich gewesen. Ein Jeder nahm ihn an seinem Tische auf nach seinem Vermögen; war sein Vorrath aufgezehrt, so wurde der, welcher noch eben Wirth gewesen, der Wegweiser und Begleiter des Gastfreundes, und ungeladen traten beide in das nächste beste Haus ein. Auch da wurden sie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abschied nahm, so erhielt er als Gastgeschenk, was er nur begehrte, und der Geber forderte seinerseits eben so frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geschenken, aber sie rechneten

weder die Gabe hoch an, noch wurden sie durch diejenige verpflichtet, die sie empfangen hatten.

Das Leben unter Freunden war sehr heiter. Gleich nach dem Schlafe, den sie gewöhnlich bis in den Tag hinein verlängerten, badeten sie sich; darauf assen sie, jeder auf seinem Sessel am besondern Tische. Dann gingen sie bewaffnet zu Geschäften, nicht minder oft aber auch zu Gastmählern. Und dabei pflegte es dann wohl im Rausche zu geschehen, daß Streit und Schmähung und sogar Blut und Wunden erfolgten. Nicht selten rathschlagten sie aber auch bei den Gastmählern über die Versöhnung zwischen Feinden, über Bündnisse und Freundschaften, über die Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden, als wenn zu keiner Zeit das Herz für einfache Gedanken offener und für große glühender wäre. Dann öffneten sie, die weder hinterlistig noch verschlagen waren, die Geheimnisse der Brust in der fröhlichen Ausgelassenheit des Mahles. Aber am folgenden Tage wurde das, was so an das Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, so daß das Verhältniß beider Zeiten richtig gestellt war; sie rathschlagten, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie sich nicht irren konnten. Bei ihren Gastmählern hatten sie auch eine Art Schauspiele. Nackte Jünglinge tanzten zwischen bloßen Schwertern und aufgerichteten Spießen nicht zum Lohn, sondern zum Beweise ihrer Kühnheit und Gewandtheit.

Das Würfelspiel trieben sie — es ist zu verwundern — nüchtern, als ein ernstes Werk, und mit solcher Begierde um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und sich selbst wagten. Der Verlierende ging in die freiwillige Knechtschaft. Wenngleich jünger und stärker als der Gegner, ließ er sich geduldig binden und als Knecht verkaufen. So standhaft hielten sie ihr Wort, selbst in einer schlechten Sache; sie nannten das Treue, sagt der römische Schriftsteller. Und er zeigt uns, wie neben diesen Fehlern, die jedoch nur das Kleid und die Hülle des ersten Naturzustandes zu nennen sind, in unserem Volke so große Tugenden und ein sehr gesunder Verstand wohnten.

3. Die bürgerlichen Einrichtungen der alten Deutschen.

Das ganze Volk bestand aus Freien und Knechten. Die Knechte aber hatten ein besseres Loos als bei andern Völkern. Sie empfingen Haus und Hof und ein Stück Land von ihrem Herrn, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe an

Korn oder Vieh, oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst verfertigt wurde. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer. Unter diesen gab es zwei Stände, edle Freie und gemeine Freie, oder Adel und Volk. Aus dem Adel wurden die Könige genommen, wo es deren gab — denn nicht alle Völkerschaften hatten Könige; — die Anführer aber im Kriege, die Herzoge, (die vor dem Heere herzogen) wählten sie nicht nach der Geburt, sondern nach ihrer Tapferkeit und Mannestugend. Ein jeder Stamm, oder mehrere zusammen, machten einen Bund und in gemeinschaftlicher Gefahr eine Eidgenossenschaft aus, wobei man auf strenge Treue hielt. Jede Treulosigkeit, desgleichen Feigheit, wurde mit dem Tode bestraft. Es galt der Grundsatz: „Einer für Alle, und Alle für Einen, auf Leben und Tod!"

Jeder freie Mann hatte Antheil an der Kraft des Ganzen, denn er war ein Glied der Volksversammlung, welche in allen wichtigen Dingen die Entscheidung gab. An Neumonden und Vollmonden kam die Gemeinde zusammen; diese Zeiten hielten sie für die glücklichsten zu irgend einem Geschäfte. Sie kamen bewaffnet. Waffen waren das Merkmal der Freiheit, und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauches aus, als daß einer ohne Waffen erschienen wäre. Aber er durfte sie nicht tragen, bis er ihrer würdig befunden war; dann schmückte in der Volksversammlung selbst entweder einer der Fürsten, oder der Vater, oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Speer. Dieses war bei ihnen das Männerkleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glied des Hauses, hinfort des Vaterlandes.

Der Gemeinde standen Priester vor; nur Gott war der allgemein gefürchtete Herr, dem zu gehorchen kein Abbruch der Freiheit war; und unter seinem Ansehen hielten die Priester die Menge in Ordnung. Sie geboten Stillschweigen. Der König, der Herzog, die Alten, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Adeligen, die von Voraltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten sei, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich, nicht im Tone des Befehlens, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarfen sie ihn durch Zischen und Gemurmel, gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen.

Wenn eine große Gefahr dem Lande drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte, so wurden alle freien Männer zu den Waffen gerufen, und das war der Heerbann.

Dieser zog aus unter dem Schutze des Nationalgottes, dessen Banner die Priester vorantrugen, und Weiber und Kinder folgten sammt aller beweglichen Habe. Außer dem allgemeinen Aufgebote des Heerbannes gab es noch eine, auf freiwilliges Zusammentreten gegründete Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den bewährten Anführer und schwuren vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Die Schlachtordnung der Deutschen war meistens keilförmig, damit sie die Reihen der Feinde leicht durchbrechen konnten. Vor der Schlacht stimmten sie den Schlachtgesang an, der furchtbar scholl, die Heldenthaten der Vorfahren und den Ruhm des Vaterlandes enthielt und die Gemüther entflammte. Den Schild im Stiche lassen oder feig aus der Schlacht entfliehen, war eine unauslöschliche Schande. Wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienste beiwohnen noch in der Volksversammlung erscheinen.

4. Religion der alten Deutschen.

Die Religion der alten Deutschen war im Allgemeinen eine Verehrung der Naturkräfte und deren Erscheinungen. Doch unterschied sie sich von dem Gottesdienste der andern alten Völker durch erhabene Einfachheit und besonders durch den festen, heitern Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, der bei ihnen alle Furcht vor dem Tode vertilgte.

Die alten Deutschen verehrten als obersten Gott den Wodan (Guodan, Goden, Guten, Gott), welchen sie mit dem schönen Namen Allvater nannten. Andere Götter waren Teut, von dem der Name Deutsche herstammt, Thor, der Gott des Donners und des Krieges, Freya, die Göttin der Ehe. Auch das Feuer, die Sonne und die Erde wurden göttlich verehrt. Der Sonne hielten sie weiße Rosse, welche vor geweihte Wagen gespannt, und von dem Priester geführt wurden. Diese achteten sorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen als eine Vorbedeutung der Zukunft. Die Erde, als wohlthätige Mutter alles Lebendigen, hieß ihnen Hertha. Ihr Bild, welches sich auf der Insel Rügen in einem heiligen Hain befand, wurde zu Zeiten auf einem mit Teppichen bedeckten, von geweihten Kühen gezogenen Wagen, von den Priestern begleitet, durch das Land gefahren, und überall waren dann fröhliche Feste. Nicht in den Tempelmauern, sondern in geweihten Hainen und Wäldern und unter der heiligen Eiche verehrten sie die Gottheit. Dorthin wallfahrtete das Volk; dort hielten die Priester ihre

Opfer. Auch weise Frauen, Alraunen genannt, welche die Zukunft voraussagten, standen in großem Ansehen. Der Rabe und die Eule waren dem alten Deutschen unglückbringende Vögel; der Kukuk verkündete die Lebensdauer. Die Begräbnisse geschahen ohne alles Gepränge; nur wurden die Leichname der Vornehmen wohl mit kostbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm seine Waffen, um in Walhalla, dem Aufenthalt der Seligen, wo auch wacker gekämpft wurde, sie zu gebrauchen. Das Grabmal, welches die Asche und die Gebeine des Verstorbenen deckte, war ein Hügel von Rosen; prächtige Denkmäler verschmähten sie. Wehklagen und Thränen legten sie bald, die Traurigkeit aber spät ab.

5. Deutsche Völkerstämme.

Die Deutschen bestanden aus vielen Volksstämmen, die in abgesonderten Bezirken oder Gauen lebten. Im Norden und Westen wohnten die Bataver, Friesen, Angeln, und Sachsen, am Harz das berühmteste germanische Volk der frühern Zeit, die Cherusker, in Böhmen die Markomanen, in Mähren die Quaden; zwischen der Elbe und Saale die Hermunduren, im heutigen Hessen die Katten, im südlichen Deutschland die Allemannen und Sueven (Schweifende, wegen ihres Wanderns von einem Ort zum andern). Im Osten und Nordosten aber lebten die mächtigen Stämme der Gothen, Vandalen und Burgunder u. s. w.

Aeltere deutsche Geschichte.

6. Erstes Auftreten der Deutschen in der Geschichte.

Zuerst unter allen deutschen Völkerschaften traten die Cimbern und Teutonen hervor. Während die Römer ein Krieg gegen Numidien (in Nordafrika) beschäftigte, kamen sie 113 vor Christi Geburt mit Weibern und Kindern, in Zügen von mehreren Hunderttausenden aus nördlicheren Gegenden in die Alpenländer. Schon die hohen Gestalten dieser in Thierfelle gekleideten Männer, noch mehr aber ihre Stärke und Tapferkeit, flößten den Römern, deren Grenzen sie berührten, Besorgnisse ein. Sie begehrten Grund und Boden zu Ackerbau und Weideplätzen und ließen sich von einem römischen Consul bewegen, diesen vorrerst in Gallien, dem heutigen Frankreich, zu suchen. Kaum hatten sie aber den Zug dahin angetreten, so überfiel sie

der Consul hinterlistig, wurde aber völlig geschlagen und Gallien erobert. Nun schickten die Römer acht Jahre hinter einander Heere gegen sie, erlitten aber eine Niederlage nach der andern, so daß in Rom selbst zuletzt die größte Bestürzung herrschte und man die gefürchteten Deutschen schon im Geiste in der Stadt sah. Die besten Feldherren der Römer wollten nicht weiter ihren Kriegsruhm opfern, und die Legionen selbst nicht ferner gegen solche Feinde in das Feld rücken. In dieser großen Noth übertrug man nun dem Marius das Consulat, 104 v. Chr. Marius war ein stolzer und sehr rauher Mann, aber ein tapferer Kriegsheld, von niedriger Herkunft und allein durch seine Kraft emporgestiegen. Er sammelte sein Heer und führte es über die Alpen nach Gallien, verschanzte sich an der Rhone, verhielt sich jedoch lange ruhig in seinem Lager, um seine Krieger an den Anblick der Riesengestalten der Feinde und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen, härtete seine Truppen durch Schanzarbeiten ab und vereitelte alle Versuche der Deutschen, nach Italien vorzudringen. Da entzweiten sich die Häupter und beide Volksstämme trennten sich. Die Cimbern und Tiguriner zogen an der Rhone hinauf, durch die Schweiz und Tyrol nach Italien, die Teutonen und Ambronen aber waren gegen Marius geblieben. Als diese sahen, daß er ihre Herausforderung zur Schlacht nicht annahm, brachen sie endlich auch auf, zogen an seinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin und riefen spottend den römischen Soldaten zu: Ob sie nichts an ihre Frauen zu befehlen hätten? Ihre Menge war so groß, daß sie sechs Tage lang in ununterbrochenen Reihen an dem Lager des Marius vorüberzogen. Marius folgte ihnen zur Seite nach; dann lagerte er sich ihnen gegenüber in dem schönen Thalgrunde bei Aix (Aeh) und schlug sie so entscheidend, daß ihre Macht mit einem Male gebrochen war. 200,000 deutsche Leiber düngten das Schlachtfeld, und 80,000 wurden gefangen, mit ihnen ihr riesengroßer König Teutobach. Die Weiber in der Wagenburg aber erwürgten sich selbst, 102 v. Christus.

Die Cimbern waren unterdessen durch Tyrol in Oberitalien eingedrungen. Sie sonnten sich behaglich unter dem neuen Himmel, aber die Teutonen, auf die sie warteten, kamen nicht. Statt ihrer erschien der Sieger Marius, und als die Cimbern Land von ihm begehrten, ließ er ihnen Teutobach und die andern gefangenen Fürsten vorführen. Von Rache erglüht, forderten sie Marius auf, eine Zeit zur Schlacht zu bestimmen. „Uebermorgen," war die Antwort, und am dritten Tage standen sich die beiden Heere bei Verona gegenüber. Die deutsche Reiterei

eröffnete die Schlacht zu ihrem Vortheile. Die vorderste Reihe des Fußvolkes hatte sich aber an den Gürteln mit Ketten verbunden, und so riß der Fallende auch den Kämpfenden mit zu Boden. Staubwolken wirbelten ihnen ins Gesicht und die ungewohnte Hitze warf auch die Rüstigsten nieder. Daneben wüthete das Würgen den ganzen Tag, bis denn 900,000 Cimbern getödtet, und 60,000 gefangen waren. Als nun Alles verloren war, fochten noch die Weiber fort von den Wägen herab und erdrosselten endlich in der Verzweiflung ihre Kinder und sich selbst, 101 vor Christus.

7. Hermann, der Befreier Deutschlands.

Rom selbst sollte einen seiner mächtigsten Feinde und den Retter deutscher Freiheit groß ziehen. Hermann, der Sohn eines Cheruskerfürsten, Segimer, war schon als Kind mit mehreren andern Geiseln nach Rom gekommen und lernte dort die römische Kriegskunst, zugleich aber auch den Haß gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes. Ein 24jähriger Jüngling, tapfer und beredt, schlanker Gestalt und edlen Gesichtes, kam er zurück nach Deutschland und vereinigte bald Alle, die das Schmachvolle des römischen Joches fühlten, zu einem Bündnisse gegen die Fremdlinge. Quintilius Varus, der römische Statthalter, der sich gegen die armen Deutschen die härtesten Bedrückungen erlaubte, schenkte dem Hermann unbegränztes Vertrauen; er ahnete nicht, welch ein Löwe hier schlummerte, der ihn zu vernichten nur die Gelegenheit erwartete. Hermanns ungetreuer Schwiegervater Segest, Fürst der Katten und Freund der Römer, dessen schöne Tochter Thusnelde Hermann geraubt hatte, weil sie ihm der Vater nicht zur Gemahlin geben wollte, bemühte sich umsonst, Quintilius Varus die Augen zu öffnen; er verlangte vergebens, daß Varus den Hermann und die andern Häuptlinge gefangen nehmen sollte; der Jüngling hatte sich zu fest in sein Vertrauen gesetzt, und in vermessener Sicherheit lebte Varus dahin.

Da brach an der Ems eine Empörung gegen die Römer aus, und Varus zog eiligst mit seinem ganzen Heere, bestehend aus 3 Legionen und 6 Cohorten der besten römischen Soldaten (ungefähr 21,000 Mann) dorthin, um die entstandenen Unruhen mit Gewalt zu unterdrücken. Hermann erhielt sogar den Befehl über die Nachhut des Heeres, welches ganz aus deutschen Miethsoldaten bestand. Er benützte diesen Anlaß sogleich, um

im Rücken der Römer die Straßen und Brücken zu zerstören und dadurch ihren Rückzug zu hindern. Hierauf vereinigte er sich mit seinen Verbündeten, und als Varus durch wilde morastige Gegenden und Sümpfe mitten in den Teutoburger Wald gekommen war, stürzten die Deutschen von allen Seiten auf ihn los und Hermann griff ihn im Rücken an. Vergebens suchte er sein zerstreutes Heer zu sammeln und umsonst ließ er seine überflüssigen Packwagen verbrennen. Weder das Fußvolk noch die Reiterei fand in dieser Wildniß Raum, um die römische Kriegskunst zu bewähren. Zwei Tage und zwei Nächte lang, unter fortwährenden Stürmen und ununterbrochenem Regen, dauerte der schreckliche Kampf und endete mit der vollkommensten Niederlage der Römer, von denen nur Wenige den deutschen Schwertern entrannen, um die Schreckensbotschaft nach Rom zu bringen. Varus, selbst verwundet, stürzte sich in sein eigenes Schwert, um dem Feinde nicht lebendig in die Hände zu fallen. Die gefangenen Feinde aber wurden theils den Göttern geopfert, theils als Sklaven verkauft.

In Rom verbreitete die Nachricht von dieser Niederlage Angst und Schrecken und selbst der Kaiser war darüber so bestürzt, daß er gleich einem Wahnsinnigen den Kopf an die Wand stieß, seine Kleider zerriß und mehrmals verzweifelnd ausrief: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Zum Zeichen der äußersten Bekümmerniß ließ er sich mehrere Monate lang Haupthaar und Bart wachsen und das sonst so stolze Rom theilte den Kummer seines Herrschers, denn es glaubte schon die gefürchteten Deutschen vor seinen Thoren; doch diese zerstörten nur die fremden Burgen bis an den Rhein und legten die Hände alsdann in den Schooß wie vorher.

Das ist die berühmte Hermannsschlacht im Teutoburger-Walde im Jahre 9 nach Christi Geburt. Wem deutsches Blut in den Adern rinnt, dem schlägt das Herz höher bei dieser Geschichte. Ohne Hermanns Muth und Hingebung hätten wir fremde Sitten, fremde Sprache, und der Name „Deutschland" wäre vielleicht aus dem Bunde europäischer Länder gestrichen. — Aber hört das schmähliche Ende, welches die Zerrissenheit Deutschlands, der Neid und die Mißgunst seiner Fürsten dem Helden Hermann bereiteten. In den Jahren der schönsten Manneskraft, mit dem ewigen Lorbeer des Ruhmes um seine Schläfe, konnten ihn seine eigenen Verwandten, seine Bundesgenossen und Freunde, weil sie seine Ueberlegenheit fühlten und seine Macht fürchteten, mit meuchelmördischer Hand niederstoßen.

Die unglückliche Thusnelde war schon früher durch den Verrath ihres eigenen Vaters in die Hände der Römer gefallen, und thränenlos, mit starrem Blicke, von unbeschreiblichem Jammer das Herz zerrissen, kehrte sie der deutschen Erde den Rücken und folgte mit ihrem Söhnchen ihren tiefgehaßten Feinden in die Gefangenschaft nach Rom.

8. Die Völkerwanderung.

Eine Reihe von Heerfahrten verschiedener Völker fielen in die römischen Provinzen ein und unterwarfen sich diese. Diese Bewegung, einzig in ihrer Art, mit Recht eine Revolution zu nennen, fing von dem Eismeere an und erstreckte sich bis zu dem atlantischen Ocean; erst im nördlichen Afrika fand sie ihre Gränze. Sie dauerte von 375 bis 568, also fast 2 Jahrhunderte. Zuerst verließen die Hunnen, ein wildes, kriegerisches Volk im nordöstlichen Asien, ihre Wohnsitze. Es waren Leute mit schwarzem, struppigem Haare, schmutzig gelber Gesichtsfarbe, breitschulterig und klein von Leib. Von ihren Pferden waren sie fast unzertrennlich; sie aßen, tranken und schliefen darauf. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie auf Karren mit sich. So jagten sie durch die Welt, von Land zu Land, raubten, sengten, mordeten, und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Heerde. Zuerst stießen sie auf die Alanen und Westgothen, welche an dem Dniester, der Donau und der Weichsel wohnten. Diese verbanden sich mit den in Ungarn wohnenden Vandalen und durchzogen Germanien; von da drangen sie über den Rhein nach Gallien, das sie gräßlich verwüsteten, und setzten sich endlich in Spanien fest. Die Vandalen gingen nach Afrika über, und ihr berühmter König Genserich errichtete da ein Reich, das nach 105 Jahren des Kaisers Justinian großer Feldherr Belisar zerstörte. Die Hunnen fielen endlich unter ihrem Könige Attila in Italien ein und bedrohten Rom. Noch gefährlichere Feinde für die Römer waren die Gothen, die erste und mächtigste unter den germanischen Völkerschaften, welche wahrscheinlich zuerst an der Ostsee ihre Wohnungen hatten. Sie belagerten unter ihrem König Alarich Rom zu verschiedenen Malen, eroberten und plünderten es. Rom, das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, erlag diesen Barbaren; ja Odoaker, ein Feldherr der Heruler und Rugier, wurde Beherrscher von ganz Italien.

Die in Deutschland zurückgebliebenen Völkerschaften waren auch stets auf Wanderung. Die Sachsen, die vorher in Hol-

stein gewohnt hatten, gingen über die Elbe und besetzten den Theil des Landes, welchen die Franken verlassen hatten, die über den Rhein gegangen waren, um sich in Gallien festzusetzen. Nebst den Sachsen waren jetzt Friesen, Thüringer, Schwaben und Bayern die Hauptvölker Deutschlands.

Doch welches waren die Ursachen dieser mächtigen Bewegungen durch ganz Europa? Ueberhäufte Bevölkerung, der Andrang anderer Völkerschwärme, besonders aber der lockende Reiz der schönen südlicheren Provinzen. Und welches waren die Folgen dieser totalen Umwälzungen? Durch die Vermischung der neuen Ankömmlinge mit den alten Einwohnern entstanden ganz neue Nationen; durch die Verpflanzung der fremden Wörter und Ausdrücke in die bisher gewöhnliche Sprache entstanden die neuen Sprachen, die italienische, französische, spanische ꝛc.; die fremden Völker, meist Heiden, lernten das Christenthum kennen und wärmten sich an den Strahlen des himmlischen Lichtes, das ihnen allmälig aufging. Freilich machten sie nur langsam Fortschritte in der Cultur. Als Leute, die sich blos mit den Waffen beschäftigten, verachteten sie Künste und Wissenschaften, die zwar schon vor der Völkerwanderung in Verfall gerathen waren, durch sie aber gänzlich sanken. Nur den Geistlichen blieben noch spärliche Kenntnisse übrig. Die schönen Denkmäler alter Kunst wurden größtentheils zerstört; man nennt dieses Zeitalter das barbarische.

9. Das Christenthum in Deutschland.

Den wichtigsten Einfluß auf den Zustand der Deutschen hat das Christenthum gehabt. Kein Volk war so empfänglich dafür, nahm dasselbe mit so warmem Herzen auf und bewahrte es so treu wie das deutsche. Die wandernden deutschen Völker, Gothen, Burgunder, Longobarden, hatten das Christenthum angenommen, so wie sie mit den Römern in nähern Verkehr kamen. Bei den Franken war dasselbe seit Clodwigs Bekehrung ausgebreitet. Nur bei den übrigen deutschen Völkern kämpfte die alte Nationalreligion noch lange gegen das Christenthum an, weil es gewöhnlich als ein Mittel der Unterjochung betrachtet wurde, und in seinen Grundsätzen, in seinem Priesterstande und dessen Vorrechten, in seinen Mysterien, fremdartigen und unverständlichen Gebräuchen, oft im grellsten Widerspruche mit dem bisher Geglaubten und Beobachteten stand. Aus fremden Ländern, aus England, Schottland, Irland kamen im 7. und 8.

Jahrhunderte fromme Männer nach Deutschland, und predigten das Evangelium mit großem Eifer und sogar mit Gefahr ihres Lebens. Solche Männer waren Severinus, Columbanus, Kilianus, Gallus, Corbinian, Eustasius, Ruprecht, Emmeram, Willibrod und Winfried. Unter allen diesen Aposteln hat indessen der letztere, Winfried, nachher aus Dankbarkeit Bonifazius (der Wohlthäter) genannt, die größten Verdienste um das christliche Deutschland. Er arbeitete vom Jahre 718 bis 755 mit unerschütterlichem Muthe für das Christenthum. Zuerst lebte er mit Willibrod, der endlich Bischof von Utrecht ward († 739), unter den Friesen, dann unter den Hessen. Nachdem er in Rom zum Bischofe der Deutschen geweiht war, reiste er zum zweiten Male zu den Hessen, stürzte die heilige Eiche bei Geismar um, und führte den christlichen Glauben ein. Zur Befestigung desselben legte er hin und wieder Bisthümer an und ordnete die schon vorhandenen, wie zu Salzburg, Passau, Freising, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Erfurt. Die berühmte Abtei Fulda ist von ihm gestiftet, und zu Ohrdorf stiftete er eine Pflanzschule künftiger Lehrer, die ihrer Ordensregel gemäß, nicht allein das Christenthum, sondern auch die Kunst des Acker- und Gartenbaues eifrig verbreiteten. Bei allen seinen Bemühungen, das Christenthum zu verbreiten, wurde Bonifazius von den fränkischen Großhofmeistern und von dem Papste zu Rom auf das kräftigste unterstützt. Im Jahre 746 wurde Bonifazius zur Belohnung seines Bekehrungseifers zum Erzbischof von Mainz ernannt. Auch als Erzbischof blieb die Bekehrung der Heiden des Bonifazius Arbeit und Ziel, und darüber starb er endlich den Martyrer-Tod. Denn als er wiederum zu den Friesen gezogen war, um einige Neugetaufte feierlich einzusegnen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen überfallen und sammt seinen Dienern erschlagen 755. Er erreichte ein Alter von 75 Jahren.

Mittelalter.

Reihenfolge der deutschen Kaiser und Könige.

Karolinger 752—911.

1) Karl der Große, von 768—814. 2) Ludwig der Fromme, von 814—840. 3) Ludwig der Deutsche, von 840—876. 4) Karl der Dicke, von 876—887. 5) Arnulph, von 887—899. 6) Ludwig das Kind, von 899—911. 7) Konrad I. von Franken, von 911—918.

10. Karl's des Großen Persönlichkeit.

Karl war ein ächt deutscher Mann, von starkem Körperbau und schlanker Gestalt. Er hatte eine hohe klare Stirn und überaus große lebendige Augen, die dem Freunde und Hilfesuchenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar leuchteten. In früher Jugend übte er nach fränkischer Sitte seine Körperkraft und wurde der beste Fechter und beste Schwimmer. Ein Hauptvergnügen war die Jagd, und wenn er seinem Hofe ein Fest bereiten wollte, wurde ein Treibjagen angestellt. Alles setzte sich zu Pferde und dann ging es unter dem Klange der Hörner und dem Gebelle unzähliger Hunde in lärmendem Jubel hinaus in die Weite der Wälder, wo dann die jungen Edlen sich durch Muth und Geschicklichkeit zu übertreffen suchten. Karl, mitten unter ihnen, bestand manchen heißen Kampf mit wilden Ebern, Bären und Auerochsen. Karl hatte einen starken Appetit, aber er war nicht üppig weder im Essen noch im Trinken. Ein Wildpretbraten, vom Jäger am Spieße auf die Tafel gebracht, war seine Lieblingsspeise. Die Trunkenheit war ihm verhaßt. Des Nachts stand er öfters von seinem Lager auf, nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der früher versäumten Schreibkunst zu üben, oder er betete, oder er stellte sich auch ans Fenster, um mit Ehrfurcht und Bewunderung des Schöpfers den gestirnten Himmel zu betrachten. Die einfache Lebensart erhöhte außerordentlich die Körperkraft des gewaltigen Mannes, und er soll so stark gewesen sein, daß er einen geharnischten Mann aufhob wie ein Kind.

Seine Kleidung war nach deutscher Art einfach. Sein Gewand war von der fleißigen Hand seiner Gemahlin selber verfertigt, er trug Strümpfe und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweis umwunden, ein leinenes Wams und darüber einen einfachen Rock mit seidenem Streife, seltener einen viereckigen Mantel von weißer und grüner Farbe. Aber stets hing ein großes Schwert mit goldenem Griff und Wehrgehänge an seiner Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festtagen erschien er in voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabhängenden Talare, der mit goldenen Bienen besetzt war.

11. Karl der Große in der Schule.

Als einst Karl der Große die Schule zu Paris besuchte und Prüfungen mit der Jugend anstellen ließ, fand er, daß die

Bürgerssöhne die Söhne der Adeligen weit übertrafen. Jene redete er nun zu ihrer Aufmunterung und Belohnung also an: „Wohlan, liebe Jünglinge, die ihr meinen Schulgesetzen gefolgt seid, fahrt fort, die ihr angefangen, das Lob und den Lohn des Fleißes zu erwerben. Euch will ich Brod verschaffen und vor Andern lieb und werth halten. Aus euch will ich vornehme und reiche Leute machen.“

„Ihr andern Zärtlinge aber,“ sprach er zu den faulen Knaben, „die ihr mit gezierten Haaren einherziehet, euch auf eurer Eltern Reichthum, Stand und Ehre verlasset, dem Müssiggange nachhänget und meinen Befehlen nicht Gehorsam und Achtung erweiset, wißt, ich will euch nicht so werth halten, daß ich mich eurer annehmen sollte. Weil ihr das Lernen vernachlässigt und durch gute Lehren euern Verstand nicht zur Weisheit und Tugend unterrichten lassen wollet, so sollen die armen Kinder euch in allen Ehren vorgezogen werden.“

12. Ludwig der Fromme und seine Nachkommen.

Als Karl das Ende seines Lebens nahe fühlte, berief er eine feierliche Versammlung der Großen des Reiches nach Aachen. Da, nachdem er in der Kirche sein Gebet verrichtet hatte, ermahnte er seinen Sohn Ludwig: Gott zu fürchten, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, Recht und Gerechtigkeit zu üben und selbst vor Gott und den Menschen unsträflich zu wandeln. Unter Thränen versprach Ludwig alles dieses zu halten und Karl hieß ihn sich selbst die Krone aufsetzen und seines Gelübdes stets zu gedenken.

Der große Kaiser starb den 28. Januar 814 im 72. Jahre seines Lebens mit den Worten: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ Er wurde in der Marienkirche zu Aachen begraben, auf einem goldenen Sessel sitzend, das Haupt mit einer Krone geschmückt, mit einem Schwert umgürtet, das Evangelienbuch auf dem Schooße und eine Pilgertasche an der Seite hängend. So ward der glorreiche Kaiser in die Gruft gesenkt; aber er lebte fort in der Liebe und Verehrung des deutschen Volkes, dessen Regenten in ihm fortan ein Vorbild erblicken mögen, dem sie zum Wohl ihrer Völker nachahmen sollen.

Ludwig war gutmüthig und hatte den besten Willen, sein Volk glücklich zu machen. Er verdiente den Beinamen des Frommen, aber jene Eigenschaften, wodurch ein so großes

Reich zusammengehalten wird, besaß er keineswegs. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung theilte er das Reich unter seine 3 Söhne, jedoch sollten sie ihm als Vater und Kaiser unterthänig sein. Als er aber diese Theilung zu Gunsten seines jüngern Sohnes, Karl des Kahlen, wieder änderte, so griffen die ältern Söhne zu den Waffen und nahmen den Vater sogar mehrmals gefangen.

Ludwig starb 840 und das Volk verlangte dringend die Beilegung der Streitigkeiten unter den Brüdern. Da kam endlich 843 „der Vertrag von Verdün“ unter ihnen zu Stande. Durch diesen Vertrag erhielt Lothar, nebst der Kaiserwürde, das Königreich Italien, Burgund und einen langen Streifen Landes jenseits des Rheins, nach seinem Namen Lothringen genannt; seinem Bruder Ludwig ward Deutschland zuerkannt; davon hieß er Ludwig der Deutsche und mit ihm fängt die eigentliche Geschichte der Deutschen an; der Stiefbruder Karl mit dem Beinamen der Kahle erhielt Frankreich. Der vierte Bruder Pipin war schon 838 gestorben.

Im Jahre 911 starben die Karolinger mit Ludwig dem Kinde aus, und die Deutschen wählten einen fränkischen Herzog, Konrad I., zum Könige.

13. Konrad I. aus Franken.

Konrad ward beschrieben als der vortrefflichste Mann zu Haus und im Feld, tapfer und besonnen, gütig und freigebig. Seine erste Sorge war, das gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reiches beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz; es konnte ihm nicht ganz gelingen. Auch bedurfte es noch größerer Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu schützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in seinem Bruder Eberhard, der die nächsten Ansprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenschaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war sein früherer, nun versöhnter Widersacher, Heinrich von Sachsen, in aller Weise tüchtig und untadelig und an Geist, wie an Macht, der vorzüglichste unter allen Fürsten. Als daher Konrad von einer Wunde, die er gegen die Ungarn empfangen hatte, zu Limburg an der Lahn siech lag und den herannahenden Tod fühlte, gedachte er an das Beispiel, welches Otto der Erlauchte bei seiner Wahl gegeben, und — alle Eifersucht vergessend, nur

in dem Gedanken an des Vaterlandes Wohl, rief er seinen Bruder an sein Sterbebett. Und so redete er ihn an: „Wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zusammenbringen, und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, eben so wenig an Glanz königlicher Hoheit. Doch größere Macht, Einfluß, Weisheit ist bei Heinrich, und auf ihr beruht des Reiches Wohlfahrt. Also nimm die Kleinodien, Lanze und Schwert, Geschmeide und Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich, dem Sachsen; sei in Frieden mit ihm, damit du ihn zum beständigen, starken Verbündeten habest. Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige empfohlen habe.

Eberhard that, wie ihm sein Bruder geheißen hatte, und war der Erste, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo solche Gesinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich sein.

Sächsische Kaiser. 919—1024.

1) Heinrich I., von 919—936. 2) Otto I., von 936—973. 3) Otto II., von 973—983. 4) Otto III., von 983—1002. 5) Heinrich der Heilige, von 1002—1024.

14. Heinrich I., der Städteerbauer.

Man nennt diesen Kaiser den Vogelsteller oder den Finkler, weil er große Lust am Vogelfange hatte und eben Finken fing, als man ihm die deutsche Krone überbrachte. Aber er konnte mehr, als Vogelfangen, und er sollte eigentlich Heinrich der Große heißen.

Damals war eine traurige Zeit für Deutschland. Von Osten kamen die wilden Ungarn auf ihren schnellen Pferden herbei, plünderten und raubten, sengten und brennten, schleppten Weiber und Kinder, die sie mit den Haaren zusammenbanden, in die Gefangenschaft, und waren auf ihren schnellen Rossen verschwunden, bis die langsamen Deutschen sich zum vereinigten Widerstande erhoben. Von Norden drangen die Wenden ein, und machten es ebenso. Was that der weise bedächtige Heinrich? Vor allem schloß er mit den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand und bezahlte jährlich einen großen Tribut, um Zeit zu gewinnen, seine Deutschen geschickt zu machen, diesen mächtigen Feinden die Spitze zu bieten. Nun begann in ganz Deutschland ein reges, thätiges Leben. Da wurden Häuser gebaut und eine

Menge derselben, die in der Nähe beisammen standen, mit Mauern und Gräben umgeben zum Schutze vor den Feinden. Da übte man sich in den Waffen, lernte in geschlossenen Gliedern marschiren, schnelle Schwenkungen ausführen, in guter Ordnung anrücken und sich zurückziehen. Da wurden allenthalben ritterliche Spiele getrieben und die alte Lust zum Kriege in den Deutschen wieder gewecket und genährt.

Zwar wollte den Deutschen das Leben in den engen Mauern der Burgen und Städte nicht gefallen; sie sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen?" Aber Heinrich befahl, daß immer der Neunte der Landbewohner, den das Loos treffen würde, ein Bürger, d. h. ein Bewohner der Städte werden sollte, und gab diesen Bürgern gern viele Vorrechte, die namentlich darin bestanden, daß dieselben den Edelleuten und Klöstern nicht mehr als Leibeigene dienen mußten und keine Zehnten zu zahlen hatten. Diese trieben nun mancherlei Handwerke und Künste; die Landleute kamen und kauften ein, und so begann der Handel, der in der Folge immer bedeutender und einträglicher wurde.

Als der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende war, sah Heinrich zu seiner großen Freude den gesunkenen Muth seiner Deutschen so belebt, daß er es wagen durfte, die Abgesandten der Ungarn mit Schimpf und Schande zurückzuschicken. Er warf ihnen einen räudigen Hund vor die Füsse und sagte: „Diese Abgabe sollt ihr künftig empfangen, aber keine andere!" Racheschnaubend brachen zahllose Reiterschaaren in Ungarn auf und fielen mit Mord, Brand und Verwüstung in Sachsen ein. Schnell sammelte Heinrich seine Schaaren bei Merseburg und entflammte sie mit den Worten: „Krieger! seht, dort glühet der Himmel blutig roth. Eure Habe ist's, die dort auflodert. Was sucht ihr, wenn ihr umkehret und fliehet? Eure Hütten? Sie liegen in Asche. Eure Weiber? Sie sind gefangen. Eure Kinder? Sie sind gemordet. Euern Gott? Seine Altäre sind umgestürzt. Brüder, der Tag der Vergeltung ist gekommen! Seid Männer und betet zu Dem dort oben, der Hilfe sendet in der Stunde der Noth!" — Und Gott sandte Hilfe. Mit dem Feldgeschrei: Sieg oder Tod! stürzten sie sich auf die Feinde und schlugen die wilden Horden dermaßen, daß sie, so lange Heinrich lebte, nicht mehr das deutsche Land betraten.

Schon vorher hatte Heinrich auch schon die Wenden zur Ruhe gebracht. Mitten im Winter, wo sie glaubten durch ihre Sümpfe sicher zu sein, nahte er sich ihrer Hauptstadt Brennabor.

Es kam nämlich unvermuthet ein starker Frost, und Heinrich marschirte auf dem Eise gegen die feindliche Stadt und eroberte sie.

Wohl einem gesunkenen Volke und einem zerrütteten Lande, das einen solchen Herrscher erhält, wie Heinrich der Vogler war! Leider starb er schon nach 18jähriger Regierung 936 im 60. Lebensjahre zu Memleben an der Unstrut.

15. Heinrich der Vogelsteller.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd recht froh und wohlgemuth,
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt der Morgenröthe Gluth.
In Wies' und Feld, in Wald und Au, horch! welch ein süßer Schall,
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag, der süßen Nachtigall!
Herr Heinrich schaut so fröhlich drein: „Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's, heut' gibt's 'nen guten Fang!" er lugt zum Himmelszelt:
Er lauscht und streicht sich an der Stirn das blondgelockte Haar;
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf für eine Reiterschaar?"
Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt, es naht der Waffen Klang.
„Daß Gott! die Herr'n verderben mir den ganzen Vogelfang!",
„Ei nun, was gibts?" — Es hält der Trost vor'm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht: „Wen sucht ihr, Herr'n? sagt an!"
Da schwenken sie die Fähnlein laut und jauchzen: „Unsern Herrn!
„Hoch lebe Kaiser Heinrich! hoch des Sachsenlandes Stern!"
Das rufend knie'n sie vor ihm hin und huldigen ihm still,
Und rufen, als er staunend fragt: „'s ist deutscher Reiches Will'!"
Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang! — Herr Gott, wie dir's gefällt!"

16. Kaiser Otto I., der Große.

Die Deutschen fühlten sich den sächsischen Stämmen dankbar verpflichtet, da Heinrich I. das Reich nach innen und außen gekräftigt hatte; daher gedachten sie auch, die Krönung seines Sohnes Otto besonders feierlich zu begehen. Bei derselben erschienen die Großen und Edlen aller Stämme deutscher Nation. In Aachen, wo der große Frankenkönig Karl so oft und gerne weilte, in den Hallen des ehrwürdigen Domes, den er selbst erbaute, sollte Otto zum Führer und Haupt des deutschen Volkes geweiht werden. Die weiten Räume der Pfalz waren kaum hinreichend, die hohen Gäste zu fassen. In ihrer Mitte erschien Otto, ein Mann von königlicher Haltung. Ernst in

den Mienen, Muth in den Blicken, Kraft in den nervigen Armen, Würde in seinem ganzen Wesen. Lautlose Stille empfing ihn; aber die bedeutsamen Blicke, die Einer dem Andern zuwarf, zeigten, mit welchem Wohlgefallen die versammelten Fürsten ihren jugendfrischen Kaiser betrachteten. Nun stieg er die Stufen des Thrones hinan, und — wie ein plötzlich erwachter Donner — brach der Jubelruf los: „Es lebe König Otto! Heil dem Sohn des großen Heinrich! Die Großen nahten nach der Reihe ihrer Würde und schwuren in seine Hand, treu zu halten am Könige und Vaterlande.

Eine zahllose Volksmenge harrte auf der Straße und im Dome auf den feierlichen Zug, und die Geistlichkeit angethan mit prächtigen Gewändern, hatte sich an der Pforte des Gotteshauses versammelt, den König zu empfangen. Als dieser unter dem Jubelruf des Volkes erschien, trat der Erzbischof von Mainz, Hildebert, hervor, faßte des Königs rechte Hand und führte ihn in die Mitte der Kirche, wo er von dem ganzen versammelten Volke gesehen werden konnte. Dann sprach er: „Hier steht der von Gott erkorne, vom König Heinrich bezeichnete und von den Fürsten anerkannte König der Deutschen. Wenn das Volk diese Wahl billiget, so erhebe es zum Zeichen dessen die Rechte auf zum Himmel!" Jubelnd streckten Alle die Hand empor; der betäubende Zuruf: „Heil unserm König Otto! Heil seinem Geschlecht!" erfüllte die Tempelhallen, und draußen vor den Thüren wiederhallte dieser Ruf von den Tausenden, die die Mauern umjauchzten. Chöre fielen ein und sangen Psalmen, Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen und die Geistlichen sanken am Altare nieder, um des Himmels Segen auf den neuen Herrscher herabzuflehen. Als der erste Sturm der Begeisterung vorüber war, führte der Erzbischof den König vor den Altar, wo die Reichskleinodien lagen. Er umgürtete ihn mit dem Reichsschwert, legte ihm den Königsmantel an, gab ihm das Scepter in die Hand, salbte ihn mit geweihtem Oele und setzte ihm mit Hilfe der Erzbischöfe von Köln und Trier die Krone auf das Haupt. Nachdem dieses geschehen war, führten ihn alle drei auf einen Thron, der zwischen zwei Marmorsäulen aufgerichtet war, hielten feierliches Hochamt und ließen den Lobgesang, Herr, Gott, dich loben wir, anstimmen.

Da saß der vierundzwanzigjährige König, das blühende Gesicht und die hohe Stirne von blonden Locken umwallt. Er gedachte der Thaten des unter ihm in der Gruft ruhenden Kaisers Karl, jenes großen Vorfahrers, würdig zu werden. Aller

Blicke waren auf den sinnenden König gerichtet, bis er sich endlich erhob und die Kirche verließ. Unter erneutem Beifallsrufe bewegte sich der Zug in die königliche Pfalz, wo das Königsmahl begann. Die deutschen Herzoge hatten die Bewirthung übernommen und rechneten es sich zur Ehre, ihm persönlich zu dienen und bei der Tafel aufzuwarten. Der Herzog Eberhard von Franken trug die Speisen auf; er war Truchseß; Hermann, Herzog in Schwaben, schenkte den Wein ein und verrichtete das Amt eines Mundschenken; Arnulf, Herzog von Bayern, sorgte für das Hoflager und das Heer, er verrichtete die Geschäfte eines Marschalls; der Herzog Giselbert von Lothringen sorgte für die königlichen Zimmer, er war Kämmerer. So entstanden die sogenannten Erzämter am kaiserlichen Hofe, welche bei der Krönung ein Wahlrecht der Wahlfürsten (Kurfürsten) blieben, die sie aber nachher nicht mehr in eigener Person, sondern durch ihre Gesandten verrichteten. Die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier nahmen von jetzt an das Krönungsrecht in Anspruch.

Lustig klangen die Gläser voll edlen Weines beim Lebehoch auf den König, das Reich und seine Fürsten; Trompeten schmetterten dazwischen, und von draußen herein schallte der Jubelruf des begeisterten Volkes.

Otto hatte an diesem festlichen Tage wohl kaum geahnt, welche Sorgen und Mühseligkeiten ihm diese Krone bringen würde. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Kriegen; er züchtigte die Dänen, die seine Markgrafschaft Schleswig heimsuchten; er unterwarf sich Böhmen; er schlug die Ungarn auf dem Lechfelde, daß ihnen anf immer die Lust verging, nach Deutschland zu streifen; er hatte viele Kämpfe mit den Italienern, die seine Herrschaft lange nicht anerkennen wollten; sein eigener Bruder Heinrich und sein Sohn Ludolf hatten sich gegen ihn empört; aber alle diese Kämpfe und Trübsale dienten nur zur Verherrlichung seines Namens. Die Geschichte nennt ihn den Großen, und Magdeburg, seine vielgetreue Stadt, bewahrt seine Gebeine und hat ihm auf dem Markte ein Denkmal errichtet. — Otto's nächster Nachfolger Otto II. und Otto III. hatten ebenfalls schwere Kämpfe mit Italien und fanden dort früh ihren Tod. Auf Letztern folgte sein Vetter Heinrich II. oder der Heilige, welcher sich meistens zu Bamberg aufhielt und mit welchem 1024 das sächsische Regentenhaus ausstarb.

Salische oder fränkische Kaiser.
1024—1125. 101 Jahre.

1) Konrad II., von 1024 – 1039. 2) Heinrich III., von 1039—1056. 3) Heinrich IV., von 1056 – 1106. 4) Heinrich V., von 1106—1125. 5) Lothar von Sachsen, von 1125—1137.

Nach Heinrichs Tode wurde der Herzog der rheinischen Franken Konrad III. oder der Salier zum König gewählt. Er war ein kräftiger und hochgesinnter Regent, der das Ansehen seiner Krone in und außer Deutschland mit großem Nachdrucke behauptete. Noch gewaltiger herrschte sein Sohn Heinrich III., der selbst die Ungarn auf einige Zeit von Deutschland abhängig machte. Oft reiste er selbst im Reiche umher, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und sich selbst davon zu überzeugen, ob Alles nach seinem Willen vollzogen werde. Deutschland bedauerte daher mit Recht, daß er schon im 39. Jahre seines Alters starb.

17. Kaiser Heinrich IV.

Dieser Kaiser hatte das Unglück, in seiner Jugend durch eine schlechte Erziehung verdorben zu werden. Er wurde ein stolzer, halsstarriger Mann, der namentlich die Sachsen, seine Unterthanen, bitter haßte und plagte. Da verklagten ihn diese bei dem Papste, und dieser that den Kaiser hierauf in den Bann, d. h. verbot ihm, in die Kirche zum heil. Abendmahl zu gehen, und ließ den Deutschen verkünden, sie brauchten ihrem Kaiser nicht mehr zu folgen. Gerne wäre nun Heinrich gleich an der Spitze eines Heeres nach Rom gestürmt, aber seine Fürsten erklärten ihm: „Herr Kaiser, wir dürfen dir nicht gehorchen, so lange du im Banne bist. Was sollte der Kaiser nun machen? Er reiste, von seiner Frau und nur einem Bedienten begleitet, mitten im Winter nach Italien. Der Papst war gerade im Schlosse Canossa. Er ließ den Kaiser nicht gleich vor sich, sondern schickte ihm einen wollenen Kittel, ein Bußkleid zu. Das mußte Heinrich an den bloßen Leib ziehen und damit barfuß und im bloßen Kopfe drei Tage und drei Nächte unter freiem Himmel auf dem Schloßhof zu Canossa zubringen. Da erst sprach ihn der Papst vom Banne los und schärfte ihm ein, künftig ja gehorsam zu sein. Seine Verbrechen sollten später untersucht und gerichtet werden. Kaiser Heinrich kam nach Deutschland zurück. Seine Fürsten bedauerten ihn, und halfen ihrem Herrn wider Rudolph von Schwaben, den indeß seine Feinde zum Kaiser hatten machen wollen. Rudolph wurde

besiegt, und in der Schlacht wurde ihm die Hand abgehauen. Als man sie ihm zeigte, sagte er wehmüthig: „Das ist die Hand, womit ich meinem Kaiser Heinrich Treue geschworen habe; mir ist Recht geschehen!" Er starb bald nachher. Aber Heinrich hatte noch immer keine Ruhe. Er zog zwar nach Italien und setzte Gregor VII. ab; aber der neue Papst that ihn aufs Neue in den Bann. Heinrichs eigene Söhne ergriffen wider ihren Vater das Schwert, — ja, am Ende setzten sie ihn gar ab. Heinrich starb, nachdem er 65 Schlachten geliefert hatte, im Jahre 1106. Da er aber noch im Banne war, so mußte seine schon beerdigte Leiche wieder ausgegraben und auf einer Insel in der Maas aufgestellt werden, bis endlich nach 5 Jahren der Bann gelöst und die Ueberreste des vielgeprüften Kaisers im Dome zu Speier beigesetzt wurden.

18. Die Kreuzzüge.

Fromme Dankbarkeit gegen den Heiland der Welt hatte schon in früheren Zeiten viele Christen veranlaßt, diejenigen Orte zu besuchen, wo der große Lehrer und Erlöser der Menschheit gelebt, gelehrt und gelitten hatte, und so lange Palästina unter der Herrschaft der Oströmer und der Araber stand, konnten Wallfahrten nach dem gelobten Lande ungehindert vollzogen werden. Als aber Syrien und Jerusalem unter die Herrschaft der Türken kam, wurden die Pilger so bedrückt und mißhandelt, daß unter vielen Christen der Wunsch laut wurde, Jerusalem und die heiligen Orte möchten von der Herrschaft der Ungläubigen befreit werden.

Auf einer Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich wurde ein Kriegszug gegen die Türken beschlossen und das Volk in begeisternden Reden zur Theilnahme an demselben aufgefordert. Peter, ein Einsiedler, der selbst das Elend und die Noth der Pilger im gelobten Lande mit angesehen hatte, zog überall umher, schilderte mit glühender Beredsamkeit die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche die Türken an den Christen verübten, und forderte zu einem Kreuzzuge auf. Allen, die durch seine feurigen Reden hingerissen, sich zur Theilnahme an einem solche Zuge verpflichteten, wurde ein rothes Kreuz auf die Schulter geheftet und sie erhielten den Namen „Kreuzfahrer." Das Zeichen des Kreuzes trieb sie in den Krieg und durch dasselbe hofften sie zu siegen.

Im Jahre 1096 fand der erste Kreuzzug unter Anführung des Herzogs von Nieder-Lothringen Gottfried von Bouil-

lon statt. Mehr als 600,000 Krieger nahmen an demselbeu Theil. Unter unsäglichen Mühseligkeiten erreichten sie das gelobte Land und eroberten nach dreijährigem Kampfe endlich Jerusalem am 15. Juli 1099. Gottfried wurde zum ersten Könige desselben ernannt, allein der fromme Held wollte keine Königskrone tragen, wo der Erlöser eine Dornenkrone getragen hatte, und nannte sich nur „Beschützer des heiligen Grabes.“

Die Türken ließen jedoch den Christen keine Ruhe und oft kamen diese sehr ins Gedränge; aber immer wurden von Europa aus wieder neue Kriegszüge unternommen. Fast alljährlich zogen größere und kleinere Schaaren, theils Krieger, theils Pilger, nach Jerusalem, und diese ungerechnet, zählt man sieben große Kreuzzüge. Der erste wurde bereits erwähnt; den zweiten führten Kaiser Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich 1147; mit dem dritten zogen Friedrich I. von Deutschland, König Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich 1188; an dem vierten, 1196, nahmen mehrere deutsche Fürsten Theil; den fünften 1198 führten die Venetianer; mit dem sechsten zog König Andreas von Ungarn und Kaiser Friedrich II. 1216, und der siebente wurde von Ludwig IX. von Frankreich angeführt.

Durch diese Unternehmungen verlor Europa nach und nach an 5 Millionen Menschen, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen; denn das Grab des Erlösers sammt dem heiligen Lande blieb nach dem letzten Kreuzzuge wieder in der Hand der Ungläubigen.

Wir dürfen jedoch auch nicht übersehen, daß diese Wanderungen nach dem Morgenlande Vieles zur Bildung und Entwicklung des Abendlandes und besonders Deutschlands beitrugen. Durch sie lernte der Deutsche die wirkliche Welt außer seinen Gränzen kennen; er bildete sich einen Austausch des Nützlichen und Wissenswürdigen, und ohne es zu ahnen, kehrten die Kreuzfahrer reicher an Kenntnissen und Geschicklichkeiten zurück, als sie ausgezogen waren. Vieles ward dadurch für spätere Zeiten vorbereitet. Eine neue, mächtige Bewegung ergriff alle Verhältnisse und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel stand der Handel, der jetzt anfing, die Erzeugnisse des asiatischen Bodens und Kunstfleißes nach Europa zu bringen und dadurch zur Nacheiferung zu ermuntern.

Hohenstaufische Kaiser. 1137—1254.

1) Konrad III., von 1137—1152. 2) Friedrich I. (Rothbart), von 1152—1190. 3) Heinrich VI., von 1190—1197. 4) Philipp von Schwaben, von 1197—1208. 5) Otto von Braunschweig, von 1197—1215. 6) Friedrich II., von 1215—1250. 7) Konrad IV., von 1250—1254. 8) Wilhelm von Holland, von 1248—1256. (Interregnum 1254—1273.)

19. Konrad III., und die Weiber von Weinsberg.

Konrad III. eröffnete eine Reihe tüchtiger Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen. Sein mächtigster Gegner, der seine Wahl nicht anerkennen wollte, war Heinrich der Stolze, Herzog von Sachsen und Bayern. Endlich that er es gezwungen, und um seine allzugroße Macht zu brechen und ihn für seine Widerspenstigkeit zu strafen, forderte der Kaiser, daß er eines seiner Herzogthümer herausgebe, indem es sich nicht gezieme, Herr von zwei Ländern zu sein. Heinrich widersetzte sich, und nun erklärte ihn Konrad in die Reichsacht und entsetzte ihn seiner beiden Herzogthümer. Man kann sich denken, daß sich Heinrich nicht geduldig fügte; er griff zu den Waffen und vertrieb seine Gegner aus Sachsen, deren Einwohner ihrem alten Herrn treu anhingen. Sein Bruder Welf vertheidigte die Rechte Heinrichs gegen den Kaiser im südlichen Deutschland und warf sich in das Städtchen Weinsberg, dessen Bewohner die Forderungen des Kaisers für unrecht hielten und Welf unterstützten.

Vor Weinsberg hörte man zum erstenmale den Ruf: Hie Welf! hie Waiblingen! welcher Schlachtruf Jahrhunderte in Deutschland widerhallte. Waiblingen war nämlich eine Stadt, welche dem hohenstaufischen Hause gehörte, und welche von den Italienern Gibellino genannt wurde, daher hieß die kaiserliche Partei: die Waiblinger oder Gibellinen, während man die bayerischen die Welfen nannte.

Weinsberg wurde nun vom Kaiser Konrad belagert, und die Stadt hielt sich so tapfer, daß er zornig wurde und schwur, keinen Stein auf dem andern zu lassen und Alle, die Waffen getragen hätten, niederzuhauen. Das war eine traurige Nachricht für die Weinsberger, als sie den Schwur des Kaisers vernahmen; denn man sah wohl ein, daß sich die Stadt nicht lange mehr halten konnte. Ehe sie zum Aeußersten schritten, versuchte noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Frauen des geängstigten Städtchens, den Kaiser zu milderen Gesinnungen zu bewegen,

und kamen in einem langen, feierlichen Zuge im Lager der Feinde an. Sie warfen sich vor dem Kaiser auf die Kniee und baten so süße und flehten so innig, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber Konrad war von dem Widerstande so erbittert, daß die Weiber mit allem Flehen und Weinen nichts erlangen konnten, als freien Abzug für ihre eigene Person. „Das sei euch noch gegönnt, sagte der Kaiser, daß Jede von ihrer liebsten Habe so viel aus der Stadt tragen darf, als ihre Schultern vermögen.“ Traurig kehrten die Frauen mit diesem Bescheide zurück; noch trauriger vernahmen die Männer die harte Antwort. Da trat eine junge Frau auf und sprach: „Der Kaiser hat versprochen, uns, mit unsern liebsten Schätzen beladen, abziehen zu lassen. Was haben wir aber für köstlichere Schätze, als unsere Männer? Diese also müssen wir retten? Warum sollten wir sie nicht eben so leicht, als unser Gold und Silber, unsern Schmuck und unsere Kleidung fortbringen können? Ich für meine Person bin entschlossen, meinen wackern Gemahl auf den Rücken zu nehmen und durch das ganze kaiserliche Lager zu tragen. Wer eben so denkt, der mache es, wie ich.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, so lohnte ein mächtiger Beifallssturm den köstlichen Einfall; und als der nächste Morgen angebrochen war, öffnete sich das Thor, welches dem kaiserlichen Zelte gegenüber lag, und daraus kommt ein langer, langer Zug von Frauen hervor, von denen jede ihren Mann keuchend auf dem Rücken daher schleppt. Der Kaiser machte große Augen, konnte aber das Lachen nicht zurückhalten und sagte beifällig: „Wenn nur unsere Frau es auch so meint!“ Es fehlte zwar nicht an Leuten, die dies als einen Betrug darzustellen versuchten; aber der Kaiser wies sie zurück und sagte: „Ein Kaiserwort darf man nicht drehen, noch deuteln!“ Er gab allgemeinen Pardon, und ein herzliches Fest besiegelte den Vertrag des Friedens. Die Ruine der Burg zu Weinsberg heißt bis auf diesen Tag die Weibertreue.

20. Kaiser Friedrich I., der Rothbart. (Sage.)

Tief im Schosse des Kyffhäusers,)*
Bei der Ampel rothem Schein,
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein —

---

*) Bergruine in Thüringen.

Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz,
Drin sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist se'n langer gold'ner Bart.

Rings, wie eherne Bilder,
Stehen seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

Heinrich auch, der Afterdinger)*
Ist in ihrer stummen Schaar,
Mit den liederreichen Lippen,
Mit dem blondgelockten Haar.

Seine Harfe ruft dem Sänger
In der Linken ohne Klang.
Doch auf seiner hohen Stirne
Schläft ein künftiger Gesang.

Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der grosse Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersgluth herein;

Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Dass vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Raben Schwarm entflieht.

Aber dann, wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte,
Und die Ritter wachen auf.

Laut in seinen Angeln tönend,
Springet auf das eherne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck hervor.

Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und aufs Neu zu Achen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

---

*) Heinrich von Veldeck, ein alter berühmter Minnesänger.

Friedrich I., von den Italienern Barbarossa genannt, war einer der kräftigsten Kaiser, die je auf dem deutschen Throne sassen. Er hatte besonders harte Kämpfe mit den lombardischen Städten und musste desshalb sechsmal nach Italien ziehen. Bei dem fünften Zuge verliess ihn, trotz seiner fussfälligen Bitten, Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern, und der Kaiser wurde geschlagen. Als er aber später mit den Italienern einen Frieden abgeschlossen hatte, wurde Heinrich in die Reichsacht erklärt und das Herzogthum an Otto von Wittelsbach verliehen, wegen seiner unverbrüchlichen Treue, die er insbesondere dem Kaiser in dem Engpasse der Bernerklause an der Etsch bewies. Noch als greiser Held unternahm Friedrich einen Kreuzzug in das gelobte Land; erreichte aber das Ziel seiner Mühen nicht, sondern fand an der Grenze von Syrien bei einem Uebergang über den Fluss Seleph seinen Tod, tiefbetrauert von der ganzen Christenheit. Die Sage verleiht dem edlen Kaiser Unsterblichkeit; sie lässt ihn, umgeben von seinen Helden, träumend im Kyffhäuserberge ruhen, bis eine grosse Zeit den Zauber löst, und Friedrich Barbarossa zum zweitenmale neue Tage der Herrlichkeit dem deutscken Volke bringt.

21. Hartmann von Siebeneichen.

Der Kaiser Barbarossa zog einst in's welsche Land,
Wo er statt Sieg und Ehre nur Leid und Unglück fand.
Bei Susa stehet einsam ein abgelegen Haus,
Es ruhte dort der Kaiser von seinen Nöthen aus.
Ach wehe! Barbarossa, wer wies dir diesen Pfad?
Das Haus ist rings umstellet von Mördern und Verrath.
Es sprach der Wirth voll Reue: „Wie ist es mir so leid!
Ich wollte gern dich retten, doch nimmer ist es Zeit."
Da rief der Kaiser klagend: „Nun wehe diesem Ort,
Wo fallen soll ein Kaiser durch feigen Meuchelmord!
Gott schütz' die deutsche Krone, Gott schütz' die Seele mein,
Und muß ich heute sterben, so soll's in Ehren sein!
O Deutschland, du mein treues, wärst du nicht ach, so fern,
Kein Mörder würde wagen, zu morden deinen Herrn!"
Da rief ein Ritter flehend und kniete sich vor ihn:
„Herr Kaiser, eine Gnade, die werde mir verlieh'n."

„Mein Reich, spricht Barbarossa, das wird ein Grab bald sein,
Drum will ich gern gewähren, kann ich noch was verleih'n."
„Das Größte, sprach der Ritter, hast Kaiser, du gewährt.
Für dich den Tod zu leiden, das ist, was ich begehrt'."
Des Kaisers Purpurmantel hat er drauf umgethan,
Und legte dann ihm selber des Dieners Kleider an.
Da ließen sie dem Kaiser zum sichern Thor heraus;
Die Wächter selber brachen um Mitternacht in's Haus.
Sie traten vor den Ritter, der dort als Kaiser schlief;
Sie stießen ihre Schwerter ihm in das Herz so tief.
„Nun fahre heim, du Kaiser!" so rief die wilde Schaar;
Es wußte nicht die böse, daß er gerettet war,
Gerettet durch die Treue, die litt den Opfertod,
Die kühn die Brust den Mördern für ihren Kaiser bot.
Mit Kränzen deutscher Eichen schmück' ihn, mein Vaterland!
Hartmann von Siebeneichen, so ist der Held genannt.

22. Konradin, der letzte Hohenstaufe.

Konrad IV., der letzte Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen, hinterließ nach seinem Tode ein Söhnchen von zwei Jahren, den kleinen Konrad, von den Italienern Konradino genannt, der still auf seinen wenigen Stammgütern in Schwaben aufgewachsen war. Seine schönen Länder in Italien hatte aber ein französischer Herzog, Karl von Anjou, geraubt. Unzufrieden mit der Herrschaft der Franzosen richteten die Ghibellinen Italiens ihre Hoffnung auf den zum Jüngling herangewachsenen Konradin, und munterten ihn auf, nach Italien zu kommen, und die verhaßten Franzosen zu vertreiben. Umsonst warnte und beschwor ihn seine treue Mutter Elisabeth in Thränen: „O verlaß dein deutsches Vaterland nicht! Dies Italien, so reich von Gott gesegnet, hat deinen Vätern doch nur Unheil und Verderben gebracht!" Begeistert von dem Ruhme seiner Ahnen und das Herz mit Hoffnungen erfüllt, riß sich Konradin los von der Mutter Brust. Von seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Oesterreich, und von vielen deutschen Rittern begleitet, trat er, erst 16 Jahre alt, den verhängnißvollen Zug an. Jubelnd empfingen ihn in Italien alle Ghibellinen, und voll freudigen Muthes ritt er für sein gutes Recht nach Italien in den Kampf. Bei Tagliakozzo kam es im August des Jahres 1268 zur entscheidenden Schlacht. Der Sieg neigte sich anfangs so sehr auf die Seite Konradins, daß seine Soldaten schon anfingen, sich zu zerstreuen und im

feindlichen Lager Beute zu machen; allein plötzlich brach Karl von Anjou mit einer Schaar auserlesener Truppen aus einem Hinterhalte hervor und schlug das vereinzelte Heer Konradins in die Flucht. Gefolgt von Friedrich von Oesterreich und zwei italienischen Grafen, entkam Konradin in die marsischen Gebirge, von wo aus sie in Bauerntracht nach drei Tagen das Meer erreichten. Um nach Pisa oder Sicilien zu gelangen, bot Konrad einem Schiffer aus Mangel an Geld einen Ring von großem Werthe an. Dieser Ring wurde sein Verräther. Er wurde erkannt, gefangen und mit seinem Freunde an Karl von Anjou ausgeliefert. Dieser beschloß jetzt, blutige Rache an ihnen zu nehmen. Um aber den Schein der Ungerechtigkeit zu meiden, setzte er ein Gericht nieder, welches über die Gefangenen das Todesurtheil sprechen sollte. Aber unerschrocken sprach einer der versammelten Richter. „Konradin frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch einen Krieg wieder zu gewinnen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht." Alle übrigen stimmten ihm bei bis auf einen Nichtswürdigen, und dies genügte dem Tyrannen, das Todesurtheil zu sprechen. Konradin saß gerade mit seinem Freunde beim Schachbrette, als beiden das Todesurtheil angekündigt wurde. Sie verloren jedoch die Fassung nicht. Die wenigen ihnen gelassenen Augenblicke gebrauchten sie, ihr Testament zu machen und sich durch den Empfang der heiligen Sakramente zum Tode vorzubereiten. Am 29. Oktober 1286 wurden die Unglücklichen zum Richtplatze auf öffentlichem Markte zu Neapel geführt, wo auf einem erhabenen Blutgerüste der Scharfrichter schon mit aufgestreiften Aermeln ihrer wartete. Jetzt trat jener ungerechte Richter auf und las der versammelten Menge das Urtheil vor. Da sprang Graf Robert von Flandern, Karl's eigener Schwiegersohn, vom plötzlichen Zorne überwältigt hervor, und rief: „Wie darfst du, frecher ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen!" Zugleich hieb er ihn mit dem Schwerte, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König, welcher von einem nahen Thurme der Hinrichtung zusah, verbiß seinen Zorn hierüber, denn er fürchtete das Volk, welches den jungen Prinzen liebte.

Von dem Blutgerüste herab sprach Konradin noch rührende Worte zum Volke. Dann nahm er Abschied von seinem Jugendfreunde, legte sein Oberkleid ab, hob Arme und Augen zum Himmel und sprach: „Jesus Christus, Herrscher der Welt! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle

ich meinen Geist in deine Hände!" Dann kniete er nieder und rief: „O Mutter, Mutter! Welches Herzeleid bereite ich dir!" Und darauf empfing er den Todesstreich. So jammervoll endete das mächtige und herrliche Haus der Hohenstaufen. Als Friedrich von Oesterreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er, von dem heftigsten Schmerze ergriffen, laut auf, so daß alle Umstehenden zu Thränen gerührt wurden. Dann traf auch ihn des Henkers Beil. —

Die Härte und Willkür der von Karl mitgebrachten Franzosen erzeugte aber insbesondere auf der Insel Sicilien eine allgemeine Erbitterung. Eine Folge hievon war, daß am zweiten Ostertage des Jahres 1282 zur Vesperzeit alle Franzosen in Palermo ermordet wurden, und die Insel von Karl abfiel. Dieses Ereigniß ist in der Geschichte unter dem Namen der sicilianischen Vesper bekannt.

23. Das Faustrecht und die Vehmgerichte.

Während des Interregnums (Zwischenreiches) verwilderte der Ritterstand sehr und lebte in beständigen Fehden, Gewaltthätigkeiten und Räubereien. Diese Zeiten der rohen Gewalt, wo der Mächtigere nur seinen Willen behauptete und Recht nannte, was er mit der stärkern Faust an sich riß, heißen die Zeiten des Faustrechts. Alle Gerechtigkeitpflege war damals gehemmt; auf den Ausspruch des Richters wurde wenig gehört, selbst das kaiserliche Wort sehr oft nicht geachtet. Denn nur die gewaltsam und räuberisch Gesinnten, so scheint es, hatten die Herrschaft, und die friedlichen, ruhigen Menschen lebten in beständiger Furcht und Todesangst. Nur der Blutbann oder die heimliche Gerichtsbarkeit, unter dem Namen der heiligen Vehme bekannt, zügelte einigermaßen den gewaltigen Adel. In Dortmund war der Hauptstuhl dieser Vehmgerichte. Sie breiteten sich bald über ganz Deutschland aus und zählten wohl 100,000 freigeborne Mitglieder, die sich am uralten Schöffengruß und andern geheimen Zeichen erkannten. Ein furchtbarer Eid band sie, von ihren Geheimnissen und Beschlüssen Jemanden Etwas zu verrathen, und sei es Vater oder Sohn.

Die Vehmgerichte waren gleichsam eine Fortsetzung der alten Gaugerichte. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser und richteten in seinem Namen über alle schweren Verbrechen. Die ansehnlichsten Fürsten und Ritter waren Stuhlherren in denselben, und um ihren Sprüchen mehr Schreckhaftes zu geben, wurden diese Gerichte heimlich, in stiller Nacht und

entlegener Gegend, in Wäldern und Felsenhöhlen, oder in unterirdischen Gewölben gehalten. Hier bestieg der Freigraf oder Vorsitzende den Stuhl und ließ Kläger und Beklagte auf das Schwert schwören. Nur Wissende oder Eingeweihte durften zugegen sein, und vor diesen sprachen die Freischöffen oder Richter das Recht.

Der Beklagte wurde drei Mal vorgeladen, indem ihm ein vermummter Schöppe Nachts die Ladung an die Thür heftete und einen Span aus der Thürpfoste schnitt. Erschien er und wurde durch Zeugen und Eid überführt, so wurde er auf der Stelle verurtheilt und an den nächsten Baum geknüpft oder auch des Landes verwiesen oder auch an Geld gestraft. Erschien er nicht, so hatte er dadurch gleichsam seine Schuld bekannt, und wurde dann in feierlicher Sitzung in die heimliche Acht erklärt und den Freischöppen preisgegeben. Jeder von diesen hatte dann die Pflicht, den Unglücklichen aufzuhenken. Wehrte er sich, so stieß er ihn nieder und steckte sein Messer daneben, das an dem Zeichen der Vehme kenntlich war. Lange Zeit hatten diese Gerichte allerdings manchen Bösewicht geschreckt; aber sie arteten mehr und mehr aus, indem es der Schlechtigkeit leicht wurde, die Unschuld zu verfolgen oder sich den Besitz eines Andern anzueignen. Darum hob sie Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 gänzlich auf.

Kaiser aus verschiedenen Häusern.
1273—1437.

1) Rudolph von Habsburg, von 1273—1291. 2) Adolph von Nassau, von 1291—1298. 3) Albrecht von Oesterreich, von 1298—1308. 4) Heinrich VII. von Luxemburg, von 1308—1313. 5) Ludwig von Bayern, von 1313—1347. 6) Friedrich von Oesterreich, von 1313—1330. 7) Karl IV., von 1346—1378. 8) Wenzel, von 1378—1400. 9) Ruprecht von der Pfalz, von 1400—1410. 10) Sigismund, von 1410—1437.

24. Rudolph von Habsburg.

Vom Jahre 1254 bis zum Jahre 1273 hatte Deutschland keinen allgemein anerkannten Kaiser; man nennt deßhalb diese Zeit das große Interregnum. Da es an einem Oberhaupte fehlte, so suchten die kleinern Fürsten ihre Gebiete mehr und mehr unabhängig zu machen und zu vergrößern. Dieß führte zu endlosen Fehden; das ganze Reich glich einem beständigen,

großen Schlachtfelde; Selbsthülfe galt für Recht. Da versammelten sich die deutschen Churfürsten in Frankfurt, um ein neues Oberhaupt zu wählen.

Den Bemühungen des Erzbischofs Werner von Mainz und des Burggrafen Friedrich von Nürnberg gelang es, daß Rudolph, Graf von Habsburg, einstimmig zum deutschen Könige gewählt wurde. Ersterem gab einst Rudolph auf einer Reise nach Rom zum Schutze gegen Räuber das Geleite von Straßburg über die Alpen, und gewährte ihm auch auf der Rückkehr Sicherheit und freundliche Bewirthung; letzterer war sein Neffe und inniger Freund. Rudolph lag gerade vor Basel, weil in dieser Stadt einige seiner Ritter erschlagen worden waren, als in der Nacht des 30. September 1273 der Burggraf herangeritten kam, ihm die Nachricht von seiner Erwählung zu bringen. Schnell verbreitete sich die Kunde im Lager und in der Stadt. Rudolph machte sogleich Friede mit den Baslern und eilte nach Achen, um sich krönen zu lassen. Nach der Krönung ließen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser belehnen; aber siehe! es fehlte dazu der Scepter. Es entstand große Bedenklichkeit, womit Rudolph die Belehnung vornehmen sollte. Da ergriff er das Cruzifix auf dem Altare und sagte: „Dieses Kreuz, das die Welt erlöset hat, wird ja wohl die Stelle eines Scepters vertreten können.“ Darauf reichte er das Crucifix den Fürsten hin. Sie küßten es und leisteten darauf die verlangte Huldigung.

An Glanz von großen Thaten haben viele von Rudolphs Vorgängern ihn übertroffen, keiner jedoch an klugen Maßregeln, wie sie der damalige Stand der Dinge verlangte. Rudolphs Bestreben ging dahin, das Ansehen der kaiserlichen Würde wieder herzustellen, eine gute Verwaltung der Gerechtigkeit einzuführen, und so viel möglich allen Beschwerden seiner Unterthanen abzuhelfen. Unter seiner väterlich ernsten Regierung kehrte auch wirklich in das deutsche Reich Ruhe und Ordnung zurück.

Der stolze König Ottokar von Böhmen, hatte sich der Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain bemächtigt und wollte Rudolph nicht als Herrn anerkennen. Da er, drei Mal vorgeladen, nicht erschien, so ging Rudolph schnell auf Wien los, setzte über die Donau, und zwang Ottokar um Frieden zu bitten. Aber im folgenden Jahre empörte er sich wieder. Rudolph lieferte ihm 1278 die Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien, in welcher Ottokar das Leben verlor. Dieser Tag kann als der Gründungstag der Größe des habsburgisch-österreichischen Hauses angesehen werden; denn nach diesem Siege

belehnte der Kaiser, mit Einwilligung der Reichsstände, seine Söhne Albrecht und Rudolph mit den österreichischen Ländern. Den Söhnen Ottokar's ließ er das Erbreich des Vaters. Gleich nach dem Kriege mit Ottokar ließ der Kaiser auf dem Reichstage zu Nürnberg einen Landfrieden bekannt machen, nach welchem allen Reichsvasallen verboten wurde, sich zu befehden und sich selbst Recht zu verschaffen. Noch in seinem hohen Alter beschäftigte ihn die Sorge für die Ruhe des Reiches. Er reiset selbst in den beunruhigten Gegenden umher, gab strenge Gesetze gegen den Mißbrauch des Faustrechtes, verfuhr mit unerbittlicher Strenge gegen den Theil des Adels, der aus dem Straßenraube ein Gewerbe machte, zerstörte die Raubburgen und ließ die Räuber enthaupten. Auf einem Zuge nach Thüringen hat er 66 Raubburgen zerstört und 29 Ritter hinrichten lassen. Daß die deutschen Fürsten seinen Sohn Albrecht auf dem Reichstage zu Frankfurt nicht zu seinem Nachfolger wählen wollten, kränkte ihn tief. Bald darauf starb er auf einer Reise nach Speier, die er, im Vorgefühle seines Todes, zu den Gräbern der Kaiser unternahm, den 30. September 1291, im Alter von 73 Jahren. Im Dome zu Speier liegt er begraben.

25. Der fromme Graf.

Graf Rudolph von Habsburg ritt einmal mit seinen Dienern auf die Jagd, und wie er in eine Aue kam, er allein mit dem Pferde, so hörte er eine Schelle klingen. Er ritt dem Getön nach durch das Gesträuch, zu erfahren, was das wäre. Da traf er einen Priester mit dem heiligsten Sakramente und seinen Meßner, welcher das Glöcklein vortrug; da stieg Rudolph von seinem Pferde, kniete nieder und bewies dem heiligsten Sakramente seine Verehrung. Nun war es an einem Wässerlein und der Priester stellte das heiligste Sakrament neben sich, fing an, seine Schuhe auszuziehen, und wollte durch den Bach, der sehr angeschwollen war, hindurchwatten; denn der Steg war durch Anwachsen des Wassers hinweggerissen. Augenblicklich hieß Graf Rudolph den Priester mit dem Hochwürdigsten auf sein Pferd sich setzen und damit bis zum Kranken reiten, damit er nicht versäumt werde. Er selbst setzte sich auf das Pferd eines Dieners, der eben gekommen war, und ritt der Waldlust nach.

Da nun der Priester wieder heim kam, brachte er selber dem Grafen Rudolph das Pferd wieder, mit großer Danksagung für die Gnade und Tugend, die er ihm erzeigt. Da sprach Graf Rudolph: „Das wolle Gott nimmer, daß ich oder meiner

Diener einer mit Wissen ein Pferd besteige, das meinen Herrn und Schöpfer getragen hat. Dünket Euch, daß Ihr's mit Gott und Recht nicht haben möget, so bestimmt es zum Gottesdienst, denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib, Seele, Ehre und Gut zu Lehen habe." Der Priester sprach: „Herr, so wolle Gott Ehre und Würdigkeit hier in Zeit und dort in Ewigkeit Euch schenken."

26. Rudolph's Sinnesart.

Rudolph verachtete allen eitlen Schimmer, alle Ueppigkeit und Weichlichkeit. Befand er sich mit seinen Kriegern auf dem Marsche, so schämte er sich nicht, seinen zerrissenen grauen Rock selbst auszubessern, und fehlte es an Lebensmitteln, so war er der Erste, welcher eine Rübe aus den Aeckern zog, um seinen Hunger zu stillen. Nie vergaß er auf dem Throne, daß er ein Mensch sei. Jedermann hatte Zutritt zu dem menschenfreundlichen Herrscher. Einst, da die Wache einen gemeinen Mann, der ihn zu sprechen wünschte, nicht hinein lassen wollte, rief er ihr zu: „Ei, laß ihn doch herein! Bin ich denn zum Kaiser erwählt, daß man mich einschließe?"

Rudolph behielt bis in sein hohes Alter einen sehr lebhaften Geist, war ein Freund muntern Scherzes und machte bisweilen selbst ganz erfreuliche Späßchen. Einmal wurde er von einem Bettler mit den Worten angeredet: „Bruder Rudolph! Beschenke doch einen armen Mann mit einer kleinen Gabe." — „Seit wenn sind wir denn Brüder?" fragte ihn der Kaiser, dem diese Anrede von einem Bettler etwas Neues war. „Ei," antwortete der Arme — „sind wir denn nicht Alle Brüder von Adam her?" — „Du hast Recht," sprach Rudolph, „ich dachte nur nicht gleich daran." Mit diesen Worten langte er in die Tasche und drückte ihm einen Pfennig in die Hand. „Aber, ein Pfennig ist doch für einen großen Kaiser gar zu wenig," antwortete der Bettler. „Was – entgegnete Rudolph — zu wenig? Freund, wenn dir alle deine Brüder von Adam her so viel schenkten, als ich, so würdest du bald der reichste Mann sein." Nach diesem brüderlichen Geschenke gab er ihm vermuthlich noch ein kaiserliches.

Da Rudolph meist sehr schlecht gekleidet ging, so wurde er oft verkannt und hatte manches, bisweilen unangenehmes Abenteuer. Er verzieh aber gerne kleine Beleidigungen, die ihm unter solchen Umständen widerfuhren. Einst, da er sein Hoflager in der Nähe der Stadt Mainz hatte, kam er in seinem

gewöhnlichen schlechten Anzuge in die Stadt. Es war ein kalter Morgen und ihm froren die Hände. Daher freute er sich, daß eben glühende Kohlen aus einem Backofen geworfen wurden und trat hin, sich zu wärmen. Die Bäckerin aber, die eine lose Sieben war und ihn für einen gemeinen Kriegsknecht ansah, wollte das nicht leiden, und machte gar keine Umstände mit ihm. „Marsch“ — sagte sie — „troll dich fort, du schäbiger Hund, zu deinem Bettelkönig, der mit seinen Pferden und Knechten das ganze Land aufzehrt, oder wenn du nicht gleich gehst, gieße ich dir den Kübel Wasser über den Kopf!“ Der Kaiser meinte, sie würde denn doch nicht so böse sein, lachte zu ihren Schimpfreden und blieb ruhig auf seinem Platze. Aber das kneifende Weib führte ihre Drohung aus und goß dem vermeintlichen Kriegsknechte das ganze eiskalte Wasser über den Kopf; Rudolph eilte nun so schnell als möglich in das Lager zurück, um seine nassen Kleider zu wechseln und sich wieder zu erwärmen. Bei Tische erzählte er mit der ihm eigenen kurzweiligen Art sein Abenteuer und belachte es lange mit seinen Gästen. Dann schickte er einen Bedienten mit guten Speisen und köstlichem Weine zu der Bäckerin und ließ sich bei ihr für das kalte Bad bedanken. Als diese vernahm, wer der arme Kriegsknecht gewesen sei, wollte sie vor Schrecken in den Boden sinken. Sie lief eiligst in's Lager hinaus, und warf sich dem Kaiser, der noch bei der Tafel saß, zu Füßen. Rudolph aber hieß sie freundlich aufstehen, und legte ihr keine andere Strafe auf, als daß sie vor allen anwesenden Herren ihre Schimpfreden wiederholen mußte. Kein Wort durfte sie vergessen, und wo sie steckte, half ihr Rudolph nach, was einen höchst komischen Auftritt gab.

Einst ritt er durch einen Hohlweg, und ein Bauer, der ihm entgegenfuhr, wollte nicht ausweichen. „Nun, wird's bald!“ riefen endlich die Begleiter des Kaisers dem säumigen Bauer zu: „Wie kann ich denn hier vorbei, sagte der spaßhafte Bauer, die große Nase des Herrn – er meinte den Kaiser — nimmt ja den ganzen Hohlweg ein.“ Der Kaiser lachte herzlich, bog seine Nase auf die Seite und rief: „Nun fahr zu, Bauer!“

Bisweilen meinten des Kaisers Freunde, er sei allzugütig; doch Rudolph antwortete ihnen: „Es hat mich schon öfter gereut, daß ich zu strenge war: nie aber wird es auch gereuen, daß ich zu gut gewesen bin!“

Nach Rudolph wurde Graf Adolph von Nassau zum deutschen Reichsoberhaupte gewählt. Dieser sank durch seine Habsucht und Unredlichkeit in der öffentlichen Achtung. Er wurde daher des Thrones entsetzt, und nunmehr der Sohn Rudolphs, Albrecht von Oesterreich zum Reichsoberhaupt ernannt. Albrecht suchte die Schweiz, wo seine Stammgüter lagen, als ein Herzogthum an seine Familie zu bringen. Die Schweizer schlossen jedoch am Vierwaldstädter-See einen Bund gegen ihn und Wilhelm Tell schritt zuerst zur That, indem er den kaiserlichen Landvogt Geßler erschoß, worauf das Volk mit Glück für seine Freiheit aufstand (1308). Zudem wurde Albrecht selbst von seines Bruders Sohne, Johann von Schwaben, dem er seine Erbgüter vorenthielt, in demselben Jahre ermordet.

27. Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne.

Zwei Enkel von Rudolph waren Friedrich der Schöne von Oesterreich und Ludwig der Bayer, und weil die Mutter Ludwigs nach Wien flüchten mußte, so wurden beide mit einander erzogen, wie denn auch beide reich waren an herrlichen Gaben und ritterlichem Sinne. Friedrich, stolz auf seine Macht, strebte nach der deutschen Königskrone, und Ludwig versprach ihm nicht hinderlich zu sein. Doch bald kam eine Botschaft, die trug — Ludwig die Krone an. Der sprach: „Was wollen die Fürsten mit mir? Warum wählen sie nicht meinen Vetter Friedrich? Ist dessen Macht nicht größer als die meine?“ Seine Einwendungen halfen jedoch nichts, bei der Wahl in Frankfurt erhielt Ludwig 5 und Friedrich 4 Stimmen. Beide ließen sich krönen, und so hatte Deutschland wieder einmal 2 Gegenkaiser.

Sieben Jahre lang lagen sie gegen einander in Streit; da bricht Friedrich 1322 mit einem zuchtlosen Heere in Bayern ein und lagert sich bei Mühldorf am Inn. Seinen Bruder, der mit einem Heere in Schwaben lag, läßt er zu eiligem Zuzug entbieten. Doch der durstige Bote wird im Kloster Fürstenfeld so lange mit Wein getränkt, bis seine Botschaft zu spät kam. Indessen stellte sich Ludwig bei Ampfing entgegen und überläßt die Schlachtordnung dem greisen Feldhauptmanne Schweppermann. Unter dem Schalle der Schlachthörner und Heerpauken läßt Friedrich seine Hilfsvölker angreifen, zehn Stunden lang wüthete der Kampf, Ludwig selbst war einmal von seinen Münchner Bäckern herausgehauen worden. Horch, da erscholl vom rechten Flügel des österreichischen Heeres helles

Freudengeschrei, aus einem Waldthal an der Isar rückten frische Schlachthaufen mit österreichischen Farben und Fahnen heran, das ist gewiß Herzog Leopold! Die Schaaren eilten dicht in Seiten und Rücken der Oesterreicher heran. Jetzt erst, Stirn an Stirn erkennen diese die Kriegslist; nicht Leopold, sondern ihr Feind, der Burggraf von Nürnberg ist es. Da bricht Entsetzen in die österreichischen Reihen. Von allen Seiten umstellt, drängen sie sich zur Flucht. Nur Friedrich kämpft noch mit drei edlen Genossen wie rasend auf einer Wiese. Endlich stürzt sein Roß. Da eilt der Ritter Albrecht von Rindsmaul, Schweppermann's Schwager, auf ihn zu; diesem übergibt er sein Schwert. Freundlich begrüßt ihn Ludwig, welcher durch diesen Sieg nur Alleinherr geworden war. „Wir sehen euch gerne Herr Vetter!" Friedrich aber schwieg mit gesenktem Blick und tiefem Schmerz. Als sich darauf am Abende die müden Helden zum Mahl setzten, gab's nach so viel Arbeit nur spärliche Kost; in der ganzen geplünderten Gegend waren nur noch einige Eier aufzutreiben gewesen. König Ludwig vertheilte sie; sie reichten je eins auf den Mann, und eins blieb übrig. Das gab er dem alten Feldhauptmanne und sprach: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!" Diese Worte ließ der alte Held auf seinen Grabstein schreiben. Der gefangene König Friedrich aber wurde auf das Schloß Trausnitz an der Pfremdt abgeführt. Als das eiserne Thor des Schlosses knarrend sich öffnete und Friedrich hineinfuhr, sprach er: „Ja wohl, Trausnitz (trau es nicht!) — Ich würde nicht hier sein, wenn ich meinen Kräften nicht allzusehr getraut hätte. Hiermit war aber der Krieg noch nicht zu Ende; Herzog Leopold führte ihn fort und brachte den König Ludwig sehr in's Gedränge. Da reitet dieser nach Trausnitz und bietet seinem Freunde Friedrich die Freiheit an, wenn er und seine Brüder auf das Reich verzichten und ihm huldigen wollten. Friedrich nahm freudig dieses Anerbieten an, gelobte, sich wieder zu stellen, wenn er nicht alles auszurichten vermöge. Abgemagert vor Gram, eilt er mit Windesschritten nach Wien, schließt seine Frau ans Herz, die sich indeß blind um ihn geweint hatte; doch seine Brüder verschließen ihm das Ohr, und so kehrte er wieder, wie er versprochen, als Ehrenmann zu Ludwig zurück. Von nun an waren sie wieder Ein Herz und Eine Seele, wie zur Zeit der Jugend, sie aßen an Einem Tische und schliefen in Einem Bette und theilten die Regierung des Reiches sogar mit einander. Doch lebte Friedrich nicht allzulange mehr, und Ludwig, weil er Brandenburg, Tyrol und Holland an seine Familie brachte, schien

den deutschen Fürsten zu mächtig zu werden, so daß sie zu seinen Lebszeiten schon einen andern Kaiser wählten. Doch ehe der Krieg losbrach, starb der Kaiser auf der Bärenjagd 1347, unweit München. Ein 40 Fuß hoher Obelisk auf dem Kaiseranger nahe bei Fürstenfeldbruck bezeichnet den Ort, wo er starb.

Noch bei Lebzeiten Ludwigs hatte man Karl von Böhmen aus dem Hause Luxemburg, zum Gegenkaiser gewählt, aber erst nach Ludwigs Tode konnte sich derselbe als Karl IV. behaupten. Den Deutschen selbst war Karl ein Stiefvater; dadurch wurde Böhmen sehr durch ihn begünstigt, und so errichtete er unter Andern auch zu Prag die erste Universität im deutschen Reiche 1348.

Karl starb 1378 und es folgte ihm sein älterer Sohn Wenzeslaus oder Wenzel. Dieser machte sich durch seine Tyrannei überall verhaßt, besonders auch durch die Ermordung des erzbischöflichen Vicars Johann Nepomuk, den er in die Moldau werfen ließ. Ruprecht von der Pfalz wurde zu seinem Nachfolger erwählt. Dieser war ein thätiger und ritterlicher Mann, und suchte der Kaiserwürde wieder Ansehen zu verschaffen; aber die Zeiten waren schon zu sehr verworren und seine Regierung zu kurz. Er starb, ohne etwas Erhebliches geleistet zu haben, schon im Jahre 1410. Nach seinem Tode erhielt Wenzels Bruder, Sigismund, König von Ungarn und Churfürst von Brandenburg, die Kaiserwürde. Unter ihm wurde eine Kirchenversammlung zu Costnitz gehalten und von derselben Johann Huß von Prag als Irrlehrer zum Feuertode verurtheilt. Ein Jahr später traf seinen Freund und Schüler Hieronymus von Prag das gleiche Loos. Dadurch entspann sich in Böhmen ein furchtbarer Krieg, der unter dem Namen des Husittenkrieges bekannt ist. Die schönsten Gegenden Deutschlands, Böhmen, Bayern, Franken und Meißen wurden in diesem Kriege schrecklich verwüstet. Besonders merkwürdig ist noch aus der Regierung des Kaisers Sigismund, daß er im Jahre 1415 dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, dem er 400,000 Dukaten schuldig war, die Mark Brandenburg mit der Churwürde überließ, wodurch dieser der Stammvater des jetzigen preußischen Regentenhauses wurde. Mit Sigismund endigt sich die Reihe der luxemburgischen Kaiser.

Habsburgische oder österreichische Kaiser.

1) Albrecht II., von 1437—1439. 2) Friedrich II., von 1439—1493. 3) Maximilian I., von 1493—1519. 4) Karl V., von 1520—1556. 5) Ferdinand I., von 1556—1564. 6) Maximilian II., von 1564—1576. 7) Rudolph II., von 1576—1612. 8) Mathias, von 1612—1619. 9) Ferdinand II., von 1619—1637. 10) Ferdinand III., von 1637—1657. 11) Leopold I., von 1658—1705. 12) Joseph I., von 1705—1711. 13) Karl VI., von 1711—1740. 14) Karl VII. v. B., von 1742—1745. 15) Franz I., von 1745—1765. 16) Joseph II., von 1765—1790. 17) Leopold II., von 1790—1792. 18) Franz II., von 1792—1806.

28. Albrecht II. und Friedrich III.

Zu Sigismunds Nachfolger wählten die deutschen Fürsten dessen Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, und von dieser Zeit an ist das österreichische Haus auf dem deutschen Kaiserthron bis zum Jahre 1806 geblieben. Albrecht war ein vortrefflicher Fürst und würde segenvoll in Deutschland gewirkt haben, wenn er nicht schon im dritten Jahre seiner Regierung, bei einem Feldzuge gegen die Türken gestorben wäre. Fast kein Kaiser ist von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen so betrauert worden, als Albrecht. Ihm folgte Friedrich III. Das Wichtigste in Friedrichs ganzer Regierung war die Verbindung, die er mit dem herzoglich-burgundischen Hause, dessen letzter Herzog, Karl der Kühne, im Jahre 1477 im Kampfe gegen die Schweizer blieb, knüpfte, und die den Grund zu der Grösse Oesterreichs gelegt hat. Unter Friedrich ereignete sich auch der sächsische Prinzenraub am 9. Juli 1455. Kunz von Kaufungen, aufgebracht, weil ihn der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, gezwungen hatte, die Güter des Apel von Vitzthum wieder herauszugeben, schwur sich zu rächen. Er und der Ritter Mosen und Schönfels raubten mit Hilfe des Küchenjungen Hans Schwalbe die Prinzen Ernst und Albrecht aus dem Schlosse Altenburg. Aber Kunz wurde auf dem Wege nach Böhmen mit dem zwölfjährigen Albrecht vom Köhler Schmidt festgenommen, und nun brachten auch die beiden Andern den vierzehnjährigen Ernst zurück. Kunz wurde hingerichtet, Schmidt aber reichlich beschenkt. Die beiden Prinzen sind die Stifter der beiden sächsischen Hauptlinien geworden.

Friedrich III. starb 1493, nachdem er die letzten Jahre noch in Ruhe regiert hatte. Sein Sohn Maximilian, der die Tochter Maria des mächtigen Herzogs von Burgund, welche auch Erbin der Niederlande war, geheirathet hatte, folgte ihm in der Regierung.

29. Maximilian I.

Als Maximilian den Thron bestieg, war er ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit der Gestalt und ungemeinem Liebreiz der Sitten, rasch und feurig, bereit, das Gewagteste zu unternehmen. An ritterlichen Tugenden übertraf ihn keiner. Auf dem Reichstage zu Worms erschien einst ein französischer Ritter von riesenartiger Größe und forderte die tapfersten deutschen Ritter zu einem Turniere heraus. Lange mochte es keiner wagen, mit diesem Goliath in die Schranken zu treten; da kam in glänzender Waffenrüstung mit geschlossenem Visir ein feiner Ritter herangesprengt, und dieser warf nach kurzem Kampfe zum Erstaunen aller den Riesen aus dem Sattel in den Sand hinab. Alle jubelten über diese deutsche Kraft und Tapferkeit; aber die Freude war erst recht groß, als der Ritter das Visir aufschlug und der Kaisersohn erkannt war.

Den Gemsen kletterte er nach bis auf die steilsten Felsenspitzen. Einmal ging er in den Tiroler Alpen auf die Gemsenjagd; da gerieth er in der Gegend von Innsbruck auf einen hohen Felsen, die Martinswand genannt. Er war so eifrig von Fels zu Fels geklettert und gerutscht, daß er nun in schwindelnder Höhe der Martinswand sich gegenüber sah und nicht mehr rückwärts noch vorwärts konnte. So viel auch sein Auge nach einem Ausweg forschte, nirgends war es möglich, die Schritte zurückzulenken. Vor ihm war ein jäher Abgrund, wohl 200 Klafter tief. Seine Freunde hatten ihn aus dem Gesichte verloren; endlich entdeckten sie ihn an der gefährlichen Stelle. Zwei Tage und zwei Nächte brachte der allzu kühne Fürst auf der Felsplatte zu; da verzweifelte er an seiner Rettung. Unten hatte sich das treue Tirolervolk versammelt, das ihm gerne geholfen hätte; dem gab Max durch Zeichen zu verstehen, er wolle sich zum Tode vorbereiten und verlange noch das heilige Abendmahl. Während nun der Priester tief unten Messe las und das Allerheiligste emporhob, fiel der fromme Fürst oben auf seine Kniee und empfahl seine Seele dem barmherzigen Gott, und alles Volk lag auf den Knieen und betete mit. Aber während Max noch betet, hört er hinter sich ein Geräusch; er wendet sich um

und schaut einen jungen Tiroler, der reicht ihm treuherzig die Hand und spricht also: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch, der Euch aus der Gefahr erretten wird. Folgt mir nach und fürchtet Euch nicht, ich will Euch dem Tode entführen." Und es gelingt dem braven Manne, der jede Felsspitze genau kennt, seinen fürstlichen Herrn sonder Gefahr hinwegzubringen und ihm das theure Leben zu erhalten. Es war, als hätte der Himmel selber den rettenden Engel gesandt.

Zwei Jahre nach seiner Thronbesteigung 1495 hielt Maximilian einen Reichstag zu Worms, wo er dem Faustrecht den Garaus machte und den ewigen Landfrieden einführte; d. h. er setzte fest, daß Niemand den Andern befehden, berauben, belagern oder fahen dürfe, sondern daß nur die gesetzliche Ordnung die Entscheidung in einer Streitsache geben dürfe. Dazu setzte er einen höchsten Gerichtshof ein, das Reichskammergericht genannt, welches zuerst seinen Sitz in Frankfurt am Main, dann in Worms, Nürnberg, Augsburg, Speier und zuletzt in Wetzlar hatte. Damit die neue Ordnung besser gehandhabt werden konnte, theilte er Deutschland in 10 Kreise ein, und setzte jedem Kreise einen Hauptmann vor. Unter ihm wurde auch durch Franz von Taxis das Postwesen in Deutschland eingeführt und Taxis 1516 zum Generalpostmeister ernannt. Das wichtigste Ereigniß während der thatenvollen Regierung Maximilians aber war der Anfang der sogenannten Reformation durch Martin Luther 1517. Dadurch wurden nicht nur die deutschen, sondern auch andere Völker, welche den Reformatoren Gehör gaben, unter sich in Parteien getheilt und Ströme Menschenblutes vergossen. Denn die Folge dieser Glaubenstrennung der Christenheit war ein dreißigjähriger Krieg zwischen den katholischen und protestantischen Fürsten.

Maximilian starb zu Wels in Oberösterreich den 12. Jan. 1519 im 59. Jahre seines Alters und mit seinem Tode kann das Mittelalter als beendigt angesehen werden. Eine neue Ordnung der Welt, welche durch einige sehr wichtige Entdeckungen und Erfindungen vorbereitet wurde, begann.

30. Erfindung des Schießpulvers.

Das Schießpulver sollen die Chinesen und Araber schon längst gekannt haben, aber die ersteren waren gegen die übrige Welt abgeschlossen, machten es also nicht bekannt; die letztern sollen es in Spanien zum Sprengen fester Mauern angewendet haben. Davon wußte man jedoch in Deutschland nichts, noch

weniger kannte man die Zusammensetzung und die Verwendung im Kriege, bis es um's Jahr 1350 der Mönch Berthold Schwarz erfand. Wie in den Klöstern alle Wissenschaften eifrig betrieben wurden, so beschäftigten sich auch viele Mönche mit Untersuchungen über die Kräfte und Wirkungen der Naturkörper. Berthold Schwarz, der dies eifrig that, stampfte einst Salpeter, Holzkohlen und Schwefel, und legte über den Mörser einen Stein. Zufällig zündete ein Funke dieses Gemenge und der Stein flog mit einem fürchterlichen Knalle gegen die Decke. Erschrocken stand der Mönch da, wiederholte aber doch den Versuch. Dieselbe Wirkung! Da machte er seine Erfindung bekannt, zeigte, wie man solche mörserähnliche Röhren gegen die Mauern der Raubschlösser richten und sie zerstören könnte. Diesem Winke folgte man, und was die mächtigsten Kaiser nicht vermochten, dem Raubritterwesen für immer ein Ende zu machen, das gelang der Erfindung eines friedlichen Mönches. Die ganze Kriegführung änderte sich dadurch vollständig, da man von jener Zeit an unablässig war, neue Waffen zu erfinden.

31. Erfindung der Buchdruckerkunst.

So wichtig das Schießpulver für den Krieg, eben so wichtig war die Buchdruckerkunst für den Frieden. Was bisher von geschriebenen Schätzen des Alterthums noch hier und da aufbewahrt lag, war darum, weil es ohne langweiliges und kostspieliges Abschreiben nicht weiter verbreitet werden konnte, nur für Wenige zugänglich. Eine Bibel kostete 400—500 Gulden. Gleichwohl wurde durch die Griechen, welche viele Manuscripte nach Italien brachten, und nach noch mehreren Umfrage hielten, die allgemeine Aufmerksamkeit sehr auf solche Ueberreste des Alterthums, die wie todte Schätze da lagen, hingelenkt. Es mußte daher den größten Enthusiasmus erregen, als Johann Guttenberg aus Mainz 1440 durch die bisher nur zur Anfertigung von Spielkarten und Heiligenbildern gebrauchte Holzschneidekunst auf den Gedanken gebracht ward, den Bücherdruck anfangs mit Holztafeln, und dann auch mit einzelnen beweglichen, erst hölzernen, und dann gegossenen Buchstaben zu versuchen; wobei er an Peter Schöffer und Johann Faust thätige Gehilfen fand. Von Mainz und Straßburg aus, wo im Jahre 1457 das erste Buch, ein lateinischer Psalter, auf Pergament gedruckt, erschien, verbreitete sich diese bewundernswerthe, dem Alterthume völlig unbekannte Erfindung bald über ganz Europa und dem Studium der Wissenschaften eine

durchaus neue Gestalt. Denn nun erst konnten die ehrwürdigen Werke der Griechen und Römer, der aufgeklärtesten Völker der alten Welt, dem Urtheile der Menschheit mit Treue und Schnelligkeit vorgelegt werden; nun erst konnte von wahrer Verbreitung der, aus dieser heiligen Quelle hervorströmenden Wissenschaft nach allen Gegenden hin die Rede sein; nun erst konnten auf Schulen und Universitäten gründlich gebildete Männer ihrer lehrenden Stimme bleibenden Nachdruck durch schriftliche, dem Drucke übergebene Entwickelung ihrer Systeme verschaffen. Guttenberg genoß jedoch nicht die Frucht seines Scharfsinns, er kam in Dürftigkeit und starb 1468 zu Mainz.

32. Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien.

Diese Entdeckungen gingen zwar nicht von unserem Vaterlande aus, aber sie hatten doch vielfachen Einfluß auf dasselbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreises im Allgemeinen, sondern auch insbesondere durch die Veränderung des Welthandels. In Amerika fand man viel Gold und Silber und in Ostindien viele kostbare Waaren, welche zur Annehmlichlichkeit des Lebens beitrugen. Jedes Volk bestrebte sich nun, eine Menge Schiffe zu bauen und über die weiten Meere nach jenen Ländern zu fahren, um Schätze und Waaren zu holen. Die Spanier, die durch Columbus Amerika (1492) und die Portugiesen, die durch Vasco de Gama (1498) den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, machten es sich zuerst zu Nutze; nachher Franzosen, Holländer und Engländer. Mit dem Steigen des Seehandels sank der Landhandel, und die Italiener und Deutschen, die früher den wichtigsten ostindischen Handel gehabt hatten, verloren ihn. Durch diesen großen Umschwung zerfiel auch der Hansa-Bund, und von den vielen Reichsstädten, die durch Handel reich und groß geworden waren, haben sich nur Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt bis auf unsere Zeit frei, selbstständig und blühend erhalten.

Neuere deutsche Geschichte.

33. Der dreißigjährige Krieg.

Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts waren zwischen den Katholiken und Protestanten in Deutschland vielerlei Streitigkeiten entstanden, welche im Jahre 1618 zu einem furchtbaren

Kriege Anlaß gaben. Auf der einen Seite standen die Katholiken unter dem österreichischen Feldherrn Wallenstein, auf der andern die Protestanten unter Anführung des Königs Gustav Adolph von Schweden, und beide Parteien verfolgten sich auf die grausamste Weise. Mit unbegreiflicher Wuth mordeten sich die Söhne Eines Vaterlandes, raubten und verheerten mit wilder Grausamkeit, so, daß unser liebes Vaterland am Ende von dreißig schrecklichen Jahren völlig einer Wüste glich. Tausende von Städten und Dörfern waren niedergebrannt, die Einwohner entflohen oder gemordet, ihre Habe geraubt oder verwüstet; verheerende Seuchen machten das Maaß des Elendes voll; Niemand wollte mehr den verwilderten Boden bebauen und es schien, als sollte sich unser liebes Vaterland nie mehr von diesem schrecklichen Zustande erholen. Endlich kam im Jahre 1648 in den westphälischen Städten Münster und Osnabrück der Friede zu Stande, in welchem festgesetzt wurde, daß die Katholiken und Protestanten gleiche Rechte haben sollen.

34. Der siebenjährige Krieg.

Deutschland hätte das glücklichste Land der Erde sein können, wenn es nicht durch fortwährende Kriege heimgesucht worden wäre. Denn wo irgendwo ein Krieg losbrach, so wurde Deutschland fast immer der Schauplatz, wo die Sache ausgemacht wurde. Selbst der große nordische Krieg, den Schweden 1700 bis 1721 mit Polen und Rußland führte, so wie der spanische Erbfolgekrieg, den Oesterreich und England mit Frankreich über die spanische Krone 1700—1714 kämpften, wurden auf deutschen Boden verpflanzt; mehr noch traf der österreichische Erbfolgekrieg 1740—1748 und der siebenjährige Krieg unser armes Vaterland. Letzterer entstand auf folgende Weise: In Oesterreich starb 1740 Kaiser Karl VI., der vor seinem Tode verordnet hatte, daß seine Tochter Maria Theresia in allen seinen Erblanden seine Nachfolgerin werden sollte. Der bayerische Kurfürst Karl Albrecht machte auf mehrere österreichische Lande Ansprüche, woraus sich ein für Bayern unheilbringender Krieg entspann, der erst mit dem Tode des Churfürsten endete. Der junge König von Preußen, Friedrich der Große, machte Ansprüche auf mehrere schlesische Fürstenthümer. Maria Theresia wollte diese nicht gelten lassen; allein durch mehrere Siege von 1741—1745 erhielt Friedrich fast ganz Schlesien.

Maria Theresia konnte jedoch den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen, verband sich mit Sachsen und Rußland, spä-

ter auch mit Frankreich, Schweden und den meisten deutschen Fürsten, und wollte den König zur Zurückgabe des Eroberten zwingen. Friedrich erfuhr es, kam den Verbündeten zuvor, fiel 1756 in Sachsen ein und besetzte unvermuthet Dresden. Hiemit begann der siebenjährige Krieg, der erst 1763 endete. Halb Europa kämpfte in diesem Kriege; allein Friedrich war doch in den meisten Schlachten Sieger und behielt Schlesien. Sachsen und Schlesien haben in diesem Kriege am meisten gelitten, weil diese Länder fast immer der Schauplatz des Krieges waren.

35. Die französische Revolution.

Als König Ludwig XVI. im Jahre 1774 auf den französischen Thron kam, hatte in Frankreich Gottesvergessenheit und Verschwendung furchtbar überhand genommen. Ludwig war zwar ein frommer Fürst, aber nicht stark genug, um den Stürmen gewachsen zu sein, die über sein Land hereinbrachen. Ludwig wollte der Noth des Landes abhelfen, und berief 1789 eine Versammlung der Abgeordneten, um mit ihr das Wohl des Landes zu berathen; aber es war zu spät! Es begann in diesem Jahre schon ein Aufruhr — die französische Revolotion — und endlich, o der Schande! vergriff sich das verblendete Volk selbst an dem Leben seines Königs Ludwig! Er wurde 1793 sammt Gemahlin und Schwester hingerichtet.

Die Strafe blieb nicht aus. Blutmenschen bemächtigten sich der Regierung; alle Gefängnisse waren voll unschuldiger Schlachtopfer. Niemand war in seinem eigenen Hause sicher, und — wer Religion und Vermögen hatte, galt für einen Feind des Vaterlandes; ja Tausende wurden täglich ums Leben gebracht. — Viele Fürsten Europas wollten die Ruhe in Frankreich wieder herstellen und zogen mit Heeresmacht gegen Frankreich, wodurch sich zwischen Frankreich und den benachbarten Völkern furchtbare Kriege entwickelten, die erst im Jahre 1815 beendigt wurden.

36. Joseph II.

Deutschland war besonders unter der Regierung des Kaisers Joseph II., eines trefflichen Fürsten, zu einem hohen Grade von Bildung, Wohlstand und Macht emporgestiegen, als bald nach dessen Tode der unglückliche Krieg mit Frankreich ausbrach, der es fast an den Rand des Verderbens brachte. Nach vieljährigen Kämpfen, die mit abwechselnden Erfolgen gekämpft

wurden, war nämlich ein französischer General, Namens Napoleon Bonaparte, in seinen Unternehmungen so glücklich, daß er sich selbst zum unumschränkten Herrscher von Frankreich machte und den Titel eines Kaisers annahm. Als solcher besiegte er schon 1805 Oesterreich so, daß dieses die deutsche Kaiserwürde aufgeben und die deutschen Lande sich unter dem Titel des Rheinbundes an Frankreich anschließen mußten. Diese schmachvolle Unterwerfung wurde jedoch ganz vollendet, als 1806 am 14. Oktober in der großen Schlacht bei Jena auch Preußen, und 1809 Oesterreich abermals besiegt wurden. Von jetzt an wurde Napoleons Tyrannei unerträglich. Deutsche Länder vertheilte er an seine Brüder, andere verband er mit Frankreich. Seine Feldherren wurden mit deutschen Gütern und mit deutschem Gelde bereichert. Seine Befehle mußten wir in französischer Sprache vernehmen. Aller Verkehr mit andern Völkern ward uns untersagt. Unsere Söhne und alle Früchte unseres Bodens und unseres Fleißes mußten seiner unersättlichen Eroberungssucht dienen, und wir hatten von allen seinen Siegen keinen Gewinn, als daß die Kette, mit der er uns gefesselt hielt, nur noch fester geschlungen wurde, und das selbst der Laut der Klage für strafbar galt. Mehrere deutsche Männer, die es gewagt hatten, ein freimüthiges Wort zu reden, wurden als Verbrecher hingerichtet. Dieß war Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung!

Diesem Zustande machte der 18. Oktober 1813 ein Ende. Napoleon hatte im Winter des Jahres 1812 durch die Vereinigung des russischen Schwertes mit der furchtbaren Kälte eines ungewohnten Klima's sein ungeheueres, wohlgerüstetes, kriegeübtes Heer in Rußland verloren. Die Russen folgten, mit ihnen vereinigten sich Preußen, Schweden und späterhin Oesterreich gegen den Unterdrücker. Ganz Deutschland erwachte; Napoleons letzte Anstrengung war fruchtlos, die Schlacht bei Leipzig, die am 18. Oktober 1813 vorfiel, zerbrach das Joch und warf den Dränger über Deutschlands Gränzen hinaus. Im Jahre 1814 wurde er auch in Frankreich besiegt und verlor seine Krone; ja, da er 1815 einen neuen Versuch machte, sich festzusetzen, so wurde er, da er am 18. Juni 1815 bei Waterloo noch einmal besiegt worden war, auf die einsame Insel Helena in Afrika verbannt, wo er unschädlich blieb und im Jahre 1821 starb.

Die deutschen Fürsten vereinigten sich nun zu einem Staatenbunde, der durch Abgeordnete, welche ihren Sitz in Frankfurt am Main haben, seine gemeinsamen Angelegenheiten be-

rathen und besorgen läßt. Im Innern hat jedes deutsche Land volle Freiheit und Unabhängigkeit, und daher auch verschiedene Einrichtungen und Verfassungen. Daran ist auch nichts durch die politischen Bewegungen und Erschütterungen des Jahres 1848 geändert worden, durch welche sich Frankreich erst in eine Republik und dann in ein Kaiserreich unter Ludwig Napoleon III., einem Neffen des frühern, verwandelte, während die Versuche des in Frankfurt am Main zusammengetretenen deutschen Parlaments, ein neues deutsches Kaiserthum aufzurichten, keinen Erfolg gehabt haben.

37. Einige Charakterzüge aus dem Leben Joseph II.

Die erste That als Mitregent von Oesterreich zeigte dem ganzen Volke, daß Joseph ein edler, großer Fürst sei. — 22 Millionen Staatspapiere, die er aus der Erbschaft seines Vaters erhalten hatte, ließ er verbrennen und schenkte also dies ungeheuere Kapital sammt den Interessen seinem Volke. Ein Jubel über diese Handlung der Großmuth durchdrang die ganze Monarchie.

Wie hoch Joseph den Ackerbau stellte, beweist, daß er auf einer Reise in Mähren, wo er einen Bauersmann auf seinen Feldern antraf, nach einem freundlichen und scherzhaften Gespräche den Pflug nahm und mit eigener Hand einige Furchen zog. „Was der Kaiser thut, dessen sollte sich der Bauer nicht schämen. Von allen Gewerben ist der Ackerbau der ehrenwertheste." Auf diesem Acker steht nun ein marmornes Denkmal als ehrende Anerkennung Josephs und seiner edlen Gesinnung, und die Stände Mährens hoben als Andenken den Pflug auf, den Josephs Hände regiert hatten.

Auf seiner Reise nach Paris langte der Kaiser einst auf einer Poststation früher an, als man erwartet hatte, und fand keine Pferde. Der Postmeister, der ihn nicht kannte, weil er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reiste, bat ihn, er möge ein wenig Geduld haben, weil er alle seine Pferde fortgeschickt habe, um seine Freunde abzuholen, die der Taufe seines Söhnleins beiwohnen sollten. Joseph bot sich zum Taufzeugen an, und der Postmeister nahm das Anerbieten dankend an. Die heilige Handlung ging vor sich. Der Pfarrer fragte den fremden Gevatter um seinen Namen. „Joseph," antwortete dieser. „Und der Familienname?" ‚Wie? Joseph, dächte ich, wäre genug." „Doch nicht," meinte der Pfarrer. „Nun denn: Joseph der Zweite." Der Pfarrer sah ihn staunend an: „Und darf ich um den Stand bitten." „Kaiser von Oesterreich." Der

Pfarrer erbleichte, die Umstehenden traten staunend zurück, und der Postmeister fiel dem Kaiser zu Füßen. Dieser hob ihn sogleich auf, beschenkte die Familie und seinen kleinen Pathen reichlich und nahm sich auch später desselben treulich an.

38. Der Kaiser Franz.

Wenige fürstliche Familien in ganz Deutschland sind so beliebt bei dem Volke, als die kaiserlich österreichische; wenige zeigen aber auch so viel Herablassung und nehmen an Freuden und Leiden der Bevölkerung so innigen Antheil. In Wien ist man gewohnt, den Erzherzogen (so heißen die kaiserlichen Prinzen), auf Spaziergängen zu begegnen, und bei allgemeinen Lustbarkeiten fehlen sie gewiß nicht. Schon die Kaiserin Maria Theresia hat dieses schöne Verhältniß eingeführt; der Kaiser Joseph hat es noch weiter ausgedehnt, und der verstorbene Kaiser Franz galt bei seinen Lebzeiten als ein Vater des Volkes und wird noch als solcher verehrt.

39. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden der treue Hofer war, in Mantua zum Tode führt ihn der Feinde Schaar; es blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz, mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken der Sandwirth Hofer ging mit ruhig festen Schritten; ihm schien der Tod gering, der Tod, den er so manchesmal vom Iselberg geschickt ins Thal im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern im festen Mantua die treuen Waffenbrüder die Händ' er strecken sah; da rief er laut: „Gott sei mit euch, mit dem verrath'nen deutschen Reich und mit dem Land Tyrol!"

Dem Tambour will der Wirbel nicht unterm Schlägel vor, als nun der Sandwirth Hofer schritt durch das finstere Thor; der Sandwirth noch in Banden frei, dort stand er fest auf der Bastei, der Mann vom Land Tyrol."

Dort soll er niederknieen; er sprach: „Das thu' ich nit! Will sterben, wie ich stehe, will sterben, wie ich stritt, so wie ich steh' auf dieser Schanz, so leb' mein guter Kaiser Franz, mit ihm das Land Tyrol!"

Und von der Hand die Binde nimmt ihm der Korporal, und Sandwirth Hofer betet allhier zum letzten Mal; dann ruft

er: „Nun so trefft mich recht! gebt Feuer! — Ach wie schießt ihr schlecht! ade mein Land Tyrol!"

40. Des Armen Leichenbegängniß.

Es schleicht ein Wagen schwarz und schwer zum Friedhof hin;
Doch weint kein Auge hinterher im großen Wien.
„Wer ist der Pilger, den zur Ruh man so verbannt?"
„Ein Armer." — „Wem gehört er zu?" — „Ist unbekannt."
Doch Einer sieht's; es jammert ihn des armen Mannes,
Nur Einer aus dem weiten Wien, der Kaiser Franz.
Er folgt der Leiche frommen Schritts und betet leis:
Herr nimm ihn auf in deinen Sitz, den armen Greis!"
Und als das Volk den Kaiser sah im Trauerschritt:
Da strömt's herzu von fern und nah und betet mit.
So wuchs und wuchs der Trauerzug des armen Manns,
Und jedes Herz in Ehrfurcht schlug für Kaiser Franz.

41. Wir sind Deutsche.

Lasset uns dieses Namens würdig beweisen durch brüderliche Einigkeit unter einander, durch wechselseitige Hochachtung, Liebe und Unterstützung, durch Anhänglichkeit und Liebe zu unserm Vaterlande, durch Ehrerbietung, Liebe und Vertrauen zu den Fürsten und Obrigkeiten, durch willigen, freudigen Gehorsam gegen die Landesgesetze, überhaupt durch pünktliche Beobachtung aller Pflichten christlicher Unterthanen und durch wahre Gottesfurcht; dann wird Gott uns und unser Vaterland durch uns segnen.

VI. Zur deutschen Sprache.

I. Kurze Uebersicht der verschiedenen Wortarten.

So verschieden die Vorstellungen des Menschen sind, indem wir uns Personen oder Sachen, oder ihre Eigenschaften, oder ihre Handlungen und Verhältnisse vorstellen können, so verschieden sind auch die Wörter, welche diese oder jene Vorstellung bezeichnen sollen. Wir unterscheiden daher

1. Hauptwörter,

die eine Person oder Sache anzeigen, von der Etwas gesagt, oder der Etwas beigelegt wird. Z. B. der Vater, die Mutter, das Feld, der Wald, die Gerechtigkeit, das Wachsthum u. dgl.

2. Eigenschaftswörter,

die Etwas nennen, was als Eigenschaft einer Person oder Sache ist. Z. B. gut, böse, gelb, groß, reich u. dgl. Diese Eigenschaftswörter werden zum Hauptworte gesetzt. Z. B. der gute Vater, das böse Kind, das gelbe Blatt, der große Wald, die reiche Aernte u. dgl. Vergleicht man die Eigenschaft des einen Hauptwortes mit der Eigenschaft des andern und findet bei einem mehr, bei dem andern weniger von der Eigenschaft, so entsteht eine Steigerung der Eigenschaftswörter. Z. B. „das Messer ist gut," heißt so viel als: „es hat die Eigenschaft der Güte." Vergleiche ich damit ein anderes, das die Eigenschaft auch, und zwar in noch höherem Grade hat, so sage ich: Dieses Messer ist besser. Nehme ich noch mehrere zusammen, und suche das heraus, bei welchem die Eigenschaft der Güte im vorzüglichsten Grade anzutreffen ist, so sage ich: dieses Messer ist das beste. Der eine Schüler ist fleißig, der andere ist fleißiger, der dritte der fleißigste.

3. Zahlwörter

gehören auch zu den Eigenschaftswörtern, indem sie die Menge oder die Ordnung anzeigen, in welcher ich mir die Personen oder Sachen denken soll. Sie sind daher von zweierlei Art, Grundzahlen oder Mengezahlen, welche stehen auf die Frage: „Wie viel?" Z. B. ein Hund, zwei Gänse, drei Katzen, vier, fünf, sechs u. s. w. Schafe, und Ordnungszahlen, auf die Frage: „Der wievielste" (in der Reihe, in der Ordnung); z. B. der erste Tag, der zweite Monat, das sechste Jahr, der dritte Sohn u. s. w.

4. Fürwörter,

die statt der Hauptwörter gesetzt werden, gibt es viererlei, nämlich erstens solche, welche die Person ausdrücken, als: ich, du, er, wir, ihr, sie; zweitens, die einen Besitz anzeigen, als: mein, dein, sein, unser, euer, ihrer; drittens, die auf Etwas hinweisen, als: dieser, diese, dieses, jener, jene, jenes, derjenige, diejenige, dasjenige, derselbe, dieselbe, dasselbe; viertens, die sich auf das Vorhergehende beziehen, als: welcher, welche, welches. Den Fürwörtern ähnlich, doch nicht mit ihnen einerlei sind:

5. die Geschlechtswörter,

die mit einem lateinischen Namen Artikel genannt werden; dies sind die Wörter der, die, das (der Mann, die Frau,

das Kind), wenn ich von einer bestimmten Person oder Sache rede; oder ein, eine, ein (ein Mann, eine Frau, ein Kind), wenn ich von einer unbestimmten Person oder Sache rede.

6. Zeitwörter

zeigen an, daß Etwas gethan oder gelitten wird; oder auch nur einen Zustand, in welchem sich die Person oder Sache befindet, von welcher die Rede ist; die erstern heißen Thätigkeitszeitwörter, die andern Zustandszeitwörter. Thätigkeitszeitwörter zeigen also ein Thun an; dieses Thun geht bald auf das Thuende selbst zurück, z. B. ich besinne mich, ich entschließe mich u. dgl. (zurückführende Zeitwörter), bald auf einen Gegenstand, der außer dem Thuenden, Handelnden ist. Z. B. ich liebe — meine Eltern; ich schreibe — einen Brief; ich lese — ein Buch u. dgl. (zielende Zeitwörter). Die letztern können auch umgekehrt von einem Gegenstande gesagt werden, auf welchen das Thun übergeht, dann zeigen sie ein Leiden dessen an, was der Handelnde thut. Z. B. die Eltern — werden geliebt, der Brief — wird geschrieben, das Buch — wird gelesen.

Zustandswörter zeigen nur ein Seyn oder Werden an, ohne Thätigkeit; einen Zustand, in dem sich eine Person oder Sache befindet. Z. B. ich bin, ich werde, ich wache, ich hungere, ich dürste. — Weil alles Thun und Seyn entweder eben jetzt Statt findet, oder schon vorüber ist, oder erst künftig Statt finden wird; so bestimmen die Zeitwörter zugleich, ob das Thun oder Seyn in die gegenwärtige, vergangene oder zukünftige Zeit fällt. Z. B. ich schreibe, ich habe geschrieben, ich werde schreiben; ich lese, ich habe gelesen, ich werde lesen; ich werde gelobt, ich bin gelobt worden, ich werde gelobt werden.

7. Umstandswörter

zeigen einen Umstand an, oder eine Beschaffenheit, und stehen bei den Hauptwörtern, oder auch Eigenschaftswörtern. Z. B. schön; der Knabe schreibt schön; das Mädchen spinnt schlecht; der Adler fliegt hoch; der Hirsch läuft schnell; der Mann ist sehr groß; der Winter ist allzu kalt.

8. Verhältnißwörter

zeigen ein Verhältniß, oder eine äußere Verbindung der Personen, Sachen, Handlungen an. Z. B. an, außer, aus, bei, durch, für, gegen, in, mit, mich, neben, unter, über, vor, von, wegen, zwischen, zu. — Der Stock hängt

an dem Nagel: der Hund schwimmt durch das Wasser; der Knabe geht in die Schule; das Mädchen kommt aus der Kirche; der Knecht kommt vom Felde; die Katze lauert hinter dem Zaune.

9. Bindewörter

verbinden Sätze mit einander; dergleichen sind folgende: und, auch, sondern, aber, doch, entweder — oder u. a. Z. B. ich und mein Vater gehen spazieren: entweder die Hitze oder die Kälte muß der Mensch vertragen; wenn du fromm bist, so bist du angenehm; ich freue mich, daß du fleißig bist; sowohl der Igel als auch die Wiesel stellen den Mäusen nach.

10. Empfindungswörter

sind solche, die keine klare Vorstellung, sondern eine bloße Empfindung (Verwunderung, Schmerz, Abscheu, Freude u. dgl.) ausdrücken, und in der Rede bloß eingeschaltet werden, ohne ihren Sinn zu verändern. Wehe! ach! ah! ei! o! pfui! husch u. dgl.; ah, die schönen Blumen! o, der große Ochse! pfui, wie abscheulich! plumps, da lag der Esel! puff, da ging die Flinte los! husch, da war er in der Laube!

II. Mustersätze

zur Wiederholung des einfachen, erweiterten und zusammengezogenen Satzes.

A.

Der Neid ist ein Laster. Die Wohlthätigkeit ist eine Tugend. Das Glas ist durchsichtig. Der Schein trügt. Die Blume wird abgepflückt. Das Schwein wird geschlachtet. Die Lämmer hüpfen. Ich singe. Wir schreiben. Du wirst gelobt. Ihr werdet gestraft.

B.

Der gerade Weg ist kurz. Unrecht Gut gedeiht nicht. — Meine Geduld ist unerschöpflich. Unser Gott ist barmherzig. — Die Arbeit ist des Lebens Würze. Der Hochmuth ist des Stolzes Bruder. — Kein Vogel ist giftig. Mehrere Pflanzen blühen nicht. Sechs Eimer sind ein Fuder. — Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin. Der Frühling ist die angenehmste Jahreszeit. — Uebung macht den Meister. Borgen macht Sorgen. Alte soll man ehren; Junge soll man lehren; Weise soll man fragen; Narren soll man tragen. — Die Furcht des Herrn ist der

Weisheit Anfang. Glücklichen Menschen ist Jedermann verwandt. Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Vertraue nicht auf jedes Menschen Wort! Vertausche nicht zu schnell den Ort mit Ort! Fang' niemals Vieles durch einander an! Nach einem Ziel nur gehe deine Bahn! — Der Horcher an der Wand hört seine eig'ne Schand. Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffener Geist. — Schweigen zu rechter Zeit übertrifft Beredsamkeit. Der Winter dauert manchmal fünf Monate. — Sprich nach deiner Ueberzeugung. Die Jugend lebt leichten Sinnes. — Den Vogel erkennt man an den Federn. Der Raupe wegen muß man keinen Baum umhauen. Des Geizes wegen wird Mancher zum Verbrecher. — Johanna strickte heute in der Industrieschule mit großem Fleiße ihrem Vater einen schönen Geldbeutel. Der fleißige Knabe schrieb gestern in der Schule aus Dankbarkeit seiner Mutter einen schönen Brief zum Namenstage. Friedrich blies gestern im Garten mit sanften Tönen auf der Flöte ein sehr schönes Lied. Der Schuster verfertigt aus dem früher hier gekauften Leder für Kinder und Erwachsene viele Schuhe und Stiefel bis zum nächsten Markt. Der gute Sohn meines treuen Freundes in Frankfurt am Main ist nach langem Krankenlager zum großen Leidwesen seiner lieben Eltern und Geschwister in der vorigen Woche gestorben. Die kunstreiche Orgel in der altehrwürdigen Klosterkirche dahier erhebt durch ihre lieblichen und kraftvollen Töne das Herz des Betenden in raschem Fluge zu Gott dem allmächtigen Vater der Liebe.

C.

Pracht, Reichthum, Glanz und Ehre sind morgen oft nicht mehr. Kinder und Narren reden die Wahrheit. Thue Gutes den Freunden und den Feinden. Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. Der Träge hat weder Lob noch Ehre zu hoffen. Weder Glück noch Unglück, weder Liebe noch Tod kann uns scheiden von Gott. Frühling, Sommer, Herbst und Winter sind des guten Gottes Kinder, bringen uns des Guten viel, Blumen, Früchte, frohes Spiel. Uebles muß man nicht nur nicht vom Freunde, sondern nicht einmal vom Feinde sprechen. Der Krebs gehört weder zu den Fischen, noch zu den Amphibien, sondern zu den Insekten. Gottes Weisheit zeigt sich in allen seinen Werken, folglich auch in den kleinsten Thierchen. Jeder Mensch, folglich auch der geringste Bettler ist nach Gottes Ebenbild erschaffen. Gott sorgt für Alles, also auch für dich. Gott ist der Vater Aller, folglich auch der deinige.

Ueberſicht.

Satz

Subjekt — Prädikat

Beifügung — Ergänzung — Umſtand *)

eigenſchaftl. dingl. — Sachbeziehung Perſonenbeziehung

Weßf. Hauptw. m. m. Vhw. — Weßf. Wenf. — Wemfall

Beifügung Beifügung — Beif. Beif. — Beifügung

*) Umſtand

des Ortes — der Zeit — der Weiſe — des Grundes

Ruhe Richtung — Zeitpunkt Zeitdauer

wo? woher? wohin? — wann? — wie lange? — wie? — warum?

Umſtandswort Umſtandswort — Umſtandswort — Umſtandswort — Sachgrund Beweggrund Erkenntniß

Hauptwort Hauptwort — Hauptwort — Hauptwort

Beifügung Beifügung — Beifügung — Beifügung — Beifügung Beifügung Beifügung

III. Der zusammengesetzte Satz.

Ein Gedanke wird nicht immer durch einen reinen oder erweiterten, einfachen Satz ausgedrückt, sondern häufig durch zwei oder mehrere einfache Sätze. Zwei oder mehrere einfache Sätze, welche so verbunden sind, daß sie einen Gedanken ausdrücken, nennt man ein Satzganzes oder einen zusammengesetzten Satz. Jeder dieser einfachen Sätze eines zusammengesetzten Satzes kann für sich einen vollständigen Gedanken des Sprechenden ausdrücken, oder nur der eine Satz für sich einen vollständigen Sinn; der andere aber nur in Verbindung mit diesem erstern. Die Sätze eines zusammengesetzten Satzes, welche für sich einen vollständigen Gedanken ausdrücken, nennt man Hauptsätze; jene aber, welche für sich keinen vollständigen Gedanken des Sprechenden, sondern nur irgend ein Satzglied des Hauptsatzes in der Form eines Satzes ausdrücken, heißen Nebensätze.

Ein zusammengesetzter Satz, welcher aus Hauptsätzen besteht, wird ein beigeordnet-zusammengesetzter Satz oder eine Satzverbindung genannt; sie besteht immer wenigstens aus zwei Hauptsätzen. „Die Hauptsätze werden durch Strichpunkte von einander geschieden."

Ein zusammengesetzter Satz, welcher wenigstens aus einem Haupt- und einem Nebensatze besteht, wird ein untergeordnet-zusammengesetzter Satz oder ein Satzgefüge genannt. „Der Nebensatz wird von seinem Hauptsatze durch einen Beistrich geschieden." — (Erläuterung durch Beispiele.)

Die einzelnen Sätze des zusammengesetzten Satzes werden durch Bindewörter, oder auch geradezu zu einem Satzganzen verbunden. Die Bindewörter, welche die einzelnen Sätze einer Satzverbindung verbinden, heißen beiordnende, und die, welche im Satzgefüge den Nebensatz mit ihrem Hauptsatze verbinden, heißen unterordnende Bindewörter.

A. Satzverbindungen.

Lehrstoff.

1. Satzverbindungen ohne Bindewörter.

Der Frühling.

Der Winter ist vergangen; der Frühling hat begonnen. Die Sonne steigt am Himmel höher herauf; ihre Strahlen fallen weniger schief auf die Erde. Die Luft wird milder; der Schnee schmilzt.

Die Bäche haben ihre Eisdecke gebrochen; die Wiesen werden grün. Die Blumen erhalten ihre Blüthen; die Bienen kommen wieder aus ihren Körben heraus. Im Verborgenen blüht das Veilchen; auf der Wiese glänzt die gelbe Narzisse. Die Lerche singt ihrem Schöpfer ihr Danklied; der Frosch quackt freudig im Sumpfe. Der Landmann bestellt auf's Neue sein Feld; der Küher zieht wieder mit seiner Heerde auf die Alpen; die Alpentriften sind grün geworden.

2. Satzverbindungen mit Bindewörtern.

a) Zusammenstellende Bindewörter.

a) Kain baute das Feld, und Abel hütete die Schafe. Man soll nie lügen, auch im Scherz ist es nicht erlaubt. Die Sterne erleuchten unsere Erdnacht; zudem erscheinen sie uns auch als freundliche Wegweiser in die Heimath. Das Wasser ist ein gesundes Getränk; außerdem dient es uns täglich zum Waschen. Ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben. Die alten Deutschen sind sowohl ihrer Tapferkeit wegen berühmt, als sie auch wegen ihrer strengen Wahrheitsliebe höchst nachahmungswürdig sind. Der Neidische ist weder froh, noch gönnt er Andern eine Freude. b) Jesus lehrte nicht nur, sondern er that auch Wunder. Der Mensch will nicht blos wie ein Thier aufgezogen sein, sondern er soll auch durch Entwicklung aller seiner geistigen Kräfte erzogen werden. Der Mensch soll die Forderungen der Religion nicht allein kennen, sondern er soll sie auch üben. c) Die festen Körper werden theils flüssig im Feuer und schmelzen, theils verbrennen sie und lösen sich in Rauch und Asche auf; heils werden sie durch's Feuer gar nicht zerstört, oder sie werden zum Theil in Körper anderer Art verwandelt. d) Der Müssiggang erschlafft erstlich die Kraft; dann gibt er bösen Gedanken Raum; ferner wird er aller Laster Anfang; endlich bringt er den Menschen ins größte Verderben. Der Frühling gibt erstens der Natur neues Leben; er bringt zweitens allen Lebendigen tausend Freuden; er ist drittens der Verkündiger Gottes in der Natur.

* Zusammenstellende Satzverbindungen sind solche, worin die Behauptung des einen Hauptsatzes durch die des andern erweitert wird. Die Bindewörter unter a. sind rein verbindende, unter b. steigernde, unter c. theilende, und unter d. ordnende. Lernet sie auswendig und wendet sie in zusammengesetzten Sätzen an!

b. Entgegenstellende Bindewörter.

a. Man lebt nicht des Essens wegen, sondern man ißt zur Erhaltung des Lebens. Entweder schreitest du in deiner Bildung vorwärts, oder du gehst zurück. Mische dich nicht unter die Wölfe, sonst wirst du von ihnen gefressen. Ruhig gedenke ich mich zu verhalten, es sei denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife. b. Gerechtigkeit erhöhet ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben. Die Arzneien sind oft bitter; allein gerade das Bittere ist dem Menschen oft gut. Die rechte Sparsamkeit verträgt sich recht gut mit der Wohlthätigkeit; der Geiz hingegen macht den Menschen hartherzig. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden; dagegen macht Hoffen und Harren auch Manche zum Narren. Schwach ist der Mensch; doch beherrscht er mittels der Vernunft die ganze Erde. Unser Leib ist freilich unserem Willen im Allgemeinen gehorsam; jedoch kein anderer Körper folgt auf unser bloßes Wollen. Der Fuchs ist sehr schlau; dennoch wird er gefangen. Das jüdische Volk wurde oft durch Gottes Hilfe von seinen Feinden errettet; gleichwohl fiel es von Gott immer wieder ab. Viele Pflanzen dienen als Zierpflanzeu in unsern Gärten; indessen sind einige darunter, welche giftige Eigenschaften haben. Geld macht nicht glücklich; dessenungeachtet jagt Alles darnach.

* Entgegenstellende Satzverbindungen sind solche, worin die Wirklichkeit der Behauptung des einen Hauptsatzes durch die des andern entweder verneint, oder doch beschränkt wird. Die Bindewörter unter a. sind aufhebende, unter b. beschränkende. Lernet sie auswendig und wendet sie in zusammengesetzten Sätzen an!

c. Begründende Bindewörter.

a. Stärker leuchtende Körper verdunkeln schwächer leuchtende; daher sieht man die Sterne am Tage nicht. b. Das Kameel kann lange dursten, deßwegen wird es in der Wüste als Lastthier benützt. Viele Giftpflanzen enthalten ein tödtliches Gift; deßhalb muß man dieselben von den nützlichen Pflanzen unterscheiden lernen. Gottes Erde ist wunderschön; darum wollen wir uns derselben freuen. c. Dieser Baum hat nicht geblüht; folglich kann er auch keine Früchte bringen. Der Mensch hat freien Willen; mithin kann er das Gute thun und das Böse lassen. Die Thiere sind vernunftlos; demnach hat auch der Elephant keine Vernunft. Jeder Mensch kann irren; somit

bist auch du nicht frei von Irrthum. Gott ist ein Geist; also kann er auch nicht gesehen werden. Furcht ist nicht in der Liebe; denn die Furcht hat Pein. Uneinigkeit und Streit verbittern das Leben; so laßt uns denn friedlich mit einander sein.

* Begründende Satzverbindungen sind solche, worin die Behauptung des einen Hauptsatzes den Grund von der des andern ausdrückt. Die Bindewörter unter a. zeigen eine Ursache an, unter b. einen Beweggrund und die unter c. einen Erkenntnißgrund. Lernet sie auswendig und bildet Sätze hierüber.

Uebungsstoff.

a.

1. Aufgabe. Bilde 15 zusammenstellende Satzverbindungen und nimm den Stoff aus der biblischen Geschichte des alten Testamentes!

Z. B. Abraham besaß nicht nur einen festen Glauben; sondern er zeichnete sich auch durch den strengsten Gehorsam aus.

2. Aufg. Nimm den Stoff aus der biblischen Geschichte des neuen Testamentes!

Z. B. Jesus belehrte nicht blos die sündigen Menschen; sondern er versöhnte dieselben auch durch seinen Kreuzestod mit Gott.

3. Aufg. Der Inhalt bezeichne die Beschäftigung verschiedener Handwerker!

Z. B. Der Dreher verfertigt nicht allein die verschiedenartigsten Gegenstände aus allerlei Stoffen; sondern er polirt auch die gedrehten Sachen.

4. Aufg. Der Inhalt bezeichne den mannigfachen Nutzen der Thiere!

Z. B. Die Gans nützt uns durch ihr Fleisch; außerdem gewähren uns ihre Federn große Vortheile.

Verbindet mit folgenden Hauptsätzen einen zweiten durch zusammenstellende Bindewörter!

Der Hund bewacht das Haus; auch —. Der Mensch bedarf nicht nur Kleidung; sondern auch —. Er gibt sein Geld theils den Armen; theils —. Arbeit macht das Leben süß; dann —; ferner —. Der Mensch kann weder leben ohne Nahrung, noch —. Glück kann den Weisen weder stolz machen, noch —. Der Schlosser verfertigt allerhand Schlösser; außerdem —. Die Sonne geht unter, und —. Du mußt entweder fleißig sein, oder —. Das Obst wird theils roh gegessen, theils —, theils —.

b.

5. Aufg. Bilde 20 entgegenstellende Satzverbindungen und nimm den Stoff hierzu aus der Naturgeschichte!

Z. B. Das Eisen ist eines der nützlichsten Metalle, doch ist es nicht das werthvollste derselben.

6. Aufg. Stoffe aus der Naturgeschichte!

Z. B. Die Eidechsen sind weder giftig, noch bringen sie uns auf andere Weise einen erheblichen Schaden.

7. Aufg. Der Inhalt bezeichne Pflichten gegen lebendige und leblose Geschöpfe!

Z. B. Man darf Niemanden tödten; jedoch ist unvermeidlicher Todtschlag in Nothwehr kein Verbrechen. Die Baüme darf man zu Brenn- und Werkholz fällen, gleichwohl darf man dieselben nicht muthwilliger Weise beschädigen.

8. Aufg. Bilde Satzverbindungen, indem du folgende Sätze ergänzest:

Die Kinder müssen ihren Eltern und Lehrern folgen, sonst —. Die Zeit der Jugend ist uns nicht zum Spielen gegeben; vielmehr —. Die Sperlinge naschen manches Körnlein; dagegen —. Verständige Eltern werden nicht immer gewähren; sondern auch —. Die Katze ist sehr schmeichlerisch; allein —. Jesus hatte die Jünger am Oelberge dreimal zum Wachen und Beten ermahnt; gleichwohl —. Die ersten Christen mußten viel leiden; dennoch —. Bei Tage ist es hell; aber —. Das Gute gefällt Gott; das Böse hingegen —. Manche Frucht sieht schön aus; jedoch —. Wir erhalten von Gott so viele Wohlthaten; dennoch —. Manches Kind wird öfters gewarnt; dessenungeachtet —. Gott läßt Unglück über die Menschen kommen; gleichwohl —.

c.

9. Aufg. Bilde 15 begründende Satzverbindungen, bezeichne Handlungen biblischer Personen, und sprich in dem andern Hauptsatze den Beweggrund ihres Handelns aus!

Z. B. Abel brachte aus herzlicher Dankbarkeit Gott ein Opfer dar; daher gefiel ihm dasselbe wohl.

10. Aufg. Gib Ereignisse aus der Natur und dem Menschenleben an und füge in den einen Satz den Sachgrund dieser Ereignisse bei!

Z. B. Der Mond trat zwischen die Sonne und die Erde; deßhalb verfinsterte sich die Sonne. In verflossener Nacht brach in unserer Stadt ein fürchterlicher Brand aus; darum mußte man die sehr gut organisirte Feuerwehr in Anspruch nehmen.

11. Aufg. Gib Wahrnehmungen aus Natur nnd Leben an, und bezeichne durch einen Hauptsatz den Erkenntnißgrund!

Z. B. Die Wolken häufen sich am Horizonte in schwarzer, dichter Masse; folglich muß ein Gewitter im Anzuge sein. Dieser alte Soldat hat viele vernarbte Wunden; er muß demnach in vielen Schlachten mitgefochten haben.

12. Verbindet mit folgenden Hauptsätzen einen zweiten durch begründende Bindewörter!

Z. B. Zachäus wollte Jesum sehen; deßhalb —. Gott ist unser Vater; daher —. Der Müller kann nicht mahlen; denn —. Der Tod kommt unverhofft; darum —. Dies Zimmer hat keinen Ofen; folglich —. Die Speisen sind Gottes Gaben; demnach —. Dem Wahrheitsfreunde vertraut Jedermann; deßwegen —. Der Vater will morgen abreisen; deßhalb —. Die Sterbeglocke wird geläutet; demnach —. Petrus wollte Jesum vertheidigen; deßhalb —. Der Arzt kann diesem Kranken nicht helfen; denn —.

13. Aufg. Suchet alle Satzverbindungen aus Lektion — auf!

14. Aufg. Schreibet aus Lektion — die Satzverbindungen heraus!

B. Satzgefüge.

Ein Satzgefüge besteht aus Hauptsatz und Nebensatz. Letzterer vertritt immer die Stelle irgend eines Satzgliedes im Hauptsatze.

Diejenigen Nebensätze, welche im Satzgefüge die Stelle des Subjektes eines Hauptsatzes vertreten, nennt man Subjektiv- oder Subjektssätze.

Z. B. Wer nicht hören will, muß fühlen. = Der Nichthörenwollende muß fühlen. Daß dein Bruder krank ist, thut mir leid.

Diejenigen Nebensätze, welche im Satze die Stelle einer Ergänzung des Hauptsatzes vertreten, nennt man Ergänzungssätze.

Z. B. Der Heiland ermahnte seine Jünger, daß sie wachen und beten sollen. = Der Heiland ermahnte seine Jünger zum Wachen und Beten. Der Mensch freut sich, daß er lebt.

Jeder Nebensatz, welcher sich auf ein Hauptwort im Hauptsatze bezieht und dasselbe näher bestimmt, wird Beifügesatz genannt.

Z. B. Heu, welches feucht ist, entzündet sich. = Feuchtes Heu entzündet sich. Die Luft in Räumen, welche geschlossen sind, ist ungesund.

Diejenigen Nebensätze, die auf die Fragen wo? woher? wohin? mit ihren Hauptsätzen verbunden werden, nennt man Umstandswörter des Ortes (Zeit, Weise, Grund?)

Z. B. Die Raben versammeln sich da, wo ein Aas ist. = Die Raben versammeln sich bei einem Aase. So lange der Winter ist, befinden sich viele Thiere in todtähnlichem Schlafe. = Während des Winters befinden sich viele Thiere in todtähnlichem Schlafe. Alte Leute kleiden sich nicht gern, wie es Mode ist. = Alte Leute kleiden sich nicht gern nach der Mode. Das Buchenholz taugt nicht zum Bauen, weil es sehr spröde ist. = Das Buchenholz taugt wegen seiner Sprödigkeit nicht zum Bauen.

Anhang.

Aehnlich lautende Wörter und ihr Schreibgebrauch.

A.

Der Aal, ein Fisch; die Ahle, eine Pfrieme; das All, die ganze Welt; die Allee, ein Baumgang; alle, eine Menge; abreisen, fortgehen; abreißen, lostrennen; ablesen, Geschriebenes herlesen; ablösen, freimachen; acht, eine Zahl; Acht, Aufmerksamkeit, auch Verbannung; arg, böse; Arche, ein Kasten; arm, dürftig; Arme, Unvermögende; auch Theile des menschlichen Körpers; die Armee, ein Heer; das Auge, zum Sehen; auch, ebenfalls; ausbacken, z. B. Brod; auspacken, Gepäck öffnen.

B und P.

Baal, ein heidnischer Gott; der Ball, Tanz; baar, baares Geld; paar, einige, etliche; ein Paar, zwei zusammengehörige Theile; bar, eine Endsilbe z. B. dankbar; Bahre, ein Werkzeug zum Tragen; backen, im Ofen; packen, mehrere Dinge fest zusammenlegen; Backen, Wangen; Bad, ein Wasser, in welchem man sich badet; bat, von bitten; baden, im Wasser; Baden, ein Großherzogthum; Bären, Thiere; Beeren,

Früchte; das Band zum Binden; band, von binden; die Base, eine Anverwandte; der Baß, ein musikalisches Instrument &c.; der Paß, ein gerichtlicher Freibrief; baüerisch, von Bauer; bayerisch, von Bayern; das Beet im Garten; das Bett, zum Schlafen; bet, von beten; das Bein, ein jeder Knochen; die Pein, körperliche oder geistliche Schmerzen, beschweren, belästigen; beschwören, betheuern; Beide, zwei; die Beute, Raub; bieder, rechtschaffen; bitter von Geschmack; bitten, von Bitte; bieten beim Verkaufen; das Boot, ein kleines Schiff; ich bot, von bieten; der Bund, Bündniß; das Bund, Bündel; bunt, vielfarbig; der Bauer, ein Landmann; das Bauer für Vögel.

D und T.

Das Dach, der oberste Theil eines Gebäudes; der Tag, eine Zeit von 24 Stunden; der Damm, ein aufgetragener Wall, wodurch das Wasser vom Lande abgehalten wird; die Dame, Frau; das, ein Geschlechtswort und ein Fürwort; daß, ein Bindewort; Dattel, eine Frucht; der Tadel; taugen, brauchbar sein; tauchen, sich unter das Wasser begeben; Teich, ein Wasserbehältniß; Teig, angefeuchtetes und geknetetes Mehl; der Diener, Bediente, Aufwärter; dünner, von dünn; Dienste, einzelne Handlung; Dünste, feine, unsichtbare, wässerige Theile; der Dinkel, eine Getreideart; der Dünkel, eine hohe Meinung von sich; dir, ein persönliches Fürwort; das Thier, ein lebendiges Geschöpf; die Thür, zum Auf- und Zumachen; dürr, mager; der Tod, das Ende des Lebens; todt, gestorben; ein Todter, gestorbene Person; das Dorf, eine Anzahl Häuser; der Torf, brennbare Erde; drei, ein Zahlwort; treu, ehrlich; der Thor, der unklug handelt; das Thor, große Thüre.

E, Ae, Oe, Ei, Eu und Au.

Die Ehre, guter Ruf; die Aehre, der obere Theil am Getreidehalm; Oehre, runde Oeffnung; das Ende, das Letzte eines Dinges; die Ente, ein Vogel; die Eiche, ein vorgeschriebenes Maaß; die Eiche, ein Baum; die Eile, Schnelligkeit; die Eule, ein Vogel; Eiter, eine Flüssigkeit aus krankhaften Theilen des Körpers; das Euter, der Kuh; einbrechen, gewaltsam eröffnen; einprägen, in die Seele, in Wachs &c.; Eier, z. B. der Hühner; euer, ein persönliches Fürwort.

F und V.

Die Feier; das Feuer, im Ofen; das Feld, ein Acker; er fällt, von fallen; er fehlt, von fehlen; das Fest, eine Feier, fest oder vest, dicht, nicht locker; ich fiel, von fallen; viel, nicht wenig; der Flug der Vögel; der Fluch, ein verwünschender Ausdruck, eine Verwünschung; fast, beinahe; er faßt, von fassen; die Faüle, von faul; die Feile, aus Stahl; der Flor, von Zeug; der Flor, das Blühen, der Wohlstand; die Fracht, Ladung eines Wagens; er fragt, verlangt eine Nachricht; das Fuder, z. B. Heu; das Futter für die Thiere; für, ein Vorwort; vier, ein Zahlwort; vergolden, mit Gold überziehen; vergolten, belohnt, erwiedert werden; verschieden, nicht einander gleich; verschütten, z. B. Wasser; der vierte, Zahlwort; er führte, von führen.

G und K.

Die Gans, ein Vogel; ganz, das unverletzte Beisammensein aller Theile eines Dinges; Gärtchen, ein kleiner Garten; Gertchen, eine kleine Ruthe; das Gefecht in einer Schlacht; gefegt, gereinigt; die Gift, Mitgabe; das Gift, welches tödtet; gerecht, dem Gesetze gemäß; gerächt, von Rache; das Gesicht des Menschen; gesiegt, überwunden; das Gewand, ein Kleid; gewandt, sehr biegsam; die Güter, von Gut; das Gitter, z. B. aus Eisen; gleiten, straucheln, stolpern; kleiden, von Kleid; glauben, für wahr halten; klauben, zusammenlesen; Gramm, Betrübniß; Kram, Handel; die Grenze, das Ende einer Größe; die Kränze aus Blumen; das Gras, ein Futter; graß, entsetzlich, das Stammwort von gräßlich; die Kröte, ein Amphib; krähte, z. B. der Hahn; der Greis, alter Mann; der Kreis, eine runde Linie; kriegen, Krieg führen; kriechen, auf Händen und Füßen; der Kamm, ein mit Zähnen versehenes Werkzeug; der Kahm oder Kahn, der Schimmel auf flüssigen Körpern; kam, von kommen; das Kammrad, ein mit Zähnen versehenes Rad; der Camerad oder Kamerad, ein Genosse; der Kammerrath, ein Beamter; der Kahn, ein Fahrzeug auf dem Wasser; kann, von können; die Kanne, ein Gefäß; die Kehle, ein Theil des menschlichen Körpers; die Kelle, ein Werkzeug der Mauerer; der Keller, zur Aufbewahrung verschiedener Gegenstände; der Köhler, ein Kohlenbrenner; kennen, bekannt sein; können, vermögen; gönnen, nicht beneiden; gähnen, den Mund aufmachen aus Krankheit oder Faulheit;

der Kiel zum Schreiben; kühl, nicht warm; Kien, harziges Holz; kühn, beherzt; das Kinn, ein Theil des Gesichtes; der Knabe; der Knappe.

H.

Die Haare an Thieren und Menschen; harren, warten; der Hase, ein Säugethier; hassen, das Gegentheil von lieben; die Härte, von hart; hörte, von hören; die Heerde, ein Haufen Vieh; der Herd, ein erhöhter Platz von Steinen; heilen, genesen; heulen, durch heftige Laute seinen Schmerz zu erkennen geben; die Häuser, Gebäude; heiser, rauh; heiß, sehr warm; heißen, befehlen; der Held, z. B. Kriegsheld; hält, von halten; höhlt, von Höhle, hohl; erhellt, von erhellen; erhält, von erhalten; der Herr; das Heer, der Soldaten; hehr, erhaben; her, das Gegentheil von hin; hör, von hören; hohl, z. B. ein hohler Zahn; etwas holen; der Hut, Kopfbedeckung; die Hut, Weideplatz für's Vieh.

J und L.

Die Jagd; er jagt; Jacht, ein Schiff; ihm, ihn, Fürwörter; im, in, Vorwörter. — Die Lache, eine Pfütze; die Lage, Stand, Zustand; lachen, das Gegentheil von weinen; lagen, von liegen; die Lade, ein hölzerner Kasten; die Latte, ein schmaler Theil eines Brettes; der Laden, am Fenster; laden, einladen, vorladen; das Lamm, ein junges Schäfchen; lahm, krüppelhaft; laß, von lassen; las, von lesen; die Last, Bürde; laßt, von lassen; leider, ein Empfindungswort; die Leiter, zum Auf- und Absteigen; der Leiter, Führer; Leben, Gegentheil von Tod; die Löwen, reißende Thiere; die Läuse, kleine Insekten; leise, das Gegentheil von laut; lesen, im Buch; lösen, losmachen; das Licht, Gegentheil von Finsterniß; liegt, von liegen; lügt, von lügen, vorsätzlich Unwahrheit sprechen; das Lied, zum Singen: litt, von leiden; Loch, Oeffnung; log, von lügen; Liebe, das Gegentheil von Haß; die Lippe, am Mund.

M.

Das Maß, eine bestimmte Größe zum Messen; die Masse, der Stoff; maß, von messen; die Mase, eine Narbe, ein Maal; Maser, ein Flecken im Holz und eine Krankheit. Die Maas, ein Fluß; machen, fertigen; der Magen, ein Eingeweide; die Magd, ein weiblicher Dienstbote; die Macht, Stärke; macht, von machen; die Made, ein Insekt; die Matte,

eine grobe Decke, eine Wiese; matt, schwach; der Mast, (Mastbaum) auf dem Schiffe; die Mast, des Viehes; das Meer, Weltmeer; mehr, ein Zahlwort; man, uneigentliches Fürwort; der Mann; mahnen, erinnern; die Manen, Geister der Verstorbenen; der Marder, ein Raubthier; die Marter, Qual; mein, Fürwort; der Main, ein Fluß; das Mieder, ein Kleidungsstück; die Mütter, von Mutter; müder, von müd; missen, entbehren; müssen, gezwungen sein; der Mist, Dünger; mißt, von messen; ihr müßt, von müssen; die Mode, eine Art, sich zu kleiden; die Motte, ein kleines Insekt; Mus, auch Muß, z. B. von Aepfeln; muß, von müssen.

N, O, Qu.

Der Nachen, ein Kahn; nagen mit den Zähnen; der Name, einer Person oder einer Sache; die Nase, ein Theil des Gesichtes; naß, Gegentheil von trocken; nein, Gegentheil von ja; neun, die Zahl; nett, zierlich; näht, von nähen. — Die Oder, der Name eines Flusses; oder, Bindewort; die Otter, ein Amphib; der Ofen, zur Erwärmung; offen, Gegentheil von geschlossen. — Die Quelle, der Ursprung des Wassers; quälen, Schmerzen verursachen.

R.

Der Rabe, ein Vogel; der Rappe, ein rabenschwarzes Pferd; der Rechen, ein Werkzeug; der Regen, eine wässerige Lufterscheinung; regen, bewegen; regnen, von Regen; rechnen, durch Hilfe bekannter Zahlen unbekannte finden; das Rad am Wagen; der Rath, der gegeben wird; die Räder, von Rad; der Retter, Befreier; der Rang, die Stellung; rang, von ringen; der Rasen, ein mit Gras überwachsener Boden; rasen, toben, toll sein; räthlich, von rathen; redlich, aufrichtig; röthlich, von roth; der Räuber, von Raub; der Reiber, z. B. der Farben; räumen, von Raum; reimen, Verse machen; das Recht, das Gesetzmäßige; recht, passend, übereinstimmend; regt, von regen, bewegen; rächte, von rächen; reisen, in die Ferne gehen; reißen, plötzlich trennen; riechen, mit der Nase; rügen, tadeln; der Riemen, ein schmales Leder; rühmen, preisen; der Ritt und ritt von reiten; rieth, von rathen; die Rose, Blume; die Rosse, Pferde; die Rotte, ein zusammergelaufener Haufe von Menschen; die rothe Farbe.

S.

Die Sache, ein Ding; die Sage, ein Gerede; sachte, langsam; sagte, von sagen; die Säge, ein mit Zähnen versehenes Werkzeug; der Segen, das Gedeihen; die Säule, worauf etwas ruht; das Seil, aus Flachs oder Hanf; der Schaden, Nachtheil; der Schatten, z. B. eines Baumes; das Schaf, ein Säugethier; schaffen, hervorbringen; der Schaft, z. B. an der Flinte; schaft, eine Endsilbe, z. B. Freundschaft; schafft, von schaffen; Schaff, ein Schäffel; die Scharte, Spalt; scharrte, von scharren; der Schein, der Schimmer, auch ein schriftliches Zeugniß; die Scheune, ein Stadel; scheuen, fürchten; das Schiff, ein großes Fahrzeug auf dem Wasser; schief, auf die eine Seite sich neigend; der Schiefer, zum Decken der Dächer; der Schiffer, Schiffsführer; der Schild, Schutz; das Schild, ein Aushängezeichen; schilt, von schelten; schielt, sieht schief; die Schlacht, ein großes Treffen im Krieg; schlagt, von schlagen; der Schlaf, das Gegentheil von Wachen; schlaff, matt; das Schloß zum Versperren; das Schloß, ein großes Gebäude; schloß, von schließen; die Schlossen, Hagelkörner; schwären, eitern; schwören, einen Eid ablegen; beschweren, mit etwas Schwerem belegen, sich beklagen; das Schwert, eine Waffe; schwört, von schwören; senden, schicken; sehnten, von sehnen; der Sieg, im Kriege; siech, kränklich; sich, Fürwort; die Sichel, ein Werkzeug zum Schneiden; das Siegel, Stempel; die Sitten, Gebräuche; Süden, eine Himmelsgegend; sieden, am Feuer; der Span, eine Schleiße; spann, von spinnen; die Spanne, ein kurzes Maaß; Spötter, von Spott; später, von früher; der Staar, eine Augenkrankheit; starr, unbeweglich; der Stahr, ein Vogel; die Stadt, z. B. Berlin; die Statt, Stelle, Stätte; statt, Vorwort; der Staat, das gemeine Wesen, das Reich, die Pracht; das Gestade, Ufer; der Stall, Aufenthaltsort der Thiere; der Stahl, gehärtetes Eisen; stahl, von stehlen; die Ställe, von Stall; die Stelle, der Ort; stechen, mit spitzigen Werkzeugen; die Stege, über das Wasser; die Stiege, Treppe; der Stil, auch Styl, die Art sich schriftlich auszudrücken; still, leise; die Stille, Ruhe; die Stühle, von Stuhl; südlich, gegen Mittag; sittlich, gebräuchlich; der See, ein großer Weiher; die See, das Meer; der Stift, zum Schreiben; das Stift, geistliche Stiftung.

U, W.

Die Uhr zum Anzeigen der Zeit: der Uhrmacher; die Uhrfeder; das Uhrband. — Die Waare, jede bewegliche Sache; wahr, mit der Sache selbst übereinstimmend; war, Hilfszeitwort; die Wade, ein Theil des Unterbeines; waten, in einem flüssigen Körper gehen; die Watte, leichter, schwacher Filz von Baumwolle ꝛc.; wegen, ein Vorwort; wägen, die Schwere eines Dinges durch die Wage bestimmen; die Wege, zum gehen; die Wälle, Erddämme; wählen, von Wahl; die Wellen des Meeres; der Wahn, falsche Vorstellung; wann? zu welcher Zeit; die Wanne, z. B. zum Baden; währen, dauern; wären, Hilfszeitwort von sein; wehren, vertheidigen; weit, Gegentheil von nahe; er weiht, von weihen, widmen; der Weidmann, Jäger; die Waise, ein älternloses Kind; die Weise oder Art; weise, sehr verständig; weißen, übertünchen; die Wände, von Wand; wenden, drehen; die Wenden, ein Volksstamm; das Wetter, Witterung; weder, Bindewort; wen, Fürwort; wenn, Bindewort; wetten, angeloben, etwas Bestimmtes zu geben, wenn man Unrecht hätte; wehten, von wehen; der Wille, eine Seelenkraft; wühlen, untergraben; die Wiege, ein kleines Bett auf Walzen; wiegen, eine bestimmte Schwere haben, oder sanft hin und her bewegen; die Wiesen, Grasplätze; wissen, kennen, erkennen; das Wild, die Thiere im Wald; wild, Eigenschaftswort; wühlt, von wühlen; die Würde, das Ansehen; würde, von werden; die Woche, Zeitraum von 7 Tagen; die Woge, eine Meereswelle; das Wohl, Glück; wohl, gut; die Wolle, z. B. des Schafes; die Wonne, große Freude; wohnen, z. B. in Häusern.

Z.

Zähren, Thränen; zehren, vermindern, essen; Zehrung, die Zeche; zerren, heftig hin und her ziehen; das Zeichen, Merkmal; zeigen, dem Auge sichtbar machen, weisen; die Zeit, in der man lebt; zeiht, von zeihen, Jemand eine Schuld geben; der Zügel, zum Leiten der Pferde; der Ziegel, zum Bedecken der Häuser; das Zimmer, Stube; der Ziemer, ein Krammetsvogel, der hintere Theil des Hirschen; die Zierde, der Schmuck; zierte, von zieren.

Briefe und Geschäftsaufsätze.

A. Briefe.

I. Muster-Beispiele.

Freundschaftliche Briefe.

1. Lieber Adolph! (Nachricht).

Du kennst mich schon längst als einen Freund der Naturgeschichte. Denke dir nun mein Vergnügen, als ich von meinem Oheim zu meinem Namenstage mit der schönen Naturgeschichte von Rebau beschenkt wurde! Dieselbe enthält nebst den vielen Beschreibungen eine Menge sehr getreuer Abbildungen von Thieren, Pflanzen und Mineralien, welche sämmtlich kolorirt sind. Das Ganze ist mit einem sehr hübschen Einbande geziert. Ich kann mich kaum satt daran sehen und lesen, und verwende deßhalb auch alle meine Feierstunden dazu. Sobald ich dieses Buch gelesen habe, werde ich es Dir überschicken, da ich überzeugt bin, Du werdest eben so viele Belehrung und Unterhaltung daran finden, wie

Dein

Freund

N— den — 18—. Wilhelm Holzer.

2. Mein theurer Bruder! (Nachricht.)

Ganz entzückt ergreife ich die Feder, denn mit dem Befinden unserer Mutter geht es seit nunmehr 24 Stunden, dem Himmel sei der heißeste Dank! recht gut. Gestern in den Vormittagsstunden verlangte sie — seit acht Tagen das erste Mal wieder — etwas zu essen. Wir meldeten es sogleich dem Arzte. Dieser befahl, ihr etwas altbackene Semmel zu geben. Die gute Mutter genoß dieselbe mit außerordentlichem Appetite. Eine Stunde später stellte sich auch der schon so lange entbehrte und ersehnte Schlaf ein. Sie schlief ganz sanft bis Nachmittags 4 Uhr. Nach dem Erwachen fühlte sich die theure Kranke etwas gekräftigt. Sie aß einen Teller voll Suppe und schlief die ganze Nacht hindurch, mit geringen Unterbrechungen, einen recht stärkenden Schlaf.

Wir fühlen uns überaus glücklich und glauben ganz gewiß, daß nunmehr alle Gefahr vorüber sein wird. O danke mit uns dem Allgütigen für die so glückliche Wendung der langwierigen und heftigen Krankheit! Erfreue uns aber auch bald mit einem Besuche. Mutter und Geschwister grüßen Dich und die Deinigen recht herzlich, und ich vereinige meine warmen Grüße mit den ihrigen und verbleibe

Deine

treue Schwester

O— den — 18—. N. N.

3. Theuerste Aeltern! (Bitte.)

Es fällt mir sehr schwer, daß ich Ihnen mit einer Bitte beschwerlich fallen muß; aber ich kann mir nicht anders helfen, denn die Noth treibt mich dazu Ich brauche nämlich ganz nöthig einen neuen Rock; jedoch

mein geringer Lohn reicht nicht so weit, daß ich mir jetzt einen solchen kaufen kann. Daher bitte ich Sie recht schön, mich mit einem Zuschusse von einigen Gulden zu erfreuen. Ich brauche den Rock wirklich ganz nothwendig. Ist es Ihnen also nur einigermassen möglich, so erfüllen Sie gütigst meine gehorsamste Bitte. Ich würde das neue Stück gewiß recht schonen und Ihnen stets durch eine gute Aufführung Freude dafür machen.

Schlüßlich habe ich noch zu bemerken, daß ich mich, Gott Lob! ganz munter und wohl befinde. — Mit den schönsten Grüßen an Sie und meine Geschwister schließt

Ihr
dankschuldiger und gehorsamer Sohn
Paul.

4. Lieber Bruder! (Auftrag.)

Die Mutter hat mir den Auftrag gegeben, an Dich zu schreiben. Am nächsten Montag soll nämlich bei uns die monatliche große Wäsche vorgenommen werden. Nun hast du uns aber bis jetzt Deine eingeschmutzte Bett- und Leibwäsche noch nicht überschickt. Deßhalb läßt Dich die Mutter durch mich dringend ersuchen, doch ja morgen durch den Boten die sämmtlichen Stücke Deiner schmutzigen Wäsche zu übersenden. Vergiß aber nicht, ein genaues Wäschverzeichniß mit beizulegen. Aeltern und Geschwister, alle ganz gesund und munter, grüßen Dich eben so herzlich wie Deine

treue Schwester
Julie.

5. Liebe Freundin! (Einladung.)

Wenn es Dir angenehm wäre, mich heute Nachmittag zu meiner Base zu begleiten, so würdest Du mich sehr erfreuen! Der Weg nach N. ist sehr angenehm und macht uns nicht sonderlich Mühe, da er nicht weit ist; überdieß ist das Wetter heute äußerst einladend. Meine Base hat, wie Du weißt, schon öfters den Wunsch geäußert, sie einmal zu besuchen, und daß ich diesen Besuch besonders gerne in Deiner Gesellschaft thun würde, das wirst Du aus meiner Einladung abnehmen. Also, wenn Du sonst nicht dringend abgehalten bist, mache mir dieses Vergnügen und begleite mich. Nachmittags um 2 Uhr wollen wir weggehen. Ich will Dich abholen. Deine

Freundin
(Datum.) N. N.

6. Heißgeliebte Aeltern! (Glückwunsch.)

Unwiderstehlich treibt mich der erste Tag des neuen Jahres zu Ihnen hin, an Ihr väterliches und mütterliches Herz; denn wie könnte ich heute, an diesem so hochwichtigen Tage, Ihrer vergessen, theuerste Aeltern, da ich an jedem andern Tage mit der kindlichen Liebe und mit den innigsten Wünschen für Ihr Wohl Ihrer gedenke! Ein ganzes Jahr ist nun wieder verstrichen, und jeder Tag brachte mir neue Beweise Ihrer zärtlichsten Sorgfalt für mich! Herzlich wünsche ich, daß in Erfüllung gehen möge, was ich schon bei dem Erwachen an diesem feierlichen Morgen für Sie, heißgeliebte Aeltern, von Gott flehentlich erbeten habe. Der Himmel möge Sie mit seinem schönsten Segen beglücken und Sie mir bis zum spätesten Ziele des menschlichen Alters in ungestörter Gesundheit und Zufriedenheit erhalten, damit ich Ihnen noch oft und lange beweisen kann, daß ich nicht ganz unwürdig bin, Ihre glückliche Tochter zu sein.

Wie Sie unaufhörlich fortfahren, durch Ihre liebende Fürsorge mich zu beglücken, so wird auch ewig, heiß geliebte Aeltern, Sie ehren und lieben

Ihre

dankschuldige und gehorsame

(Datum.) N. N.

7. Zärtlich geliebte Mutter! (Glückwunsch.)

Ihr Namens- (Geburts-) Tag fordert mich zu der angenehmen Pflicht auf, Ihnen meine besten Wünsche darzubringen. Möchten Sie diesen Tag, der für mich zu den wichtigsten und schönsten meines Lebens gehört, noch recht oft erleben! Möchte sich Ihr Lebensweg in steter Gesundheit und stetem Frieden durch eine lange Reihe von Jahren ziehen! Mein heißester Wunsch ist: Gott der Allmächtige möge Sie auf Erden glücklich sein lassen, und dereinst im Himmel Alles vergelten, was Sie mir Liebes und Gutes erwiesen haben. In diesen Worten liegt mein ganzes Herz. Schenken Sie mir auch ferner Ihre Liebe und Ihren mütterlichen Segen.

Ihr

dankbar gehorsamer Sohn

(Datum.) N. N.

8. Hochgeschätzter Freund! (Beschenkungsbrief.)

Gestern hielten wir unsere Weinlese in zwei großen Weinstöcken, die, wie Ihnen bekannt ist, die Mittagsseite unserer Wohnung umranken. Die große und anhaltende Hitze dieses Sommers hat höchst günstig auf die Trauben eingewirkt, so daß dieselben saftreicher sind, als sie sonst wohl oft waren. Wenn ich mich demnach beehre, Ihnen beifolgend eine Schachtel mit Trauben als einen geringen Preis meiner Freundschaft zu übersenden, so hoffe ich um so gewisser, daß Sie diese Kleinigkeit nicht ungütig aufnehmen werden, da die Trauben doch wenigstens ihren Kindern auf einige Minuten ein süßes Mäulchen bereiten dürften.

Freundschaftlich Ihr

(Datum.) Heinrich N.

9. Innigstgeliebte Aeltern! (Danksagung.)

Sie haben mir schon so viele Beweise Ihrer Güte und Liebe gegeben, daß ich unmöglich im Stande bin, Ihnen so dafür zu danken, wie Sie es verdienen. Und jetzt überraschen Sie mich schon wieder mit einem so angenehmen Geschenk. O, wie innig wollte ich mich freuen, wenn ich meinen Dank so herzlich niederschreiben könnte, als ich ihn empfinde; wenn ich Ihnen durch recht thätige Beweise zeigen könnte, wie sehr ich Sie verehre! Doch die Ueberzeugung beruhigt mich, daß Sie mein Herz kennen und es wissen, daß Sie Ihre Wohlthaten an keinem Unwürdigen verschwendet haben. Sie davon immer mehr zu überzeugen, soll das eifrige, redliche Bestreben sein

Ihres

gehorsamen Sohnes

(Datum.) N. N.

10. Theurer Freund! (Entschuldigung.)

Du hast die gerechteste Ursache, auf mich ungehalten zu sein, daß ich mit Abzahlung meiner Schuld gezögert und mich während dieser Zeit nicht einmal entschuldigt habe. Aber sei versichert, daß nicht Leichtsinn oder böser Wille daran Schuld war. Täglich hoffte ich auf Geldsendung von meinen

Aeltern, welche erst vor ein Paar Tagen erfolgte. Ich überschicke Dir nun hiemit das Darlehen mit dem innigsten Danke zurück. Zürne nur nicht, lieber Anton, und laß mein Vertrauen auf Deine Freundschaft als eine Entschuldigung für mich gelten. Ich bin unveränderlich

Dein

Dich liebender Freund

O— den — 18—. N. N.

11. Theuerster der Freunde! (Beileidsbezeugung.)

Wie tief hat mich die Nachricht von dem Hinscheiden Deines guten Vaters ergriffen! Glaube mir, Innigstgeliebter, aus der Tiefe meines Herzens trauere ich mit Dir; denn auch ich liebte Deinen vortrefflichen Vater, und ehrte ihn kindlich. Sei überzeugt, das Andenken an ihn wird mir lebenslang theuer sein! Kann Dich meine innige Theilnahme trösten, so wird Dir dieser Brief allerdings einigen Trost gewähren. Doch die beste Trösterin ist die Religion und gewiß, ein Herz, wie das Deinige, wird nicht umsonst lindernden Balsam in ihr suchen. Wohl Dir aber auch, daß Du vor dem Grabe Deines theuern Vaters mit dem tröstenden Bewußtsein stehen konntest, ihn nie durch Leichtsinn und Undankbarkeit gekränkt zu haben! Hätte Freude an seinen Kindern des Edlen Leben verlängern können, so würde er der Tage noch viele gezählt haben; denn seine Freude, seine große Freude waret ihr ja alle!

Lebe wohl, theuerster Freund! Ich hoffe, Dich recht bald besuchen zu können, um Dir mündlich zu wiederholen, wie sehr ich Dich bedauere, wie innig ich Dich liebe. Lebe wohl, zärtlich umarmt von

Deinem

(Datum.) theilnehmenden ꝛc.

12. Lieber Wilhelm! (Erzählung.)

Du erzähltest mir bei meinem letzten Dortsein von Deinem Vetter, wie derselbe durch einen listigen Betrug bald um eine bedeutende Summe Geldes gekommen wäre; wie er aber durch eine Gegenlist den Betrug glücklicher Weise vereitelt habe. Aehnlich ging es einst einem Blinden, der in unsicherer Kriegszeit in einem Winkel seines Gartens 500 Gulden vergrub. Obgleich er es so heimlich als möglich zu bewerkstelligen suchte, hatte es doch sein schlauer Herr Nachbar bemerkt. — Als der Blinde einige Zeit darauf nach seinem vergrabenen Geldkasten fühlte, fand er zu seinem Schrecken die Grube leer. Sein Verdacht fiel sogleich auf seinen Nachbar, den er als einen listigen und habsüchtigen Mann kannte. Er überlegte sich die Sache von allen Seiten, dann ging er zu ihm und sagte: „Herr Gevatter, ich möchte gerne ihren Rath hören in einer mir wichtigen Sache. Sind wir hier allein, so daß ich ohne Rücksicht sprechen darf?“ — Der Nachbar versicherte, es sei Niemand weiter im Zimmer, als sie beide, und der Herr Gevatter möchte also ganz offen sprechen, zumal, da er ihm vollkommen vertrauen dürfe. „Gut denn,“ sprach der Blinde, „ich habe da vor einiger Zeit ein Kapital von 1000 Thalern zurückerhalten, das ich nicht sogleich wieder unterbringen konnte. Da habe ich nun der Sicherheit wegen die Hälfte an einem geheimen Orte verborgen, bin aber mit mir selbst nicht einig darüber, ob ich die andere Hälfte auch dahin lege oder sie sonstwo verberge. Was rathen Sie mir, lieber Herr Gevatter?“ — „Ei,“ meinte dieser, „wenn der Ort, wo das Erste liegt, geheim und sicher ist, dann würde ich das Andere da auch noch hinlegen.“ — Der Blinde versetzte: „Gedacht habe ich das auch schon, nur war ich noch etwas zweifelhaft

darüber; doch da Sie auch der Meinung sind, so will ich es auch so machen." Dann dankte er dem Herrn Gevatter für seinen guten Rath und ging. Der Nachbar aber säumte nicht, als es dunkel geworden, die genommenen 500 Thaler wieder an Ort und Stelle zu bringen, damit der Blinde nichts merken möchte und der saubere Herr Gevatter dann das Ganze in Empfang nehmen könnte. — Aber wie erstaunte er, als er in einer der nächsten Nächte abermals den Erdboden aufwühlte und vergeblich suchte nach der ganzen Summe. Das Nest war leer, das Geld wieder in den Händen seines rechtmäßigen Eigenthümers; aber Aerger und Beschämung blieben dem Herrn Nachbar als gerechte Strafe.

Möchte es nun Allen so gehen, die mit ungerechtem Gute sich bereichern wollen! — Grüße übrigens Deinen Vetter von mir und erzähle ihm gelegentlich das Mitgetheilte. Schreib mir auch bald einmal wieder, wenn Du Zeit dazu hast.

Dein

K— den —. Freund 2c.

13. Theurer Freund! (Beschreibung.)

Mein Wunsch ist erfüllt; wir besitzen einen herrlichen Garten. Gestern Morgens kam mein Vater nach Hause und erzählte uns, daß er einen Garten in der Maxstraße käuflich an sich brachte. Unser Jubel hierüber wollte kein Ende nehmen. Gestern Nachmittags 5 Uhr waren Vater, Mutter, ich und meine zwei Schwestern bereits zur Besichtigung dort. Alles gefällt uns. Er ist ein Viertel Tagwerk groß, hat die Form eines Vierecks und ist von einer 6' hohen Mauer umgeben. Der Eingang befindet sich auf der Südseite. In Mitte des wohlangelegten Gartens belebt durch sein Geplätscher ein nicht unbedeutender Springbrunnen des Gartens Stille. An der jenseitigen Mauer, am Eingange gegenübrr, ladet eine schattenreiche Laube zur erquicklichen Ruhe ein. Vier große Beete liefern uns künftig in die Küche das nöthige Gemüse, während die Ränder durch ihre Blumen-Einfassung Auge und Geruch fesseln. An der einen Seite der Gartenmauer breiten sich gesunde Spalierbäume aus und strecken ihre kräftigen Aeste zu beiden Seiten empor.

O, wenn es schon Frühling wäre! Heuer freue ich mich doppelt darauf. Alle Freizeit wird im Garten zugebracht. Du darfst aber nicht glauben, daß ich darüber meine Schulaufgaben vergesse. O nein! Da erst wird die Zeit schön getheilt. Zuerst ein Weilchen geschrieben und gelernt, dann gegraben, begossen 2c., hernach geruht und wieder gelernt und endlich auf dem Rasenplatze gespielt. Der Vater versprach mir auch, eine Vorrichtung zum Turnen anbringen zu lassen, und dann ist der Freude gar kein Ende mehr. Doch komme selbst und sieh, und Du wirst glücklich preisen

Deinen

erfreuten Freund

N. N.

Geschäftliche Briefe.

14. (Bestellung.)

Herrn Robert Eßler in München.

Geiselhöring, den 2c.

Hiemit ersuche ich Sie ergebenst um gütige Uebersendung von

½ Ctr. ordinären Kaffee, á Pf. 42 kr.

½ Ctr. Gries, á Pf. 10 kr.

¼ Ctr. Reiß, á Pf. 12 kr.
½ Ctr. Zucker, á Pf. 24 kr.

Diese Waaren wünsche ich nächsten Samstag durch die Eisenbahn zu erhalten.

Am Schluße dieses Monats werden Sie richtige Bezahlung der übersendeten Gegenstände bestimmt erhalten, und bei Ablieferung guter Artikel fortwährende und gesteigerte Bestellung bekommen.

Hochachtungsvollst

Simon Süß,
Krämer.

15. (Abbestellung.)

Neustadt, den —.

Mein Herr!

Bereits vor vier Wochen habe ich einen vollständigen Winter-Anzug bei Ihnen bestellt. Sie gaben mir damals das feste Versprechen, daß der Anzug längstens binnen 14 Tagen in meinen Händen sein würde. Mit dem heutigen Tage ist aber die doppelte Frist der von Ihnen festgestellten Zeit verstrichen, und ich hoffe und harre noch immer vergeblich auf die neue warme Kleidung.

Da ich aber durchaus nicht gewillt bin, noch länger zu warten, so benachrichtige ich Sie hiemit, daß ich heute noch meine nöthige Winterkleidung aus dem Betz'schen Kleidermagazin entnehmen werde, und nehme hiemit meine bei Ihnen vor vier Wochen gemachte Bestellung ausdrücklich zurück.

Ergebenst

Franz Hoffmann.

16. (Erkundigung.) O— den —.

Geehrter Herr!

Wie ich gehört habe, so sind Sie Willens, Ihr Fortepiano zu verkaufen, weil Sie sich ein neues anzuschaffen gedenken. Wenn das seine Richtigkeit hat, so will ich Ihnen das alte Instrument abkaufen, wenn Sie mir dasselbe zu einem billigen Preise ablassen. Melden Sie mir gefälligst sogleich, wie viel Sie dafür haben wollen, und wenn ich dasselbe abholen lassen soll, falls Sie den Preis nicht zu hoch stellen. Ich verbleibe

Ihr

ergebenster rc.

17. (Mahnung.) Bamberg, den —.

Sehr geehrter Herr Fränkl!

Gewiß sehr schwer gehe ich daran, Sie an meine schon vor vier Monaten auf Ihr Verlangen übersendete Rechnung mit 96 fl. zu erinnern.

Allein die Furcht, daß in Beziehung auf Bezahlung derselben irgend ein Irrthum oder ein anderer uns beiden unlieber Grund obwalten könnte, läßt mich nicht eher ruhen, als bis Sie von der Nichtberichtigung Ihrer Schuld Kenntniß haben.

Entschuldigen Sie deßhalb das anscheinend unzarte Benehmen von meiner Seite mit meiner Aengstlichkeit und beehren Sie bald wieder mit erwünschten Aufträgen Ihren

ergebenen
N. N.

II. Aufgaben zu Briefen.

a.

Nachrichten.

1. Klara an eine Freundin. Klara benachrichtigt die Freundin, daß ihr Bruder eine sehr einträgliche Stelle erhalten hat — beim Militär vorgerückt ist.

2. Man gibt einem Freunde Nachricht, daß man sehr krank war, aber jetzt wieder so weit hergestellt ist, daß man ihm diesen Brief selbst schreiben könne. Bitte um einen baldigen Besuch.

3. Anton meldet einem Bekannten, wie ein Knabe durch Spielen mit Schießpulver fast um sein Auge gekommen sei.

Bitten und Aufträge.

4. Gustav bittet seinen Lehrer, ihm zu erlauben, die Schule einige Tage nicht zu besuchen. Sein Bruder, den er einige Jahre nicht gesehen hat, ist angekommen. Kleine gemeinschaftliche Besuchreisen. Er will durch größeren Fleiß das Versäumte nachzuholen suchen.

5. Wilhelm bittet seine Schwester, ihm einen Geldbeutel zu stricken.

6. Karl beauftragt einen Freund, ihm ein Buch zu kaufen und zu übersenden.

Einladungen.

7. Theodor ladet seinen Freund zu einer Ferienreise ein.

8. Karoline ladet ihre Freundin ein, einige Wochen bei ihr auf dem Lande zuzubringen, und schildert die Annehmlichkeiten des Landlebens zu dieser Zeit.

9. Martin ladet Johann zum Begräbnisse seines verstorbenen Freundes Joseph ein.

Glückwünsche.

10. Leopold gratulirt seinem Vater zum Geburtstage.

11. Eine Waise schreibt ihrem Vormund einen Glückwunsch zum neuen Jahre.

12. Ein Freund wünscht dem andern Glück zu einer erhaltenen Stelle.

Beschenkungen und Danksagungen.

13. N. sagt für ein Geschenk herzlichen Dank und übersendet seinem Freunde eine Schachtel mit Weintrauben als Gegengeschenk.

14. Ein Jüngling dankt seinen Eltern für 50 fl., die sie ihm, nachdem er von einer schweren Krankheit genesen, übersendet haben.

15. Ein Bruder dankt der Schwester für ein Weihnachtsgeschenk.

Entschuldigungen.

16. Wilhelm entschuldigt sich bei Gustav, denselben auf seiner Reise durch A. nicht besucht zu haben.

17. Laura entschuldigt sich, daß sie der Freundin die versprochenen Stickmuster nicht gesendet habe.

Beileidsbezeigungen.

18. Beileidsbezeigung an einen Freund, der bei einer Schlittenfahrt durch das Umwerfen des Schlittens bedeutend verletzt worden ist.

19. Georg bezeugt einem Freunde, der durch diebische Hände fast Alles verloren hat, seine Theilnahme, und fragt an, womit er den Freund unterstützen kann.

Erzählungen und Beschreibungen.

20. Ein Freund meldet dem Andern eine traurige Geschichte.

21. Mein letzter Brief war traurigen Inhaltes (warum?), dieses Mal soll es gerade umgekehrt sein, deßhalb ꝛc. (Erzählung, sieh Lehrbuch Seite 76, Nr. 69.) Schluß: Will der Freund mehr dergl. Geschichtchen hören oder lesen, so soll er sich als Mitglied an die Lesegesellschaft anschliessen. Herzlich gerne wird man ihn aufnehmen.

22. Gustav hat ein Taubenhäuschen angelegt, und beschreibt seinem Freunde dessen äußere und innere Einrichtung.

b.

23. Müller bestellt bei einem Tischlermeister einen Kleiderschrank, nach Art, wie der seines Vetters ist, doch soll er ihm eine etwas dunklere Farbe geben.

24. Es wird von einem Schlossermeister bei einer Eisenhandlung auf Eisen Bestellung gemacht.

25. Bei einem Kunstgärtner werden Sämereien abbestellt.

26. Schreiber erkundigt sich bei einem Förster, ob er 12 bis 14 Klafter Fichten-Scheitholz erhalten, wenn es abgeholt werden könne, und welches der genaueste Preis sei.

27. Ein Handwerksmann fordert an einem Kunden die seit 2 Jahren rückständigen 130 fl.

B. Geschäftsaufsätze.

1. Quittungen.

Eine Quittung ist eine schriftliche Bescheinigung, daß eine Summe Geldes richtig bezahlt worden ist. — Wird Jemanden eine Summe Geldes ausbezahlt, so hat er eine Quittung auszustellen, welche der Zahlende aufbewahrt, damit er zu seiner Zeit die richtig geschehene Zahlung beweisen, und nicht zu einer nochmaligen Zahlung angehalten werden kann.

Beispiele.

1. Quittung

über 145 fl., (einhundert vierzig und fünf Gulden) Gehalt für das erste Quartal 1861/62, welche mir vom königl. Rentamte hier richtig gezahlt worden sind.

A— den — 18—. N. N.

2. Quittung.

Herr Matthäus Blau, bürgl. Schlossermeister dahier, hat mir heute diejenigen vier und vierzig Gulden (44 fl.), welche ich ihm vor drei Monaten geliehen habe, richtig und baar zurückbezahlt.

N— den 18—. N. N.

3. Quittung

über fünf und zwanzig Gulden, welche Unterzeichneter von Herrn Dekonom Stahl dahier für mehrere Reparaturen in dessen Wohnhaus heute baar erhalten hat.

B— den — 18—. N. N. Mauerermeister.

4. Quittung.

Herr Thomas Fink, Bierbrauer in N., hat mir heute jene 2000 fl. (zweitausend Gulden), welche ich ihm vor zwei Jahren zur besseren Betreibung seines Geschäftes geliehen habe, sammt den treffenden Zinsen baar zurückbezahlt.

E— den — 18—. N. N.

5. Quittung.

Dreißig Gulden einjährige Zinsen von sechshundert Gulden Kapital, vom 8. Juni 1861/62 sind mir heute von Ludwig Reuter von Cham baar bezahlt worden, was hiemit bescheinigt

M— den — 18—. N. N.

6. Quittung.

Acht und zwanzig Gulden Hausmiethe für das Vierteljahr vom 1. Januar bis 1. April l. J. habe ich von Herrn Sekretär Busch dahier heute richtig empfangen.

N— den — 18—. N. N.

2. Schuldscheine.

Ein Schuldschein ist die schriftliche Versicherung eines Schuldners (Debitors), daß er von einem Gläubiger (Kreditor) ein Darlehen erhalten habe. — Nimmt also Jemand eine Summe Geldes (ein Kapital) auf, so hat er einen Schuldschein auszustellen, welchen der Gläubiger bewahrt, um sich zu seiner Zeit über seine Forderung ausweisen zu können.

Beispiele.

1. Schuldschein.

Herr Mathias Fink, bürgl. Siebmacher dahier, hat mir heute fünf und fünfzig Gulden (55 fl.) auf drei Monate baar vorgeschossen. Ich verspreche sie am Ende dieser Frist richtig und dankbar zurückzuzahlen.

N— den — 18—. N. N.

2. Schuldschein.

Wilhelm Schneider von hier war so gütig, mir unter Heutigem Einhundert Gulden vorzustrecken, welche Summe ich auf den 2. Februar 1863 zurückzubezahlen und unterdessen mit 5% zu verzinsen verspreche.
O— den — 18—. N. N.

3. Schuldschein.

Zweihundert Gulden sind mir von Herrn Apotheker Stern dahier vom heutigen Tage baar geliehen worden.

Ich verspreche nun dieses Geld alljährlich mit 4 vom Hundert zu verzinsen, und nach einer vierteljährigen Aufkündigung wieder richtig und baar zurückzubezahlen.
B— den — 18—. N. N.

4. Schuldschein.

Ich bekenne hiemit, dem B. N. von Moosburg für ein ihm abgekauftes Pferd die Summe von Zweihundert dreißig Gulden schuldig geworden zu sein und verspreche, diese Summe nach einem Vierteljahre abzutragen.
K— den — 18—. N. N.

3. Empfangscheine.

Ein Empfangschein (Rezepisse) ist eine schriftliche Versicherung, daß eine Sache richtig abgeliefert worden ist. — Ueberbringt die Post, ein Bote, oder sonst irgend eine Person eine Kiste, eine Schachtel, ein Paket oder eine andere Sache verschlossen oder offen, so hat der Empfänger ein Rezepisse auszustellen, welches der Ueberbringer zu sich nimmt, damit er die richtige Ablieferung beweisen kann.

Beispiele.

1. Empfangschein.

Daß mir der Bote Höning einen Brief von Herrn v. Schelling in Passau mit 25 Thalern in Kassenscheinen richtig überbracht hat, bescheinige ich hiemit.
R— den — 18—. N. N.

2. Empfangschein.

Am heutigen Tage sind mir durch den Arbeitsmann N. 3000 Stück Mauersteine und 1000 Stück Dachziegel richtig und in gutem Zustande überliefert worden, bis auf

23 Mauersteine, welche zerbrochen waren, und
5 Dachziegel, welche beim Nachzählen fehlten.

W— den — 18—. N. N.

4. Empfangschein.

Einen Korb, angeblich 50 Stück Krebse enthaltend und an Herrn Fröhlich adressirt, in dessen Abwesenheit in Empfang genommen zu haben, bescheinigt
A— den — 18—. N. N.

4. Konten.

Ein Konto (eine Rechnung) ist eine schriftliche Anzeige über gelieferte Arbeiten, abgegebene Gegenstände verschiedener Art, gehabte Auslagen oder Einnahmen ꝛc. sammt der Berechnung.

Beispiele.

1. Rechnung
für Herrn Bürgermeister Demmler dahier,
vom Tischlermeister Joseph Leim.

1862.		fl.	kr.
d. 3. Jan.	Einen neuen Tisch von Tannenholz gemacht	3	30
d. 4. Febr.	6 neue Sessel von Nußbaumholz, á 2 fl. 30 kr.	15	—
d. 8. März.	Eine neue Kommode sammt Schlössern	23	48
d. 10. April.	Einen Bücherschrank aus Tannenholz	4	36
d. 1. Mai.	Eine neue Zimmerthüre	2	48
d. 30. Mai.	Die Gartenthüre ausgebessert	—	30
		50	12

S— den — 18—. N. N.

2. Rechnung
für den Bauer Anton Schätz
von Jakob Schwarz, Schmied.

1862.		fl.	kr.
d. 16. Okt.	Einen neuen Schlitten beschlagen und das Eisen dazu gegeben	6	48
d. 4. Nov.	2 neue Hufeisen aufgeschlagen	—	48
d. 15. Dez.	2 Radreife aufgezogen	1	24
d. 5. April.	Einen neuen Pflug beschlagen	7	—
		16	—

G— den — 18—.

Den Empfang dieser Summe bescheinigt
Jakob Schwarz, Schmied.

5. Bekanntmachungen,

Bekanntmachungen oder öffentliche Anzeigen sind schriftliche Aufsätze, wodurch man Nachrichten über irgend eine Sache, Person oder was immer für einen gemeinnützigen Gegenstand zur Kenntniß des Publikums bringt, damit diejenigen, denen daran gelegen sein mag, davon Gebrauch machen können.

Beispiele.

1. Am 9. d. M. ist auf dem Wege vom Jakobsthore nach Prüfening ein rother Shawl mit eingewirkter Bordur verloren gegangen. Der redliche Finder wird gebeten, denselben gegen eine angemessene Belohnung im Hause Lit. E. Nr. 101 abzugeben.

2. Es wurde eine silberne Taschenuhr gefunden. Der Eigenthümer derselben kann sie nach gehörigem Ausweise gegen Erstattung der Einrückungsgebühr im Hause Lit. S. Nr. 17. zur ebenen Erde in Empfang nehmen.

3. Ein fehlerfreies, siebenjähriges Pferd von hellbrauner Farbe, Wallach, und zum Reiten und Fahren gleich brauchbar, ist zu verkaufen. Das Nähere erfährt man im A. C.

4. Im Hause H. 133 ist im zweiten Stockwerke eine Wohnung, bestehend aus drei heizbaren Zimmern, zwei Kammern, einer Küche, Holzlege und gemeinsamer Waschgelegenheit bis zum Ziel Georgi zu vermiethen. Das Nähere erfährt man daselbst zur ebenen Erde.

5. Ich warne hiemit Jedermann, dem Michael Schweiger, welcher bei mir Hausknecht war, und nun meine Dienste verließ, auf meinen Namen etwas zu borgen, indem ich erkläre, daß ich in solchen Fällen nichts ersetzen werde.

N— den — 18—. N. N.

6. Ein Gold- und Silberarbeiter sucht einen gut gezogenen jungen Menschen unter annehmbaren Bedingungen in die Lehre zu nehmen. Das Uebrige im A. C.

6. Zeugnisse.

Ein Zeugniß (Attest) besteht in einer schriftlichen Versicherung, daß es sich mit einer Person oder Sache gerade so und nicht anders verhalte, als man sagt. So verschieden der Inhalt der Zeugnisse sein kann, so haben sie doch das mit einander gemein, daß sie kurz, bestimmt und der strengsten Wahrheit gemäß abgefaßt sein müssen.

Beispiele.

1. Zeugniß.

Adolph Morgenroth von N. hat drei Jahre und fünf Monate als Geselle bei mir in Arbeit gestanden, und sich jederzeit gut und ordentlich aufgeführt, welches ich hiemit bescheinige.

T— den — 18—. N. N.

2. Zeugniß.

Adam Klotz, aus Waldkirchen gebürtig, hat zwei Jahre bei mir als Knecht gedient und durch Fleiß und Bereitwilligkeit in Besorgung seiner Geschäfte meine vollste Zufriedenheit erworben. Insbesondere aber fühle ich mich verpflichtet, ihn wegen seiner Pünktlichkeit in der Pflege der Pferde jedem Dienstherrn zu empfehlen.

L— den — 18—. N. N.

3. Zeugniß.

Albertine Flink aus N. hat bei der Unterzeichneten als Magd gedient, und erhält hiemit das Zeugniß, daß sie sehr fleißig und in allen häuslichen Arbeiten sehr geschickt sei, dagegen aber durch ihre Geschwätzigkeit auch manchen Verdruß im Hause veranlaßt habe.

L— den — 18—. N. N.

4. Zeugniß.

Augusta Feuerlein aus Nürnberg hat zwei Jahre bei mir als Köchin stets treu gedient, viel Geschicklichkeit bewiesen und sich in Allem zu meiner Zufriedenheit betragen. Ich entlasse sie nur auf ihr Verlangen, da sie Gelegenheit hat, in einem größern Hause als Köchin ihr Einkommen zu verbessern.

W— den — 18—. N. N.

7. Schenkungsbriefe.

Ein Schenkungsbrief ist ein schriftlicher Aufsatz, in welchem die Schenkung einer Sache von Wichtigkeit von Jemanden ausgesprochen wird. Will A dem B eine bedeutende Sache schenken, so stellt Ersterer einen Schenkungsbrief aus, welchen Letzterer bewahrt, um sich über das Geschenk ausweisen zu können.

Beispiele.

Schenkungsbrief.

Vermöge dieses Briefes schenke ich meinem Verwalter, Herrn Karl Brandner, für die treuen Dienste, die er meinem Vater und mir seit dreißig Jahren geleistet hat, meine goldene Repetiruhr sammt Kette und meinen mit Rosetten besetzten Fingerring so, daß derselbe vom heutigen Tage an mit erwähnten Sachen wie mit seinem Eigenthum verfahren kann. Zu diesem Zwecke habe ich mir auch die Unterschrift zweier Zeugen erbeten.

M— den — 18—. (L. S.) N. N.

Daß ich genannte gütige Schenkung dankbar annehme, bescheinige ich hiemit.

Karl Brandner,
Verwalter.

N. N., als Zeuge.
N. N., als Zeuge.

Einige Aufgaben zu Geschäftsaufsätzen.

1. Quittung über erhaltenen jährlichen Pachtzins eines Ackers, eines Garten, einer Scheune, eines Hauses.
2. Quittung eines Schneider- — Schuhmacher- — Webermeisters über ? fl. für gelieferte Arbeiten.
3. Ein Kaufmann bescheinigt den richtigen Empfang einer Summe Geldes für gelieferte Waaren.
4. Quittung über die jährlichen Zinsen von 500 fl. Kap. zu 5%.
5. Quittnng über Zurückzahlung eines Darlehens von 700 fl. mit den einjährigen Zinsen.
6. Schuldschein über 20 fl.. welche aus Gefälligkeit ohne Zinsvergütung auf 6 Wochen dargeliehen wurden.
7. Schuldschein über ein Kapital von 200 fl., welches man zu 4% zu verzinsen und nach Ablauf von einem Jahre wieder abzutragen verspricht.
8. Schuldschein über ein geliehenes Kapital von 500 fl. zu 4% verzinsbar und Vierteljahr nach erfolgter Aufkündigung zurückzubezahlen.
9. Schuldschein über 120 fl. für gekaufte Bretter, zu deren Bezahlung man sich nach Verfluß von 3 Monaten verbindet und unterdessen mit 5% verzinsen will.

10. Schein über Empfang eines Päckchens mit Wäsche und Kleidungsstücken.

11. Empfangschein über eine goldene Uhr zur Weiterbeförderung an Herrn Assessor Auer.

12. N. bescheint in Abwesenheit des B. den Empfang eines mit Geld beschwerten und an B. gerichteten Briefes.

13. Verfertige Rechnungen: a) über verfertigte Schneiderarbeiten; d) über gereinigte und ausgebesserte Wäsche; c) über gestrickte Sachen; d) über verfertigte Schlosserarbeiten; e) über abgeliefertes Fleisch; f) über abgelieferte Kleiderstoffe.

14. Schreibe Bekanntmachungen: a) über eine verlorne Sache; b) über eine gefundene Sache; c) über eine zu verkaufende Sache; d) über eine zu kaufende Sache; e) über eine zu pachtende Sache; f) über eine zu vermiethende Sache; g) über veränderte Wohnung; h) über Dienstentlassung.

15) Stelle ein Zeugniß aus: a) einem geschickten Gärtner; b) einem braven Kindsmädchen; c) einem Kaufmannsdiener über Betragen und Charakter; d) einem Hafner, der einen Zimmerofen neuer Art gesetzt hat; e) einem Lehrling, der eine schlechte Aufführung gepflogen; f) einer Wittwe, welche sich seit einiger Zeit mit ihren 6 Kindern in einer höchst traurigen, hilfsbedürftigen Lage befindet, und sich wegen ihrer Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit einer Unterstützung sehr würdig macht.

Uebungsaufgaben für das mündliche und schriftliche Rechnen.

Rechnen mit Brüchen.

I. Vorbegriffe und Vorübungen.

1. Lesen und Schreiben der Brüche.

1. Lies folgende Brüche: $\frac{5}{7}$ $\frac{9}{11}$ $\frac{3}{8}$ $\frac{7}{15}$ $\frac{3}{12}$ $\frac{1}{7}$ $\frac{7}{8}$ $\frac{5}{9}$ $\frac{2}{9}$ $\frac{7}{30}$!

2. Schreibe: 4 Fünftel, 7 Achtel, 9 Zehntel, 1 Zwölftel, 14 Vierzigstel.

3. Welche Zahl ist in den erst vorgeführten Brüchen der Zähler, welche der Nenner?

2. Arten der Brüche.

4. Gib 8 ächte, 9 unächte, 10 uneigentliche Brüche an!
5. Schreibe 10 gemischte Zahlen, 10 Doppelbrüche an!
6. Gib 9 gleichnamige, 9 ungleichnamige Brüche an!

Anmerk. a) $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{6}$ Pfd. ꝛc. sind Stammbrüche. b) $\frac{2}{3}$ $\frac{4}{5}$ $\frac{3}{10}$ Elle ꝛc. sind Zweigbrüche, auch abgeleitete Brüche genannt. c) $\frac{4}{2}$ $\frac{6}{3}$ $\frac{8}{10}$ sind uneigentliche Brüche. d) $\frac{2}{3}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{11}{12}$ sind ächte Brüche. e) $\frac{3}{2}$ $\frac{6}{5}$ $\frac{17}{12}$ sind unächte Brüche. f) $\frac{2}{2}$ $\frac{10}{7}$ $\frac{12}{6}$ sind einfache. g) $\frac{4}{5/6}$ $\frac{6}{3/4}$ $\frac{2}{\frac{3/5}{6}}$ sind zusammengesetzte Brüche; h) $4\frac{1}{2}$ $6\frac{2}{3}$ $8\frac{5}{9}$ sind gemischte Zahlen. i) $\frac{2}{11}$ $\frac{5}{11}$ $\frac{12}{11}$ sind gleichnamige. k) $\frac{3}{4}$ $\frac{3}{5}$ $\frac{5}{7}$ sind ungleichnamige Brüche.

3. Verwandeln der Brüche.

7. Verwandle die ganze Zahl

6 in 4tel,	24 in 9tel,	63 in 12tel,	124 in 120stel,
7 in 8tel,	23 in 9tel,	72 in 15tel,	280 in 360stel,
3 in 12tel,	84 in 3tel,	96 in 91tel,	720 in 240stel.

8. Welche ganze Zahlen geben die uneigentlichen Brüche: $\frac{9}{3}$ $\frac{16}{4}$ $\frac{25}{5}$ $\frac{38}{2}$ $\frac{42}{6}$ $\frac{35}{7}$ $\frac{81}{8}$, $\frac{63}{9}$?

9. Wie viele Kreuzer sind: $\frac{12}{4}$ $\frac{36}{4}$ $\frac{48}{4}$ $\frac{28}{4}$ $\frac{32}{4}$ Kreuzer?

10. Verwandle folgende gemischte Zahlen in unächte Brüche: $3\frac{4}{5}$ $8\frac{2}{9}$ $7\frac{5}{6}$ $6\frac{5}{8}$ $12\frac{5}{6}$ $23\frac{6}{7}$ $46\frac{13}{18}$ $142\frac{14}{15}$ $793\frac{9}{10}$ Ctr. $1375\frac{9}{16}$ Pfd. $3648\frac{5}{9}$ fl.

11. Verwandle folgende unächte Brüche in ganze oder gemischte Zahlen: $\frac{39}{4}$ $\frac{187}{8}$ $\frac{45}{7}$ $\frac{360}{3}$ $\frac{480}{4}$ $\frac{765}{5}$ $\frac{1548}{6}$ $\frac{5793}{16}$ $\frac{63,759}{45}$ $\frac{367,851}{564}$.

12. Wie viel Stück sind: $\frac{25}{3}$ $\frac{34}{4}$ $\frac{48}{5}$ $\frac{59}{6}$ $\frac{48}{8}$ Schock?

13. Wie viel Zentner sind: $\frac{39}{4}$ $\frac{78}{4}$ $\frac{53}{5}$ $\frac{79}{5}$ $\frac{37}{2}$ Zentner?

14. Verwandle: $\frac{1}{2/8}$ $\frac{1}{2/2}$ $\frac{2}{3/4}$ $\frac{2}{3/6}$ $\frac{1}{2/16}$ $\frac{2}{4/5}$ $\frac{3}{4/7}$ in einfache Brüche!

15. Wie viel ist $3\frac{1}{2/4}$ Pfd. Zucker? $2\frac{1}{2/8}$ Pfd. Kaffee?

3. Vergleichung des Werthes der Brüche.

16. Welches ist der Unterschied zwischen 1 und $\frac{4}{7}$ 1 und $\frac{5}{16}$ 1 und $\frac{4}{9}$ 1 und $\frac{5}{6}$ 2 und $\frac{3}{5}$ 8 und $\frac{2}{3}$?

17. Welches ist der Unterschied zwischen 7 Schfl., und $\frac{5}{6}$ Schfl.?

18. Was ist mehr: $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{16}$ $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{12}$ $\frac{4}{5}$ oder $\frac{4}{6}$ $\frac{2}{3}$ oder $\frac{2}{6}$ $\frac{3}{5}$ oder $\frac{3}{20}$ $\frac{3}{8}$ oder $\frac{3}{4}$ $\frac{5}{6}$ oder $\frac{5}{16}$

19. Welcher Bruch ist von größerem Werthe: $\frac{4}{5}$ oder $\frac{3}{5}$ $\frac{7}{8}$ oder $\frac{5}{8}$?

4. Vergrößern des Werthes der Brüche.

20. Vergrößere durch Vervielfältigung des Zählers: $\frac{7}{9}$ 5 mal, $\frac{5}{16}$ 9 mal, $\frac{3}{4}$ 10 mal, $\frac{8}{15}$ 7 mal, $\frac{4}{5}$ 5 mal, $\frac{3}{8}$ 9 mal!

21. Vergrößere 4 mal den Werth folgender Brüche: $\frac{4}{5}$ $\frac{7}{9}$ $\frac{8}{15}$ $\frac{7}{12}$ $\frac{24}{75}$!

22. Vergrößere durch Theilung des Nenners: $\frac{7}{16}$ 4 mal, $\frac{9}{36}$ 6 mal, $\frac{5}{45}$ 9 mal, $\frac{8}{72}$ 8 mal, $\frac{17}{25}$ 5 mal, $\frac{19}{48}$ 2 mal!

23. Vergrößere 3 mal den Werth folgender Brüche: $\frac{4}{15}$ $\frac{5}{21}$ $\frac{7}{12}$ $\frac{29}{63}$ $\frac{11}{18}$ $\frac{19}{27}$ $\frac{17}{36}$ $\frac{5}{72}$ $\frac{17}{96}$!

5. Verkleinern der Brüche.

24. Verkleinere durch Vervielfältigung der Nenner: $\frac{7}{8}$ 5 mal, $\frac{8}{9}$ 6 mal, $\frac{3}{4}$ 2 mal, $\frac{29}{30}$ 4 mal, $\frac{13}{15}$ 7 mal!

25. Wie viel ist 3 mal weniger, als $\frac{3}{4}$ fl. $\frac{7}{8}$ fl. $\frac{3}{5}$ fl. $\frac{5}{6}$ fl. $\frac{9}{10}$ fl.?

26. Verkleinert durch die Theilung des Zählers: $\frac{14}{15}$ 7 mal, $\frac{18}{25}$ 9 mal, $\frac{45}{12}$ 5 mal, $\frac{64}{7}$ 8 mal, $\frac{72}{15}$ 9 mal, $\frac{2400}{2531}$ 200 mal!

27. Verkleinert durch Division des Zählers folgende Brüche ums 8fache: $\frac{16}{24}$ $\frac{24}{32}$ $\frac{40}{48}$ $\frac{56}{60}$ $\frac{64}{70}$ $\frac{48}{50}$ $\frac{96}{97}$!

6. Erweitern der Brüche.

28. Erweitere: $\frac{1}{2}$ durch 3. $\frac{1}{2}$ durch 4. $\frac{2}{3}$ durch 4. $\frac{4}{5}$ durch 2. $\frac{2}{3}$ durch 3. $\frac{2}{3}$ durch 2. $\frac{3}{4}$ durch 2. $\frac{3}{4}$ durch 3. $\frac{1}{2}$ durch 5. $\frac{5}{7}$ durch 2!

29. Erweitere $\frac{2}{3}$ mit: 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9!

30. Wie lassen sich aus Achteln: 16tel, 40tel, 64tel, 32tel, 72tel bilden?

31. Wie viel 30tel sind: $\frac{2}{3}$ $\frac{3}{5}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{7}{16}$ $\frac{13}{15}$?

32. Wie viel 81tel sind: $\frac{5}{9}$?

7. Vereinfachen, Kürzen oder Aufheben der Brüche.

33. Durch welche Zahlen können folgende Brüche gehoben werden: $\frac{12}{14}$ $\frac{45}{60}$ $\frac{54}{32}$ $\frac{11}{77}$ $\frac{32}{56}$ $\frac{21}{36}$ $\frac{85}{100}$ $\frac{345}{798}$ $\frac{62}{91}$ $\frac{81}{108}$?

34. Schreibe 5 Brüche auf, welche sich durch: 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 vereinfachen lassen!

35. Bringe folgende Brüche durch Kürzung auf die kleinste Form:

a.	b.	c.	d.	e.	f.
$\frac{18}{24}$	$\frac{99}{120}$	$\frac{121}{231}$	$\frac{120}{540}$	$\frac{363}{1284}$	$\frac{89}{267}$
$\frac{27}{42}$	$\frac{81}{120}$	$\frac{242}{363}$	$\frac{781}{991}$	$\frac{2055}{2590}$	$\frac{253}{473}$
$\frac{36}{56}$	$\frac{96}{132}$	$\frac{480}{640}$	$\frac{144}{960}$	$\frac{3072}{3126}$	$\frac{1512}{1644}$
$\frac{49}{56}$	$\frac{120}{144}$	$\frac{135}{140}$	$\frac{180}{900}$	$\frac{5024}{6056}$	$\frac{1003}{1219}$
$\frac{35}{90}$	$\frac{240}{360}$	$\frac{142}{434}$	$\frac{560}{840}$	$\frac{4599}{5472}$	$\frac{3600}{12000}$

8. Resolviren und Reduziren der Brüche.

36. Löse nachstehende Bruchtheile höherer Sorten in Ganze der niederen Sorten auf:

$\frac{2}{3}$ fl. = ? $\frac{5}{8}$ Buch = ? $\frac{11}{12}$ fl. = ? $\frac{13}{15}$ Schfl. = ?

$\frac{3}{4}$ fl. = ? $\frac{7}{8}$ Pf. = ? $\frac{6}{9}$ fl. = ? $\frac{17}{18}$ Mtz. = ?

$\frac{4}{5}$ fl. — ? $\frac{9}{10}$ Ctr. = ? $\frac{8}{9}$ fl. = ? $\frac{19}{24}$ Eimer = ?

37. Verwandle folgende niedere Sorten in Bruchtheile der höheren Sorten:

a. 16 Loth = Pfd.?	75 Pfund = Ctr.?	40 Kr. = fl.?
24 „ = „ ?	40 „ = „ ?	36 „ = „ ?
12 „ = „ ?	30 „ = „ ?	42 „ = „ ?
28 „ = „ ?	45 „ = „ ?	55 „ = „ ?
23 „ = „ ?	72 „ = „ ?	32 „ = „ ?

25 Std. = Tag? 18 Bch. = Rs.?
48 Ms. = Eim.? 54 Sck. = Schck.?
20 Bog. = Bch.?

b. 2 Pf. = fl.? 30 Lth. = Ctr. 8 Kr. 2 Pf. = fl.? 28 Pf. 12 Lth. = Ctr.?
24 Lth. = Ctr.? 3 Pf. = fl.? 5 Kr. 3 Pf. = fl.? 15 Bch. 18 Bg. = Rs.?
3 Qt. = Pf.? 15 Pf. = fl.? 12 Lth. 2 Qt. = Pf.? 32 Kr 2 Kr. = fl.?

9. Verwandlung ungleichnamiger Brüche in gleichnamige.

Mache folgende Brüche gleichnamig:

38.
$\frac{1}{2}+\frac{1}{3}=$
$\frac{1}{2}+\frac{1}{5}=$
$\frac{1}{3}+\frac{1}{4}=$
$\frac{1}{7}+\frac{1}{5}=$
$\frac{1}{9}+\frac{1}{6}=$
$\frac{1}{5}+\frac{1}{8}=$
$\frac{4}{5}+\frac{1}{2}=$
$\frac{2}{3}+\frac{6}{7}=$

39.
$\frac{4}{9}+\frac{3}{8}=$
$\frac{3}{4}+\frac{3}{5}=$
$\frac{7}{8}+\frac{5}{6}=$
$\frac{5}{7}+\frac{5}{9}=$
$\frac{8}{9}+\frac{7}{12}=$
$\frac{10}{11}+\frac{6}{7}=$
$\frac{15}{16}+\frac{9}{12}=$
$\frac{18}{24}=\frac{36}{37}=$

40.
$\frac{1}{2}\ \frac{2}{3}\ \frac{3}{4}\ \frac{5}{6}\ \frac{5}{12}=$
$\frac{3}{4}\ \frac{5}{6}\ \frac{7}{8}\ \frac{11}{12}\ \frac{23}{42}=$
$\frac{5}{6}\ \frac{8}{9}\ \frac{7}{12}\ \frac{17}{18}\ \frac{11}{16}=$
$\frac{7}{9}\ \frac{11}{12}\ \frac{11}{16}\ \frac{13}{24}\ \frac{43}{48}=$
$\frac{1}{2}\ \frac{2}{3}\ \frac{3}{4}\ \frac{5}{6}\ \frac{7}{8}\ \frac{11}{12}=$
$\frac{5}{6}\ \frac{18}{123}\ \frac{67}{82}\ \frac{19}{41}\ \frac{176}{246}=$
$\frac{1}{2}\ \frac{2}{3}\ \frac{7}{30}\ \frac{8}{9}\ \frac{13}{15}\ \frac{77}{180}=$
$\frac{1}{3}\ \frac{5}{6}\ \frac{3}{8}\ \frac{18}{24}\ \frac{72}{46}=$

41.
$\frac{8}{9}\ \frac{6}{7}\ \frac{7}{13}\ \frac{5}{8}\ \frac{4}{5}=$
$\frac{5}{6}\ \frac{7}{11}\ \frac{5}{13}\ \frac{9}{19}\ \frac{11}{25}=$
$\frac{3}{4}\ \frac{5}{6}\ \frac{7}{10}=$
$\frac{3}{8}\ \frac{11}{12}\ \frac{13}{20}=$

42.
$\frac{3}{10}\ \frac{4}{10}\ \frac{5}{18}\ \frac{2}{3}\ \frac{7}{30}\ \frac{11}{40}=$
$\frac{1}{6}\ \frac{7}{8}\ \frac{4}{15}\ \frac{7}{24}\ \frac{5}{18}\ \frac{3}{4}=$
$\frac{3}{4}\ \frac{7}{10}\ \frac{11}{12}\ \frac{5}{18}\ \frac{2}{9}\ \frac{1}{2}=$
$\frac{3}{16}\ \frac{17}{24}\ \frac{9}{14}\ \frac{9}{10}\ \frac{8}{9}\ \frac{7}{8}=$

10. Wiederholung.

43. Wie viel Loth sind $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{10}$ Pf.?

44. Wie viel Pfund sind $\frac{1}{10}$ $\frac{1}{20}$ $\frac{1}{25}$ $\frac{1}{50}$ Zentner?

45. Was sind $\frac{9}{8}$ $\frac{8}{8}$ $\frac{7}{8}$ $\frac{1}{2/4}$ $\frac{1}{1/3}$ für Brüche?

46. Verwandle 7 4 3 9 2 5 6 Ganze in Sechstel.

47. Was ist mehr: a) $\frac{2}{3}$ oder $\frac{3}{12}$? b) $\frac{9}{16}$ oder $\frac{5}{16}$?

48. Wann ist ein Bruch durch 2, 3, 4, 5, 6 ohne Rest theilbar?

49. Welche von diesen Brüchen sind durch 8 theilbar?
a) $\frac{1538}{8600}$ b) $\frac{3472}{4560}$ c) $\frac{1782}{8158}$ d) $\frac{1408}{1792}$.

50. Suche in folgenden Brüchen das größte gemeinschaftliche Maß, wodurch sie gehoben werden können: a) $\frac{3472}{8940}$ b) $\frac{75381}{92475}$ c) $\frac{59179}{68345}$.

51. Bringe folgende Brüche unter gleiche Benennung: $\frac{4}{5}$ $\frac{7}{8}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{4}{7}$ $\frac{5}{9}$ $\frac{7}{10}$.

II. Addition der Brüche.

Kopfrechnen.

1. Wie viel ist: $\frac{2}{3}$ und $\frac{5}{6}$ $\frac{1}{2}+\frac{3}{4}$ $\frac{3}{4}+\frac{5}{8}$ $\frac{7}{10}+\frac{9}{20}$ $\frac{4}{5}+\frac{9}{10}$ — $\frac{11}{12}+\frac{7}{24}$?

2. Wie viel machen: $\frac{4}{5}$ und $\frac{7}{10}$ Ztr. in Summa?

3. Addire: $11\frac{3}{4}+6\frac{11}{24}$ $7\frac{13}{28}+4\frac{7}{9}$ — $3\frac{3}{5}+7\frac{9}{10}$ $7\frac{3}{4}+8\frac{11}{16}$ $4\frac{4}{5}+7\frac{11}{20}$ $7\frac{2}{3}+33\frac{7}{15}$!

4. Eine neue Zimmerthüre kostet $4\frac{3}{5}$ fl., das Schloß dazu kostete $2\frac{3}{10}$ fl., was betragen beide Summen?

5. Zähle zusammen: $\frac{2}{3}+\frac{4}{5}$ $\frac{7}{8}+\frac{5}{6}$ $\frac{8}{9}+\frac{9}{10}$ $\frac{6}{7}+\frac{5}{8}$ $\frac{11}{12}+\frac{3}{5}$ $\frac{9}{10}+\frac{2}{3}$ $\frac{1}{2}+\frac{5}{7}$.

6. Rechne zu $\frac{5}{6}$ Thaler noch $\frac{2}{5}$ Thaler; wie viel beträgt dies?

7. Wie viel ist: $4\frac{3}{4} + 2\frac{3}{5}$ $42\frac{5}{6} + 45\frac{4}{5}$ $3\frac{2}{5} + 4\frac{5}{6}$ $4\frac{3}{8} + 2\frac{4}{5}$ $7\frac{2}{8} + 8\frac{7}{10}$ $3\frac{4}{5} + 4\frac{1}{2}$?

8. Ein Hausvater kaufte sich für den Winter $3\frac{2}{3}$ Klafter hartes und $4\frac{3}{4}$ Klafter weiches Scheitholz, wie viel ist dies zusammen?

Zifferrechnen.

9. Wie viel sind $\frac{2}{6} + \frac{5}{6} + \frac{3}{6} + \frac{4}{6}$?

10. $\frac{7}{8} + \frac{1}{8} + \frac{5}{8} + \frac{3}{8}$? 11. $\frac{5}{12} + \frac{9}{12} + \frac{6}{12} + \frac{10}{12}$?

12. Wie heißt die Summe von $\frac{17}{24} + \frac{19}{24} + \frac{13}{24} + \frac{11}{24} + \frac{13}{24}$ Buch Papier?

13. Addire: $8\frac{14}{56} + 201\frac{25}{56} + 11\frac{6}{56} + 181\frac{43}{56} + 29\frac{31}{56}$.

14. Wie viel betragen $6\frac{5}{8} + 8\frac{5}{8} + 9\frac{7}{8} + 15\frac{1}{8} + 27\frac{3}{8}$ Pf.

15. Welches ist die Summe von 5 Ball. 9 Riß, $14\frac{7}{12}$ Buch, 8 Ball. 7 Riß $8\frac{10}{12}$ Buch, 5 Ball. 8 Rß. $19\frac{5}{12}$ Buch, 7 Ball. 6 Rß. $15\frac{11}{12}$ Bch.

16. Zähle zusammen: $\frac{3}{5} + \frac{4}{9} + \frac{2}{3} + \frac{19}{43}$!

17. Addire: $\frac{3}{4} + \frac{2}{3} + \frac{5}{6} + \frac{5}{16} + \frac{4}{15}$!

18. Wie viel betragen $\frac{3}{4} + \frac{7}{8} + \frac{17}{32} + \frac{1}{2} + \frac{13}{16}$ Pf. Zucker?

19. Wie viel Zentner sind $23\frac{1}{2}$ Zt. $+ 16\frac{17}{50} + 28\frac{9}{10} + 26\frac{4}{5} + 9\frac{8}{25}$ Ztr.?

20. 54 fl. $57\frac{5}{8}$ kr.	21. 456 Ctr. $48\frac{1}{2}$ Pf.	22. 23 Fdr. $4\frac{4}{2}$ Eim.
32 „ $24\frac{1}{2}$ „	752 „ $25\frac{1}{4}$ „	5 „ $11\frac{1}{2}$ „
75 „ $15\frac{7}{12}$ „	88 „ $96\frac{23}{32}$ „	18 „ $6\frac{5}{6}$ „
17 „ $39\frac{2}{3}$ „	234 „ $63\frac{7}{8}$ „	8 „ $7\frac{3}{4}$ „
45 „ $42\frac{3}{4}$ „	25 „ $72\frac{9}{10}$ „	32 „ $9\frac{2}{3}$ „

23. Von 5 Arbeitern führt der eine täglich $\frac{1}{5}$, der zweite $\frac{2}{11}$ der dritte $\frac{3}{16}$, der vierte $\frac{5}{24}$, und der fünfte $\frac{7}{15}$ Kubikklafter Mauerwerk auf; wie viel alle fünf zusammen an einem Tage?

24. Wie viel sind: $4\frac{1}{2} + 5\frac{2}{3} + 6\frac{3}{4} + 7\frac{4}{5} + 8\frac{5}{6}$ fl.?

25. Ein Lichterzieher gießt $2\frac{3}{8}$ $6\frac{7}{10}$ $9\frac{1}{4}$ und $7\frac{2}{5}$ Zentr. Lichter; wie viel sind dieß zusammen?

III. Subtraktion der Brüche.

Kopfrechnen.

26. Wie viel ist $\frac{4}{5} - \frac{2}{5}$ $\frac{7}{8} - \frac{3}{8}$ $\frac{7}{10} - \frac{3}{10}$ $\frac{8}{9} - \frac{2}{9}$ $\frac{5}{8} - \frac{2}{8}$?

27. Von $\frac{13}{20}$ fl. gab Karl $\frac{7}{20}$ fl. aus; wie viel hatte er noch?

28. Ziehe ab: $16\frac{1}{4}$ von $7\frac{3}{4}$ $39\frac{3}{7}$ von $78\frac{5}{7}$ $54\frac{2}{9}$ von $83\frac{7}{9}$!

29. Ein Bauer hatte $48\frac{9}{10}$ Schock Getreide gebaut und davon $15\frac{3}{10}$ Schock ausgedroschen; wie viel war noch zu dreschen?

30. Welches ist der Unterschied zwischen 15 und $\frac{7}{9}$, 16 u. $\frac{9}{15}$, 47 u. $\frac{9}{15}$, 18 u. $\frac{7}{24}$, 1514 und $\frac{9}{35}$?

31. Vermindere 57 u. $36\frac{5}{6}$, 23 u. $15\frac{1}{4}$, 47 u. $28\frac{5}{17}$, 56 u. $28\frac{11}{18}$!

32. Joseph bezahlte an einer Schuld von 95 fl. $47\frac{3}{4}$ fl.; wie viel blieb er noch im Rest?

33. Ziehe ab: $\frac{4}{9}$ von $\frac{2}{3}$ $\frac{4}{15}$ von $\frac{3}{5}$ $\frac{7}{18}$ von $\frac{5}{6}$ $\frac{5}{12}$ von $\frac{3}{4}$ $\frac{7}{20}$ von $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{6}$ von $\frac{7}{12}$!

34. Ein Taglöhner verdient täglich $\frac{15}{16}$ fl. und braucht hievon $\frac{5}{8}$ fl. wie viel hat er noch täglich übrig?

35. Von $23\frac{4}{5}$ fl. werden $14\frac{3}{10}$ fl. ausgegeben; was bleibt Rest?

36. Vermindere: $\frac{7}{8}$ um $\frac{1}{2}$ $\frac{7}{8}$ um $\frac{2}{3}$ $\frac{4}{5}$ um $\frac{2}{3}$ $\frac{4}{5}$ um $\frac{2}{9}$ $\frac{5}{6}$ um $\frac{3}{5}$!

37. Ein Kaufmann verkaufte von seinem in $3\frac{4}{5}$ Zentr. bestehenden Vorrath Kaffee $2\frac{1}{2}$ Ztr.; wie viel hatte er noch?

Zifferrechnen.

38. Ziehe ab: $\frac{9}{17}$ von $\frac{16}{17}$ $\frac{5}{18}$ von $\frac{13}{18}$ $\frac{7}{24}$ von $\frac{19}{24}$ $\frac{7}{16}$ von $\frac{13}{16}$ $\frac{13}{36}$ von $\frac{29}{36}$.

39. Wenn ein Krämer von $\frac{97}{100}$ Ztr. $\frac{45}{100}$ Ztr. verkauft, wie viel hat er noch?

40. Suche die Differenz zwischen $374\frac{11}{16}$ und $96\frac{15}{16}$, zwischen $4897\frac{5}{12}$ und $2779\frac{11}{12}$!

41. Ziehe $14\frac{7}{8}$ fl. von $59\frac{3}{8}$ fl. ab; was bleibt Rest?

42. Jemand hinterläßt von 3845 fl. $33\frac{1}{8}$ kr. Vermögen, und 753 fl. $48\frac{3}{8}$ kr. Schulden; wie viel bleibt reines Vermögen übrig?

43. Vermindere: 40 um $\frac{7}{16}$, 20 um $7\frac{3}{5}$, 96 um $27\frac{6}{7}$, 83 um $64\frac{19}{30}$!

44. Jemand hat $754\frac{3}{8}$ zu zahlen; er verzählt sich aber und zahlte 774 fl., was gehört ihm wieder zurück?

45. Wie viel ist: $\frac{97}{100} - \frac{13}{25}$, $428\frac{3}{7} - 85\frac{11}{21}$, $717\frac{4}{9} - 76\frac{23}{27}$?

46. Ein Zimmer ist $17\frac{3}{10}$ Schuh lang und $12\frac{4}{5}$ Schuh breit; um wie viel ist es länger als breit?

47. Wie viel bleibt, wenn man $\frac{4}{5}$ um $\frac{7}{17}$ vermindert?

48. Von $\frac{7}{8}$ Ellen werden $\frac{2}{3}$ Ell. abgeschnitten, wie viel bleibt Rest?

49. Ein Student erhielt von seinem Vater 46 fl. geschickt, davon zahlte er rückstandige Miethe $5\frac{3}{8}$ fl., wie viel bleibt ihm?

50. Ein Kaufmann hatte 7 Ztr. $52\frac{1}{3}$ Pf. Tabak auf dem Lager; davon verwandte er aber 3 Ztr. $49\frac{7}{8}$ Pf.; wie stark war nun sein Vorrath?

IV. Multiplikation der Brüche.

Kopfrechnen.

51. Wie viel ist 7 mal $\frac{3}{5}$ fl.? 4 mal $5\frac{3}{4}$ fl.?

52. Vervielfältige: $\frac{2}{3}$ $\frac{3}{4}$ $\frac{4}{5}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{3}{8}$ $\frac{7}{9}$ $\frac{6}{10}$ durch 2, 3, 4, 5 ꝛc.

53. Ein Arbeiter verdient täglich $\frac{7}{8}$ fl., wie viel bekommen neun Arbeiter?

54. Was kosten $\frac{5}{6}$ Ellen Tuch, wenn die Elle für 3 fl. verkauft wird?

55. Wie viel ist:

$\frac{1}{2}\times\frac{2}{3}$ $\frac{1}{2}\times\frac{3}{4}$ $\frac{2}{3}\times\frac{5}{7}$ $\frac{1}{2}\times\frac{5}{6}$ $\frac{2}{5}\times\frac{7}{9}$?

$\frac{1}{3}\times\frac{3}{4}$ $\frac{1}{5}\times\frac{3}{7}$ $\frac{1}{2}\times\frac{3}{5}$ $\frac{1}{3}\times\frac{7}{8}$ $\frac{3}{5}\times\frac{5}{9}$?

$\frac{1}{4}\times\frac{5}{7}$ $\frac{3}{4}\times\frac{7}{8}$ $\frac{3}{4}\times\frac{4}{5}$ $\frac{1}{4}\times\frac{9}{10}$ $\frac{4}{5}\times\frac{7}{10}$?

56. Das Schock Eier zu $\frac{7}{8}$ fl., was kosten $\frac{2}{3}$ Schock?

57. Multiplizire:

$3\frac{3}{4}\times\frac{2}{3}$ $\frac{3}{4}\times 7\frac{1}{2}$ $1\frac{1}{2}\times\frac{4}{5}$ $3\frac{4}{5}\times\frac{2}{3}$?

$4\frac{2}{3}\times\frac{7}{8}$ $\frac{1}{2}\times 2\frac{5}{6}$ $\frac{3}{4}\times\frac{1}{2}$ $2\frac{1}{3}\times\frac{4}{5}$?

58. Der Metzen Weizen zu $2\frac{3}{5}$ fl.; wie hoch kommen $\frac{3}{4}$ Mtz.?

59. Wie viel ist:

$2\frac{1}{2}\times 3\frac{2}{3}$ $2\frac{1}{6}\times 1\frac{2}{7}$ $2\frac{4}{5}\times 2\frac{1}{4}$ $1\frac{3}{4}\times 2\frac{1}{2}$?

$2\frac{1}{3}\times 10\frac{1}{2}$ $1\frac{3}{4}\times 2\frac{1}{5}$ $1\frac{3}{4}\times 5\frac{1}{3}$ $2\frac{1}{3}\times 2\frac{1}{5}$?

60. 1 Pf. Wolle zu 1 fl., wie hoch kommen $7\frac{1}{2}$ Pf.?

61. 1 Pf. kostet $2\frac{7}{10}$ fl., wie hoch kommen 10 Pfd.?

62. Das Stück zu $\frac{5}{8}$ fl., wie hoch kommen 36 Stück?

Zifferrechnen.

63. Multiplicire: $\frac{6}{7}$ mit 9, $\frac{7}{8}$ mit 15, $\frac{8}{9}$ mit 27, 38 mit $\frac{7}{15}$ 75 mit $\frac{13}{18}$!

64. Wie viel ist: $5\frac{3}{4} \times 16$, $7\frac{2}{3} \times 15$, $39\frac{4}{5} \times 28$, $64\frac{7}{8} \times 36$, $18\frac{3}{5} \times 63$!

65. 1 Pf. kostet $\frac{3}{5}$ fl.; was kosten 4, 9, 14, 19, 26, 33, 41, 53, 64 Pfd.?

66. Vervielfältige:

$12 \times \frac{7}{9}$ $9 \times \frac{47}{54}$ $12 \times \frac{19}{36}$ $9 \times \frac{17}{24}$ $6 \times \frac{29}{30}$ $5 \times \frac{19}{25}$

$27 \times \frac{2}{3}$ $48 \times \frac{5}{6}$ $95 \times \frac{7}{8}$ $52 \times \frac{3}{4}$ $36 \times \frac{7}{9}$ $72 \times \frac{7}{12}$.

67. Wie hoch kommen 54 Ellen, die Elle zu $\frac{4}{5}$ fl.

68. Multiplicire:

45 durch $\frac{3}{4}$ 76 durch $\frac{4}{5}$ 56 durch $\frac{4}{7}$ 72 durch $\frac{5}{6}$ 48 durch $\frac{11}{12}$

42 durch $4\frac{3}{7}$ 63 durch $2\frac{5}{9}$ 54 durch $8\frac{5}{6}$ 50 durch $3\frac{9}{10}$

39 durch $5\frac{3}{7}$.

69. Der Ztr. Unschlitt zu 25 fl., wie hoch kommen $3\frac{7}{10}$ Ztr.?

70. Wie viel ist: $\frac{7}{10} \times \frac{9}{14}$ $\frac{7}{8} \times \frac{10}{13}$ $\frac{14}{15} \times \frac{3}{4}$ $\frac{5}{6} \times \frac{13}{14}$

$\frac{6}{7} \times \frac{15}{16}$ $\frac{5}{9} \times \frac{14}{17}$ $\frac{7}{8} \times \frac{4}{7}$ $\frac{5}{9} \times \frac{3}{5}$ $\frac{17}{25} \times \frac{23}{45}$ $\frac{16}{19} \times \frac{23}{32}$

$\frac{15}{16} \times \frac{18}{19}$?

71. Das Pfund zu $\frac{11}{12}$ fl., was kosten $\frac{15}{16}$ Pf.?

72. Multiplizire: $\frac{3}{4}$ durch $13\frac{4}{5}$ $\frac{2}{3}$ durch $64\frac{3}{5}$ $\frac{7}{8}$ durch $1865\frac{1}{3}$ $\frac{14}{15}$ durch $2568\frac{5}{8}$ $\frac{11}{12}$ durch $24\frac{3}{8}$ $\frac{19}{24}$ durch $7\frac{1}{2}$ $\frac{9}{13}$ durch $63\frac{3}{4}$ $\frac{5}{6}$ durch $28\frac{13}{20}$!

73. Die Elle zu $\frac{4}{5}$ fl., was kosten $134\frac{3}{4}$ Ellen?

74. Eine Kiste mit Seidenwaaren ist $5\frac{1}{2}'$ lang, $3\frac{1}{4}'$ breit, und $2\frac{3}{4}'$ hoch, was beträgt ihr Kubikinhalt?

75. Jemand verdient sich jährlich $536\frac{3}{4}$ fl., wie viel macht dies in 18 Jahren $5\frac{1}{2}$ Monat?

V. Division der Brüche.

Kopfrechnen.

76. Wie oft ist enthalten: $\frac{3}{10}$ in $\frac{7}{10}$ $\frac{3}{7}$ in $\frac{6}{7}$ $\frac{4}{11}$ in $\frac{8}{11}$ $\frac{4}{13}$ in $\frac{9}{13}$ $\frac{3}{14}$ in $\frac{13}{14}$?

77. $\frac{3}{8}$ Pf. zu $\frac{7}{8}$ 8fl., was kostet 1 Pf.?

78. Dividire: $\frac{5}{7}$ durch $\frac{1}{2}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{3}{4}$ $\frac{4}{5}$ $\frac{3}{8}$ $\frac{4}{7}$!

79. $\frac{3}{4}$ Maß Wein zu $\frac{5}{8}$ fl., wie hoch kommt die Maß?

80. Wie oft ist 3 enthalten in $\frac{3}{5}$ $\frac{2}{3}$ $\frac{6}{7}$ $\frac{5}{8}$ $\frac{4}{9}$ $\frac{9}{10}$ $\frac{12}{17}$ $\frac{18}{25}$?

81. Wie viel beträgt der 5. Theil von $\frac{2}{3}$ $\frac{3}{4}$ $\frac{2}{5}$ $\frac{5}{6}$ $\frac{5}{7}$ $\frac{7}{8}$ $\frac{3}{9}$?

82. 5 Pf. Rindfleisch zu $\frac{3}{4}$ fl.; wie hoch kommt 1 Pf.?

83. Wie oft ist in 6: $\frac{2}{3}$ $\frac{3}{5}$ $\frac{4}{7}$ $\frac{5}{8}$ $\frac{7}{10}$ $\frac{3}{12}$ $\frac{3}{4}$ $\frac{5}{7}$ enthalten?

84. $\frac{5}{6}$ Schock Stroh 7 fl., wie hoch kommt 1 Schock?

85. Wie hoch kommt die Elle Tuch, wenn $\frac{1}{3}$ Elle $1\frac{3}{4}$ fl. kostet?

86. Theile: $\frac{2}{3}$ durch $4\frac{1}{2}$ $\frac{4}{5}$ durch $1\frac{1}{2}$ $\frac{3}{4}$ durch $5\frac{2}{3}$ $\frac{1}{6}$ durch $2\frac{3}{4}$.

87. Für $5\frac{1}{2}$ fl. kaufte Jemand $\frac{7}{8}$ Ztr. Waare; wie viel bekommt er für 1 fl.?

88. Was verdient 1 Mann, wenn 5 Männer $3\frac{3}{4}$ fl. verdienen?

89. $3\frac{1}{3}$ Ellen Seidenband 3 fl., wie hoch kommt eine Elle?

90. Wenn $4\frac{3}{4}$ Pfd. Waare $6\frac{1}{2}$ fl. kosten, wie hoch kommt 1 Pf.?

Zifferrechnen.

91. Wie oft ist $\frac{3}{4}$ in $\frac{5}{6}$ $\frac{13}{17}$ in $\frac{4}{5}$ $\frac{11}{15}$ in $\frac{3}{4}$ $\frac{3}{7}$ in $\frac{19}{20}$ $\frac{14}{9}$ in $\frac{4}{5}$ enthalten?

92. Unter 8 Arme vertheilt Jemand $\frac{4}{5}$ fl. gleichmäßig, wie viel erhält jeder hievon?

93. Theile: 64 Ztr. durch $\frac{3}{5}$, 57 durch $\frac{5}{7}$, 83 Pf. durch $\frac{7}{9}$, 18 Rß. durch $\frac{17}{20}$!

94. $\frac{7}{10}$ Ballen Papier kosten 28 fl., was kostet 1 Ballen?

95. Wenn $\frac{7}{8}$ Ztr. Lichter $26\frac{1}{4}$ fl. kosten, was kostet 1 Ztr.?

96. Wie oft ist enthalten: $6\frac{1}{2}$ in $\frac{13}{15}$ $1\frac{5}{19}$ in $\frac{14}{19}$ $2\frac{2}{3}$ in $\frac{4}{5}$?

97. Theile: $75\frac{7}{8}$ durch 7, $136\frac{4}{5}$ durch 6, $254\frac{2}{3}$ durch 8, $127\frac{3}{4}$ durch 12!

98. Ein Dutzend seidene Tücher zu $34\frac{1}{5}$ fl., was kostet 1 Tuch?

99. Wie hoch kommt 1 Ohm Wein, wenn $5\frac{1}{6}$ Ohm mit 160 fl. bezahlt werden?

100. Wenn $29\frac{3}{4}$ Loth Silber $44\frac{3}{8}$ fl. kosten, was kostet 1 Loth?

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.
Lehrstücke religiösen und moralischen Inhalts.

Gott.

Gott und seine Eigenschaften.

Pflichten gegen Gott.

Der Mensch.

Pflichten gegen sich selbst.

Pflichten gegen den Nächsten.

Besondere Pflichten.

Pflichten gegen die Thier- und Pflanzenwelt.

Die Natur im Allgemeinen.

Jahres- und Tageszeiten.

Gemischte Lesestücke.

Zweite Abtheilung.

Bilder zu den Realien.

I. Zur Menschenkunde.

A. Der Körper des Menschen.

B. Die Seele des Menschen.

II. Zur Naturgeschichte.

A. Das Thierreich.

B. Das Pflanzenreich.

C. Das Mineralreich.

III. Zur Naturlehre.

IV. Zur Geographie Deutschlands.

V. Zur deutschen Geschichte.

VI. Zur deutschen Sprache.

I. Kurze Uebersicht der verschiedenen Wortarten.

II. Mustersätze

III. Der zusammengezogene Satz.

Anhang.

Briefe und Geschäftsaufsätze.

A. Briefe.

B. Geschäftsaufsätze.

Uebungsaufgaben für das mündliche und schriftliche Rechnen.

Rechnen mit Brüchen.